

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS  
LUDWIGSBURG e.V.

# Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 63

Mit 70 Abbildungen

2009

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein  
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: Dr. Thomas Schulz, Remseck  
unter Mitarbeit von Wolfgang Läßle, Asperg

Produktion und Layout: Karl-Heinz Zimmerstädt, Steinheim/Murr

Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: WALTER Medien GmbH, Brackenheim-Hausen

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:

Stadtarchiv Ludwigsburg, Kaiserstr. 14, 71636 Ludwigsburg



# Inhalt

Mitarbeiter an diesem Band	4
Vorwort ( <i>Elfriede Krüger</i> )	5
300 Jahre Ludwigsburg von <i>Werner Spec</i>	7
Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg (1676–1733) von <i>Paul Sauer</i>	13
Am Anfang war ein Jagdschloss, ein Wirtshaus und ein Krawattendörfle. Italiener, »Kroaten« und andere Migranten am Ludwigsburger Schlossbau von <i>Daniel Schulz</i>	27
Kaufleute, Handwerker und Künstler. Die soziale und geographische Herkunft der ersten Ludwigsburger Einwohner von <i>Rolf Bidlingmaier</i>	55
Einzüge – Auszüge – Umzüge von <i>Andrea Fix</i>	69
Der Ludwigsburger Pferdemarkt von <i>Günther Bergan</i>	91
Von der »Pomeranzenkirche« zur Professorenkanzle. Aus den ersten hundert Jahren Ludwigsburger Kirchengeschichte(n) von <i>Wolfgang Schöllkopf</i>	125
Die Lateinschule Ludwigsburg von ihrer Gründung bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts von <i>Thomas Schulz</i>	153
Pflugfelden und Poppenweiler im Spiegel der ersten Ludwigsburger Jahre von <i>Albrecht Gühring</i>	171

Von Hexen und Heiligen. Schiller und seine Frauen von <i>Brigitte v. Egloffstein</i>	179
Berichte und Notizen Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2008/2009 ( <i>Wolfgang Läßle</i> )	187
Rückblick auf das Jahr 2008 ( <i>Thomas Schulz</i> )	191
Buchbesprechungen	195
Bildnachweis	201
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900 – 2009	203

## Mitarbeiter an diesem Band

Bergan, Günther, Diplom-Ingenieur, Ludwigsburg  
Bidlingmaier, Rolf, Stadtarchivar, Bempflingen  
Egloffstein, Brigitte von, Stuttgart  
Fix, Dr. Andrea, Kunsthistorikerin, Stuttgart  
Gühning, Albrecht, Stadtarchivamtsrat, Möglingen  
Krüger, Elfriede, Rektorin, Ludwigsburg  
Läßle, Wolfgang, Stadtoberarchivrat, Asperg  
Sauer, Prof. Dr. Paul, Ltd. Archivdirektor i. R., Tamm  
Schöllkopf, Dr. Wolfgang, Pfarrer, Ulm  
Schulz, Daniel, Kunsthistoriker, Döttingen  
Schulz, Dr. Thomas, Kreisarchivoberrat, Remseck a. N.  
Spec, Werner, Oberbürgermeister, Ludwigsburg  
Zimmerstädt, Karl-Heinz, Kundenberater i. R., Steinheim a. d. Murr

## Vorwort

Das Stadtjubiläum »300 Jahre Ludwigsburg« neigt sich seinem Ende entgegen. Die Stadt hat ihren 300-jährigen Geburtstag ein ganzes Jahr lang »ideenreich« gefeiert.

Offiziell eröffnet wurde der Veranstaltungsreigen mit der Stadtgründungsfeier am 9. Mai, nicht wie sonst üblich im Schloss, sondern im »Bürgerschloss« Forum Ludwigsburg. Oberbürgermeister Werner Spec spannte in seiner Rede den Bogen vom Beginn des Schlossbaus über den Aufruf zur Ansiedlung 1709 und die Stadtgründung bis zur modernen und innovativen Stadt Ludwigsburg heute. Freundlicherweise hat uns Herr Oberbürgermeister Spec seinen Rück- und Ausblick auf die Stadtgeschichte zum Abdruck in den Geschichtsblättern zur Verfügung gestellt.

So außergewöhnlich und vielfältig wie die Stadtgründungsfeier – mit einem Grußwort des Ministerpräsidenten Günther H. Oettinger, mit einem Vorgeschmack auf die Aufführung der »Schöpfung« des Bürgertheaters, mit einem filmischen Beitrag zur heutigen Stadt und weiteren interessanten Beiträgen –, so vielgestaltig wurde das Jahr begangen. Unbestreitbarer Höhepunkt war die Eröffnung der Arena im Oktober mit einem gemeinsamen Konzert der Scorpions und dem Orchester der Ludwigsburger Schlossfestspiele unter dem Motto »Rock the Barock«. Weitere Geschenke der Stadt an ihre Bürger im Jubiläumsjahr waren der lang ersehnte und heiß über viele Jahre diskutierte Westausgang des Bahnhofs sowie die Eröffnung des Akademiehofes, mit dem darunter liegenden Parkhaus, auf dem ehemaligen Mathildengelände. Eine weitere Perle, die die Plätze unserer Stadt bereichert und das Ensemble der Filmakademie sowie der Akademie für Darstellende Kunst mit dem Rathaushof und damit dem Marktplatz bis hin zum Holzmarkt verbindet. Eine herrliche Platzfolge, die Chancen für eine vielfältige Nutzung bietet, um die uns viele Städte beneiden.

Aber auch kleinere Ereignisse prägen und machen Ludwigsburg lebens- und liebenswert. Der bunte Strauß von Veranstaltungen, die von der Stadt im Programm »Ideenreich« gebündelt wurden, zeigt das große Engagement Ludwigsburger Gruppen, Vereine und Bürger aus allen Bevölkerungsteilen.

Aus der langen Reihe der Veranstaltungen seien nur wenige Beispiele angeführt: Das Konzert der »Toten Hosen« im Ludwig-Jahn-Stadion, begleitet von einer Fotoausstellung des Ludwigsburger Fotografen Rainer Pfisterer im Schloss; die fulminante Aufführung der »Schöpfung« des Bürgertheaters unter der musikalischen Leitung von Prof. Siegfried Bauer und der Regie von Rainer Kittel; die Ausstellung »Außerdem« mit der Präsentation von Kunst im öffentlichen Raum, bei der man u. a. dem Herzog auf dem Marktplatz auf Augenhöhe begegnen konnte; die Fotoausstellung »Menschen in Ludwigsburg« im Städtischen Museum; die Vortragsreihe »In Ludwigsburg heimisch geworden« der Freunde des Städtischen Museums oder die Veranstaltungsreihe zum Thema Schiller. Auch der Historische Verein hat des 250. Geburtstages des großen Dichters mit einer Sonderveranstaltung im Schlosstheater in Zusammenarbeit mit der Haake-Stiftung Stuttgart und der Schloss-

verwaltung sowie einem Halbtagesausflug mit einer Führung unseres stellvertretenden Vorsitzenden Albrecht Gühring auf Schillers Spuren in Marbach gedacht.

Das große bürgerschaftliche Engagement hat sich auch in der kreativen Gestaltung und großen Beteiligung am Jubiläums-Umzug beim Pferdemarkt gezeigt. Die Einsatzfreude der vielen Vereine in den Stadtteilen bereichern nicht nur das kulturelle Leben der Gesamtstadt, sondern fördern vor allem das Zusammengehörigkeitsgefühl und die soziale Mitverantwortung in den Stadtteilen. Das jüngste Beispiel für bürgerschaftliches ehrenamtliches Engagement ist die Renovierung und Eröffnung des ehemaligen Eglosheimer Rathauses als Heimatmuseum und Kommunikationshaus. Wir gratulieren dem Historischen Verein Eglosheim zu dieser großartigen Leistung. Erwähnenswert ist auch das Wirken der Vereine und Gruppen, die die Torhäuser mit Leben erfüllen, dies ganz im Sinne der Wüstenrot-Stiftung, die für die Renovierung der Häuser maßgeblich gesorgt hat.

Im Sommer wurde auch auf die mehrere Jahre zurückliegende Anregung unseres Vereins hin eine der Straßen im neu gestalteten Baugebiet Hartenecker Feld »Hofackerstraße« benannt – im Gedenken an den Widerstandskämpfer Caesar von Hofacker, der viele Jahre in Ludwigsburg gelebt hatte. Im Beisein seines Sohnes enthüllte Baubürgermeister Hans Schmid eine darauf hinweisende Gedenktafel.

Im Oktober des Jubiläumsjahres konnte das lange und mit großer Spannung erwartete Buch »Das schwäbische Potsdam« zur Geschichte des Militärs in unserer Stadt von Stadtarchivar Wolfgang Läßle vorgestellt werden. Das Warten hat sich gelohnt. Herausgekommen ist ein fundiertes, mit vielen bisher noch nicht veröffentlichten Plänen und Fotomotiven reich bebildertes zweibändiges Nachschlagewerk. Unserem Vorstandsmitglied Herrn Läßle und allen Mitbeteiligten Gratulation und ein herzliches Dankeschön.

Danken möchte ich zum Abschluss auch allen Referenten unserer Vorträge und Ausflüge, den Autoren der Beiträge in diesem Band sowie der Wüstenrot-Stiftung, der Stadt und dem Landkreis Ludwigsburg, ohne deren finanzielle Unterstützung auch diese Ausgabe der Geschichtsblätter nicht hätte veröffentlicht werden können. Ein besonderer Dank gilt wiederum Herrn Kreisarchivar Dr. Thomas Schulz für die bewährte Redaktion des Bandes.

Allen Lesern wünsche ich viel Freude beim Studieren des neuen Bandes. Er erweitert die Reihe der Ludwigsburger Geschichtsblätter, deren jetzt 63 Bände eine umfangreiche und vielfältige Sammlung von Beiträgen zur Geschichte von Kreis und Stadt Ludwigsburg bieten.

Im November 2009

*Elfriede Krüger*

# 300 Jahre Ludwigsburg\*

von Oberbürgermeister Werner Spec

»Geschichte begreifen, Zukunft gestalten, kreativ sein, Feste feiern – Ideenreich Ludwigsburg«, so heißt das Motto unseres Jubiläumsjahres 2009 mit 120 Veranstaltungen und Projekten. Dazu lade ich Sie ein und heiße Sie heute Abend ganz herzlich willkommen!

»Geschichte begreifen«, das heißt zunächst: zurückzublicken aus unserer heutigen, globalisierten Zeit mit ihren Risiken und Chancen, zurückzublicken aus der friedlichsten Epoche, die Europa jemals hatte, auf eine Zeit häufiger militärischer Auseinandersetzungen. Das heißt auch: zurückzublicken als Gesellschaft, die nicht mehr wie im Jahrhundert der Stadtgründung von Herzog und Hofstaat absolutistisch regiert wird.

Wir haben heute das Recht und die Verantwortung, demokratisch zu wählen. Darüber hinaus besteht für Bürgerinnen und Bürger die Chance, sich an Prozessen und Entwicklungen zu beteiligen, Verantwortung zu übernehmen, sich ehrenamtlich zu engagieren und damit Gegenwart und Zukunft maßgeblich mitzugestalten.

Doch bevor wir uns mit dem Thema »Zukunft gestalten« beschäftigen, wollen wir uns im Sinne von »Geschichte begreifen« zunächst dem Stadtgründer widmen. Was hat Eberhard Ludwig, der nach dem frühen Tod seines Vaters Herzog Wilhelm Ludwig im Jahr 1677 schon im Alter von neun Monaten Herzog geworden war, später zum Bau des Schlosses und der Stadt inspiriert? Wie kam er zu dieser Idee und weshalb erschien Ludwigsburg innerhalb weniger Jahre auf der europäischen Landkarte? Wie ist die Stadtgesellschaft mit Glanz und Elend, mit Hoffen und Bangen, mit immer neuen Herausforderungen und Chancen umgegangen?

Ganz am Anfang stand ein Gegensatz: die Erziehung des jungen Eberhard Ludwig durch den Vormund Herzog Friedrich Carl, den jüngeren Bruder des Vaters, auf der einen Seite und die Mutter Magdalena Sibylla von Hessen-Darmstadt auf der anderen Seite. Der Onkel war ein Anhänger des absolutistischen Regierungssystems des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. und in verschiedenen Feldzügen erprobter hoher Offizier der Reichsarmeen. Er wollte aus dem kleinen Herzog einen echten Soldaten und absolutistisch regierenden Fürsten formen. Die Mutter, am schwedischen Hof streng religiös erzogen, hatte einen betont moralischen, väterlichen Landesherrn nach schwäbisch-pietistischem Muster im Blick. So wuchs der junge Herzog heran im Spannungsfeld dieser beiden Pole. Stärker als die Mutter prägte ihn der Onkel, der die Residenz in Stuttgart zu einem Zentrum barocker Prachtentfaltung führte, an dem sich Feste, Opern und Ballett ablösten.

Eine weiterer Gegensatz bestand zu Frankreich: Der dortige Sonnenkönig galt als Vorbild in absolutistischer und prachtvoller Barockmanier einerseits, Frankreich mal als militärischer Gegner, mal als Verbündeter andererseits. Und so begann die Ge-

\* Ansprache beim Festakt zum Stadtjubiläum am 6. März 2009 im Forum am Schlosspark.

schichte von Schloss und Stadt Ludwigsburg eigentlich mit der Zerstörung des früheren Jagdsitzes, des Erlachhofs, durch französische Truppen während des pfälzischen Erbfolgekriegs. Der Erlachhof war der Ort, an dem zunächst ein Jagdschloss, dann die Residenz errichtet wurde. Die militärische Niederlage führte zur Entmachtung des Onkels als Vormund und zur vorzeitigen Mündigkeit des Herzogs im Alter von 17 Jahren.

Obwohl Eberhard Ludwig zunächst die Umbauten seines Onkels am Alten Schloss in Stuttgart fortsetzte, sah er bald, dass er mit diesem Altbau kein Gebäude realisieren konnte, das dem wachsenden Machtanspruch eines Landesfürsten im Deutschen Reich des 18. Jahrhunderts Rechnung tragen konnte. Mit zunehmender militärischer Bedeutung des Herzogs als Offizier der Reichstruppen wuchsen der Machtanspruch und damit die Dimension des neuen, nach ihm benannten Schlosses.

Doch sobald der Herzog mit seinen Gästen die ersten Gebäude des künftigen Schlosses bezogen hatte, wurde ihm klar, dass zu den Annehmlichkeiten eines repräsentativen und gastfreundlichen Schlosses auch die Infrastruktur einer angegliederten Stadt gehörte. Beide ambitionierten Ideen, Schloss- und Stadtgründung, setzte Eberhard Ludwig schließlich mit höchstem Ehrgeiz als Lebenswerk um: den Traum eines glanzvollen Schlosses nach dem Vorbild von Versailles und den einer modernen europäischen Stadt. Diese sollte für Württemberg neue Maßstäbe in Architektur und Städtebau setzen, aber auch in gesunden Lebensverhältnissen für die Bevölkerung, indem viel Licht und Luft eine großzügige Stadtanlage formten.

Eberhard Ludwig war nicht nur von den prachtvollen Schlössern und Gärten Englands, Hollands und Frankreichs inspiriert, die er auf seiner damals für Adlige üblichen Kavaliertour durch Europa im Jahr 1700/1701 kennen gelernt hatte, sondern auch von der in der italienischen Renaissance wieder aufgegriffenen Idee der kunstvollen Planung und Realisierung einer ganzen Stadt. So kam es nach dem Beginn des Schlossbaus zum Aufruf an die Bevölkerung Württembergs vom 17. August 1709, die neue Stadt Ludwigsburg zu gründen. Der Herzog versprach den künftigen Einwohnern kostenlosen Baugrund, kostenloses Baumaterial und befristete Steuerfreiheit, allerdings mit der Verpflichtung, die klaren Vorgaben der städtebaulichen Konzeption einzuhalten, zunächst vom Architekten Nette, später vom genialen italienischen Planer Frisoni. Auch wenn der Zulauf aus dem Land anfangs verhalten war und noch mehrere Aufrufe zur Ansiedlung erforderlich waren, wuchs die Stadt allmählich heran.

Der endgültige Durchbruch gelang, als Ludwigsburg 1718 gleichzeitig mit der Stadterhebung alleinige Residenz wurde und neben Stuttgart und Tübingen den Rang einer Landeshauptstadt erhielt. Zwischen 1718 und 1730 wurden sämtliche Regierungsbehörden von Stuttgart nach Ludwigsburg verlegt. Die Einwohnerzahl stieg von 600 im Jahr 1718 auf über 5 600 im Jahr 1733. Stuttgart war mit 9 000 Einwohnern zwar noch etwas größer, hatte aber seine bevorzugte Stellung vollständig an die neue Residenzstadt verloren. Wir sind heute froh, dass vom damaligen Neid Stuttgarts auf Ludwigsburg – das wissen wir ja alle – nichts mehr spürbar ist.

Mit der Verlegung von Hofstaat und Regierungsbehörden entfaltete sich rasch ein anspruchsvolles Bildungswesen in der Stadt. Die umfangreichen Bauarbeiten am Schloss und der wachsenden Stadt lockten versierte Handwerker aus Italien und anderen Teilen Europas, und Eberhard Ludwig ließ sie nicht vorübergehend als Gastarbeiter anwerben, sondern förderte ihre dauerhafte Ansiedlung.

Der höfische Glanz Eberhard Ludwigs steigerte sich von Jahr zu Jahr und mit ihm die Strahlkraft Ludwigsburgs für reisende Adlige und Künstler aus ganz Europa. Als

Eberhard Ludwig 1733 im Alter von 57 Jahren starb, nur ein Jahr nach dem Tod seines einzigen Sohnes, war die Entwicklung der Stadt noch nicht abgeschlossen. Die Ludwigsburger, die ihren Stadtgründer liebten und verehrten, bangten um ihre Zukunft.

Stuttgart nutzte die Chance, dem Nachfolger Carl Alexander durch finanzielle Zusagen das Versprechen abzurufen, die Residenz zurückzuverlegen. Das fiel umso leichter, als die langjährige Mätresse Eberhard Ludwigs, Wilhelmine von Grävenitz, als politisch einflussreiche, gleichzeitig aber schillernde und verschwenderische Landverderberin bei der Bevölkerung zur Reizfigur geworden war und das Image der neuen Residenzstadt belastete.

Tief saß der Schock, als der Nachfolger Eberhard Ludwigs, Carl Alexander, Sohn des verstorbenen Onkels und einer der herausragenden Offiziere der kaiserlichen Truppen, die Residenz wieder nach Stuttgart verlegte. Schon ein Jahr danach verminderte sich die Einwohnerzahl Ludwigsburgs um mehr als die Hälfte und von den noch verbliebenen Bürgerinnen und Bürgern waren viele aufgrund fehlender Aufträge des Hofes in einer verzweifelten Lage.

Schließlich entdeckte Herzog Carl Alexander aber doch die Reize des glanzvollen Schlosses und der Stadt mehr und mehr für sich. Ludwigsburg wurde Sommerresidenz. Der Herzog stockte die württembergischen Truppen auf und baute in der Unteren Stadt die erste von später zahlreichen Kasernen. Dem Testament des Stadtgründers folgend, führte er die Arbeiten am Schloss und den Gartenanlagen weiter. Auch die Bemühungen Eberhard Ludwigs, Gewerbe- und Handelsbetriebe von überörtlicher Bedeutung anzusiedeln, setzte er fort. Herzog Carl Alexander verstarb schon nach vier Jahren Regierungszeit im Alter von 53 Jahren in erbittertem Streit mit den so genannten Landständen, die ihm rückwärtsgewandt erschienen und die sich ihrerseits über die wachsenden Staatsausgaben und Finanzierungsmethoden des Finanzministers Joseph Süß Oppenheimer erbosten.

Sein Sohn Carl Eugen wurde im Jahr 1744 als Sechszehnjähriger vom Kaiser für mündig erklärt und trat seine bis 1793 währende Regierungszeit an. Er erhielt seinen Namen nach dem erfolgreichen kaiserlichen Feldherrn Prinz Eugen, mit dem sowohl Eberhard Ludwig als auch Carl Alexander militärisch eng verbunden waren. Auch Carl Eugen musste in Stuttgart zuvor versprechen, die Residenz dort zu belassen.

Die Anziehungskraft der modernen und glanzvollen Architektur Ludwigsburgs, aber auch Streitigkeiten mit den Ständen in Stuttgart führten im Jahr 1764 erneut zu einer Verlegung der Residenz nach Ludwigsburg. Ein wieder glückliches Jahr für die Stadt, denn Carl Eugen – so zwiespältig der absolutistische Herrscher mit aufgeklärten Tendenzen war – sollte mit den Restarbeiten am Schloss und der Weiterentwicklung der so genannten Carl-Stadt als zweiter Gründer in die Stadthistorie eingehen.

Carl Eugen setzte kühn mehr und mehr darauf, Versailles mit seinen höfisch-kulturellen Akzenten nicht nur nachzuahmen, sondern noch zu übertreffen. In seiner Zeit war Ludwigsburg einer der glanzvollsten Höfe Europas. Musiker, Sänger, Komponisten, Tänzer und Choreographen von höchstem internationalem Rang strahlten über das Schloss hinaus, aber auch auf Dichter, Schriftsteller und Bildungsbürger in der Stadt. Der Dichter Friedrich Schiller wurde von Carl Eugen entdeckt, gefördert und gefordert. Schloss Monrepos und Solitude entstanden in seiner Zeit. Die Kehrseite des Glanzes war die gewaltsame Rekrutierung von Soldaten aus dem ganzen Land, um die Truppen zur Finanzierung des teuren Hofes an andere Herrscher gegen Geld auszuleihen.



Im Jahr 1775, Ludwigsburg war mit 11000 Einwohnern kurz davor, die Größe Stuttgarts zu erreichen und gar zu übertreffen, verlegte Carl Eugen den Regierungssitz zurück nach Stuttgart, obwohl er Ludwigsburgs nicht überdrüssig geworden war. Wieder halbierte sich die Einwohnerzahl Ludwigsburgs in kürzester Zeit und bald war die Rede von der Grasburg, weil Gras zwischen den Pflastersteinen des menschenleeren Marktplatzes spross.

Als Ausgleich versuchte der Herzog deshalb, die Stadt über eine bessere Straßenanbindung, die Schiffsverbindung auf dem Neckar und die gezielte Ansiedlung von Fabriken und Manufakturen zu stärken. Schon 1758 hatte er die Porzellanmanufaktur gegründet, der wir vor kurzem gemeinsam – sehr geehrter Herr Ministerpräsident: herzlichen Dank – eine neue Perspektive vermittelt haben. Es entstanden allmählich Strukturen der Metall-, Leder-, Textil- und Tabakverarbeitung sowie Kolonialwarenhandlungen. Außerdem förderte Carl Eugen, dass wichtige Persönlichkeiten ihren Wohnsitz in Ludwigsburg nahmen.

Nach dem Tod Carl Eugens übernahmen für jeweils wenige Jahre dessen jüngere Brüder die Regierung, bis schließlich Friedrich Wilhelm Herzog wurde. Er war nach einer Karriere als preußischer Offizier und russischer Statthalter in Finnland schon 1790 in Erwartung seiner Thronfolge nach Ludwigsburg gezogen. Groß war der Jubel in Ludwigsburg, als 1797 mit der Thronfolge Friedrichs wenigstens die Sommerresidenz wieder nach Ludwigsburg kam. Friedrich kooperierte mit Napoleon aufgrund der von einem großen französischen Heer begleiteten Aufforderung »Entweder für mich oder gegen mich«. Er wurde 1803 zunächst Kurfürst und 1806 schließlich König mit erheblichen Gebietszugewinnen für Württemberg.

Ludwigsburg erblühte erneut, jetzt sogar im Glanz des Königreichs Württemberg. Nach dem Tod König Friedrichs, in dessen Regentschaft Ludwigsburg sich vollends zu einer der schönsten deutschen Städte entwickelte, verlor die Stadt dann endgültig ihre Residenzfunktion. Ludwigsburg blieb aber mit dem Wohnsitz von Königin Mathilde bis zu deren Tod im Jahr 1828 eine spürbare höfische Bedeutung erhalten.

Der wirtschaftliche Aufschwung der längst durch zahlreiche Kasernen und Soldaten geprägten Stadt erfolgte vor allem mit dem Bau der Eisenbahnlinie von Stuttgart nach Ludwigsburg im Jahr 1846, die später nach Heilbronn verlängert wurde, mit dem Bau einer Gasfabrik 1857 und mit den aufkommenden Dampfmaschinen. Das Problem der Stadt war zuvor die fehlende Wasserkraft gewesen, so dass man sich schon über den Bau von Windmühlen Gedanken gemacht hatte.

Bereits 1820 hatte sich die Orgelfabrik Walcker, die später Weltrang erreichte, angesiedelt. 1868 kam die Firma Franck aus Vaihingen/Enz nach Ludwigsburg, um von hier aus Weltmarktführer für Kaffee-Ersatzprodukte zu werden. Auch das Zündholz wurde in Ludwigsburg erfunden, bevor es seinen Siegeszug um die Welt antrat.

Neben der glanzvollen, aber auch wechselhaften Anfangszeit höfischer Prägung hatte sich Ludwigsburg zusätzlich zum starken Militärstandort weiterentwickelt. Zum »schwäbischen Versailles« war das »schwäbische Potsdam« hinzugekommen. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Stadt mehr und mehr zu einem pulsierenden Wirtschaftsstandort.

In der Zeit höfischen Glanzes gab sich in Ludwigsburg ein Stelldichein, wer in Europa Rang und Namen hatte. Musik und Gesang wurden auf höchstem internationalem Niveau geboten. Schlägt man die Brücke in die Gegenwart, so erscheint dies als idealer Nährboden für den heutigen Kulturstandort Ludwigsburg mit den Internationalen Schlossfestspielen. Für solche Brückenschläge in die Gegenwart gibt es



weitere Beispiele: Der in Paris tätige Choreograph Noverre setzte in Ludwigsburg international neue Standards für Ballett und Tanz – Welch ein Humus für die Lebendigkeit und Strahlkraft der heutigen Karlskaserne mit Tanz- und Theaterwerkstatt. An der »Académie des arts« im Schloss wurden ab 1764 unter anderem Schauspieler ausgebildet – eine eindrucksvolle Parallele zur heutigen Theaterakademie.

Aber nie konnte sich Ludwigsburg dauerhaft im höfischen Glanz sonnen. Immer wieder hieß es: Aufbruch und Neubeginn. Und Not machte stets erfinderisch. Ludwigsburg, aus einer Idee entstanden, ist der ideale Nährboden für Ideen, für Kreativität sowohl in den Entwicklungsabteilungen bedeutender Industriebetriebe als auch im Film- und Medienbereich. In den 300 Jahren Stadtgeschichte wurde in Ludwigsburg von erfindungsreichen Denkern und Tüftlern immer neu das Unmögliche versucht, um das Mögliche zu erreichen. Wandel wurde immer weniger zur Bedrohung, sondern immer mehr zur Chance.

Eine große Integrationsleistung steckt in der Stadt. Viele Menschen aus dem In- und Ausland – vom Beginn der Stadtgründung bis zu den vielen Vertriebenen und Kriegsflüchtlingen – haben in Ludwigsburg ein neues Zuhause und eine neue Existenz gefunden. Prominentestes Beispiel ist unser Bundespräsident, der mit seiner Tatkraft, Kompetenz und Beliebtheit für viele steht, die heute mit Ludwigsburg untrennbar verbunden sind. Die Integration der Gastarbeiterfamilien, die während des Wirtschaftsbooms in den 60er und 70er Jahren angeworben wurden, ist teilweise gelungen, erfordert aber noch weitere Anstrengungen.

Mit Eglosheim, Grünbühl, Hoheneck, Neckarweihingen, Oßweil, Pflugfelden und Poppenweiler hat Ludwigsburg wichtige Stadtteile, in denen bedeutende Infrastrukturprojekte in der Vergangenheit abgeschlossen wurden oder derzeit im Gang sind oder in den nächsten Jahren vor der Umsetzung stehen.

Der Bezug zu Frankreich hat sich über die Gründungszeit hinaus fortgesetzt: mit dem Deutsch-Französischen Institut und seiner internationalen Bedeutung, mit der ersten deutsch-französischen Städtepartnerschaft, der historischen Rede von Charles de Gaulle an die deutsche Jugend im Jahr 1962 im Ludwigsburger Schloss bis hin zur heutigen deutsch-französischen Masterclass an der Filmakademie und dem gemeinsamen Afrikaprojekt unserer Partnerstadt Montbéliard mit Ludwigsburg in Burkina Faso.

Heute ist Ludwigsburg eine moderne, weltoffene Stadt, die sich mutig weiterentwickelt. Als breit aufgestellter Wirtschaftsstandort mit herausragenden Breiten- und Spitzenleistungen in Sport und Kultur, mit fünf Hochschulen – der Pädagogischen Hochschule, der Hochschule für öffentliche Verwaltung und Finanzen, der Evangelischen Fachhochschule, der Filmakademie und der neuen Akademie für Darstellende Kunst – glänzt Ludwigsburg mit einem herausragenden eigenen Profil.

Dies ist in der geschichtlichen Betrachtung dem Stadtgründer und seinen monarchischen Nachfolgern zu verdanken. Dies ist in der Folgezeit herausragenden Persönlichkeiten der Kommunal- und Landespolitik, der Wirtschaft, der Kirchen und Sozialeinrichtungen, des Sports und der Kultur zu verdanken. Das Vermächtnis des Stadtgründers an seine Nachfolger, diese neu geschaffene Stadt zu hegen und zu pflegen, hatte keine Begrenzung auf die Zeit der Monarchie. Deshalb freut es mich, heute den Herrn Ministerpräsidenten in unseren Reihen begrüßen zu dürfen, der immer wieder Sympathie und Unterstützung für unsere wundervolle Stadt erkennen lässt. Seien Sie uns in großer Dankbarkeit herzlich Willkommen!

Lassen Sie uns alle Kraft schöpfen aus der eindrucksvollen Geschichte dieser Stadt für eine gemeinsame Gestaltung der Zukunft. Lassen Sie uns den Wandel als Chance

begreifen, im Zusammenleben von Generationen und Nationen, im demographischen Wandel und auf dem Energiesektor. Lassen Sie uns den Wandel als Chance begreifen in der Weiterentwicklung von Wirtschaft, Arbeit und Bildung; mit Kindergärten, die Kinder- und Familienzentren werden, mit Netzwerken bürgerschaftlichen und kirchlichen Engagements, mit aktiven Netzwerken für eine älter werdende Gesellschaft und schließlich für Migranten, die noch stärker als bislang mit Verantwortung und Teilnahme in die Mitte der Gesellschaft geholt werden müssen.

Wir wollen den Wandel als Chance begreifen. Dazu benötigen wir die Kompetenz, die Ideen und die Erfahrungen der Bürgerinnen und Bürger. Die Stadt Ludwigsburg will künftigen Generationen nicht mehr Schulden aufbürden, sondern vielmehr Schulden abbauen. Durch die Finanz- und Wirtschaftskrise werden die öffentlichen Mittel knapper. Deshalb müssen wir ein Höchstmaß an Effizienz erreichen. Mit unserem Stadtentwicklungskonzept sind wir auf einem guten Weg, ja sogar zu einem Vorreiter auf europäischer und nationaler Ebene geworden. Im Herbst haben wir deshalb den deutschen Nachhaltigkeitspreis erhalten.

Auch die Politik von Bund, Ländern und Gemeinden sollte besser vernetzt werden. Die Nachhaltigkeitsstrategie des Landes Baden-Württemberg liefert dazu eine große Chance. Und wenn wir so zielstrebig voranschreiten, dann haben wir wirklich die Chance, aus einer Krise gestärkt hervorzugehen, die uns in den nächsten Monaten noch vor einige Herausforderungen stellen wird. Früher war es der Stadtgründer, der Herzog, der die Stadtentwicklung wollte und gestaltet hat, heute haben wir alle die Chance und Verantwortung in unseren Händen. Wir alle sind die Stadt. Lassen Sie uns unsere Zukunft gemeinsam gestalten!

# Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg (1676-1733)

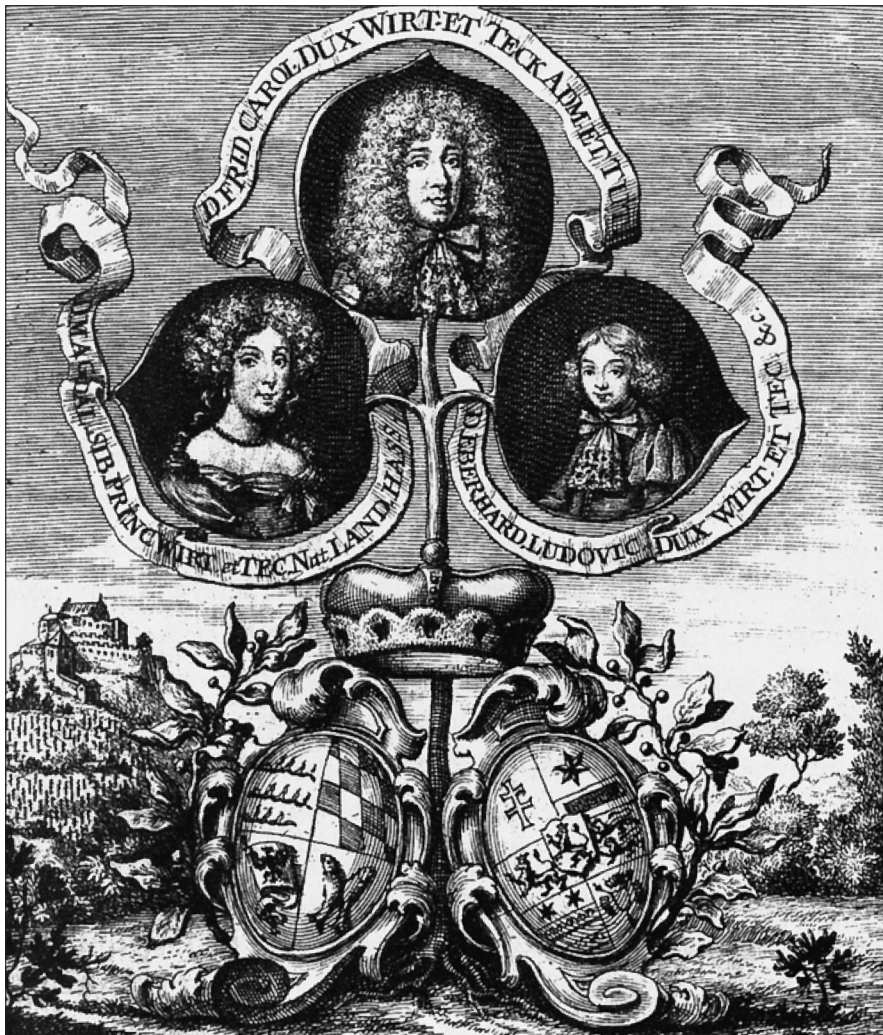
von Paul Sauer

Eberhard Ludwig, der Erbauer von Schloss Ludwigsburg und der Gründer der Stadt Ludwigsburg, der erste Barockherzog Württembergs, war ein auf Ehre und Ruhm bedachter, glanzvolle höfische Repräsentation liebender Fürst. Noch kein Jahr alt, verlor er im Frühsommer 1677 seinen Vater, Herzog Wilhelm Ludwig. Die Regierung des noch immer unter den Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges, einer der schrecklichsten Katastrophen unserer Geschichte, leidenden Landes übertrug nach einigem Zögern Kaiser Leopold I. Friedrich Carl, dem jüngeren Bruder des so jäh dahingerafftten Herzogs, einem tüchtigen Offizier, politisch begabten, durchsetzungsfähigen jungen Fürsten. Der nunmehrige Herzogadministrator Friedrich Carl und Herzoginwitwe Magdalena Sibylla, eine weltgewandte, tieferreligiöse Frau, die sich auch als geistliche Liederdichterin hervortat, teilten sich in die Erziehung des kleinen Eberhard Ludwig und seiner drei Schwestern, von denen die jüngste erst nach dem Tod des Vaters das Licht der Welt erblickt hatte. Hierbei kam es zu manchen Spannungen. Diese hielten sich indes in Grenzen, weil Friedrich Carl in den fortwährenden Kriegen des Reichs gegen das expansive Frankreich Ludwigs XIV., des Sonnenkönigs, immer wieder längere Zeit im Feld stand und er dann die Erziehung seines Neffen und seiner Nichten gänzlich der Schwägerin überlassen musste.

Im Herbst 1692 geriet Friedrich Carl während eines Gefechts bei Ötisheim in französische Kriegsgefangenschaft. Diese Gelegenheit nutzte Magdalena Sibylla, um ihren Sohn vom Kaiser vorzeitig für mündig erklären zu lassen. Zustatten kam ihr dabei, dass König Ludwig XIV. Friedrich Carl und damit Württemberg auf die französische Seite herüberzuziehen suchte. Und obwohl der württembergische Herzogadministrator außer der Bekundung seines guten Willens keinerlei Bündnisabsprache mit dem König traf – als Kriegsgefangener war ihm dies auch gar nicht möglich –, sah sich der in den Augen des Kaisers unsichere Kantonist bei seiner Rückkehr nach Stuttgart Ende Januar 1693 seines Administratorenamtes entsetzt und zum Ruheständler wider Willen degradiert.

Der 16-jährige Eberhard Ludwig war auf die ihm übertragene Regierung des Herzogtums Württemberg in keiner Weise vorbereitet. Er zeigte sich zudem an politischen Angelegenheiten gänzlich desinteressiert und war an ernsthafte Arbeit nicht gewöhnt. Wenn nun aber Herzoginwitwe Magdalena Sibylla gehofft hatte, maßgeblichen Einfluss auf den Sohn ausüben und die Regierungsentscheidungen wesentlich mitbestimmen zu können, so sah sie sich getäuscht. Eberhard Ludwig wollte sein eigener Herr sein. Er stützte sich auf den Rat ihm genehmer Höflinge, so auf den seines langjährigen Hofmeisters Johann Friedrich von Staffhorst. Enge Freunde des Herzogs erlangten in Regierung und Verwaltung Spitzenpositionen.

Eberhard Ludwig übernahm die Regierung des Landes mitten im Pfälzer Erbfolgekrieg. Allenthalben herrschten Not und Elend. Besonders verheerende Auswirkungen hatte der Franzoseneinfall im Sommer 1693. Brandschatzungen, Plünderungen



*Der junge Prinz Eberhard Ludwig mit seiner Mutter Magdalena Sibylla und dem Herzogadministrator Friedrich Carl auf einem zeitgenössischen Kupferstich.*

und sonstige Übergriffe der ungezügelter Kriegshorden setzten der Bevölkerung übel zu. Hinzu kam eine dem Land auferlegte immense Kontribution, deren Bezahlung die Stellung von 14 Geiseln aus dem Kreis der bürgerlichen Oberschicht der Städte, der Ehrbarkeit, und der führenden Kirchenmänner sichern sollte. Zwei dieser Geiseln starben während der mehrjährigen französischen Kerkerhaft.

Im Pfälzer Erbfolgekrieg, den 1697 der Frieden von Rijswijk beendete, in dem bereits 1701 ausbrechenden, mehr als ein Jahrzehnt sich hinziehenden Spanischen Erbfolgekrieg, in dem Württemberg wiederum zeitweilig Kriegsschauplatz war, er-



warb sich der junge Herzog einige militärische Meriten und stieg als Repräsentant des größten Territoriums im Schwäbischen Kreis zum evangelischen Reichsgeneralfeldmarschall auf. Der geniale kaiserliche Feldherr Prinz Eugen von Savoyen hatte den gleichen Rang als katholischer Militär inne. Prinz Eugen und Markgraf Wilhelm Ludwig von Baden-Baden, der legendäre »Türkenlouis«, waren für Eberhard Ludwig die militärischen, freilich unerreichbaren Vorbilder.

Bereits 1697 heiratete er die erst 17-jährige Markgräfin Johanna Elisabeth von Baden-Durlach. Den Hochzeitsfeierlichkeiten in Stuttgart gab er einen prunkvoll-verschwenderischen höfischen Rahmen. Erstmals präsentierte er seine neu errichtete Leibgarde. Die ihr angehörenden Soldaten waren sorgsam ausgewählt, ungewöhnlich geschmackvoll uniformiert, mit den modernsten Waffen ausgestattet und mit den prächtigsten Pferden versehen.

Am 14. Dezember 1698 gebar Johanna Elisabeth einen Sohn, Friedrich Ludwig. Die Thronfolge schien gesichert. Eberhard Ludwig war überglücklich. Indes blieb Friedrich Ludwig das einzige Kind seiner Eltern. Vieles spricht dafür, dass das Verhältnis des jungen Herzogs zu seiner Frau von Anfang an ein recht distanziertes war und dass sich dieses rasch weiter verschlechterte. Die beiden Ehegatten hatten sich bald kaum noch etwas zu sagen.

Kriegsbedingt konnte Eberhard Ludwig die damals in Fürstenhäusern üblichen Kavaliers- oder Bildungsreisen erst 1700 mit einem kleinen Gefolge nachholen – die Gattin war zu Hause geblieben. Die Reise führte den jungen Herzog in die Niederlande, nach Frankreich und England. Sein besonderes Interesse fanden Bauwerke, insbesondere Schlösser und deren Ausstattung, Befestigungsanlagen, Verkehrsbauten und wirtschaftliche Einrichtungen. Erstmals erschloss sich ihm die Welt des Barock in ihrer ganzen bezaubernden Vielfalt. Das Schloss und die Gärten von Versailles, das benachbarte Marly und die Residenz des französischen Dauphin (Kronprinzen) in Meudon dürften ihn zutiefst fasziniert haben. Jedenfalls kehrte er in sein armes, zurückgebliebenes Land in der Absicht zurück, dieses auf das geistig-kulturelle Niveau der Zeit zu bringen, der Welt des Barock auch hier zum Durchbruch zu verhelfen, und er selbst hoffte, so in den Kreis der renommierten Fürsten des Reiches aufzusteigen.

Dass ihn König Christian V. von Dänemark bereits 1694 in den erlauchten Kreis der Ritter des dänischen Elefantens Ordens aufnahm, betrachtete Eberhard Ludwig als hohe Ehre. 1702 stiftete er einen eigenen Orden, den Herzoglich Württembergischen Orden von der Jagd, den Hubertusorden. Wie die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger war Eberhard Ludwig ein leidenschaftlicher Jäger, und er nahm für seine Familie die Würde des Jägermeisters des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation in Anspruch. Der Hubertusorden verschaffte seinem fürstlichen Haus Glanz. Allerdings bedurften die alljährlich am 2. November veranstalteten aufwändigen Ordensfeste eines angemessenen Ambientes. Hier bot sich der 1693 von den Franzosen niedergebrannte Erlachhof an, dessen wildreiche Umgebung ideale Voraussetzungen für groß aufgezogene Parforcejagden bot. Eberhard Ludwig entschied sich zunächst für den Bau eines Jagdschlusses und erteilte die entsprechenden Befehle. Doch bald änderte er seine Pläne. Vor Augen stand ihm jetzt ein repräsentativer, anspruchsvollen höfischen Bedürfnissen genügender barocker Schlosskomplex inmitten eines ausgedehnten, verschwenderisch gestalteten Parks.

Einen entscheidenden Anstoß hatte ihm das Königsschloss Versailles gegeben. Doch auch andere neue Fürstenresidenzen hatten seine Fantasie beflügelt, so die Residenz

seines militärischen Mentors, des »Türkenlouis«, in Rastatt, die kurbayerischen Schlösser Nymphenburg und Schleißheim, das kurpfälzische Mannheim und das preußische Charlottenburg.

Dass die Realisierung des barocken Jahrhundertbauwerks auf dem Erlachhof einen riesigen finanziellen Aufwand erforderte und dass es die Untertanen vor allem auch durch Hand- und Spannfronen in einem bis dahin nicht gekannten Ausmaß be-



*Kreuz des von Herzog Eberhard Ludwig gestifteten Hubertusordens.*

lastete, kümmerte Eberhard Ludwig nicht. Er wollte hier etwas ganz Großes, etwas Einmaliges schaffen. Baumeister von Rang wie Johann Friedrich Nette, Donato Giuseppe Frisoni oder Paolo Retti hatten seine Vorstellungen und Wünsche architektonisch umzusetzen. Tüchtige Bauhandwerker, nicht wenige von ihnen in Böhmen und Norditalien angeworben, stellten ihr Können unter Beweis.

Für Eberhard Ludwig behielt der sich bis gegen Ende seiner vierzigjährigen Regierungszeit hinziehende Schlossbau absolute Priorität, er wurde mehr und mehr zur Chefsache. Der Herzog nahm auf ihn bestimmenden Einfluss. Seine Vorstellungen

verloren sich nicht selten ins Überdimensionale, ins Gigantische. Freilich änderte er seine Pläne auch immer wieder. Die Künstler hatten sich mit dem selbstherrlichen Fürsten zu arrangieren. Werner Fleischhauer lastet Eberhard Ludwig an, dass er häufig aus dem Augenblick heraus seine Entschlüsse gefasst, gehandelt, so das Festhalten an einer Gesamtkonzeption erschwert habe. Auf diese Weise sei viel Geld verschleudert worden. Trotz alledem entstand auf dem Areal des Erlachhofs ein imposantes Bauwerk, ein Juwel barocker Architektur. 1705 legte ihm der stolze Bauherr den Namen »die Ludwigsburg« bei. Neben diesem neuen Mittelpunkt des herzoglichen Hofes nahm sich das Stuttgarter Residenzschloss, das heutige Alte Schloss, bescheiden aus. Hier in der Ludwigsburg, der standes- und zeitgemäßen Residenz eines auf Ehre und Ruhm bedachten Barockpotentaten, konnte prunkvoll, ja hochfürstlich, königlich Hof gehalten, vielseitigen kulturellen Aktivitäten eine Heimstatt geboten werden.

Indes zog eine solche hochfürstliche Residenz eine eng mit ihr verbundene städtische Siedlung zwangsläufig nach sich. Die Bauhandwerker, aber auch die vielen Hofbediensteten und Künstler benötigten Wohnungen, das Militär Kasernen. Lebensmittelhandlungen wie Bäckereien und Metzgereien sowie andere Handwerksbetriebe zur Versorgung der Menschen, die sich hier niederließen, ebenso Kirchen und Schulen waren unerlässlich. 1709 erließ Herzog Eberhard Ludwig den ersten Aufruf zur Ansiedlung »bei der Ludwigsburg«. Weitere Aufrufe folgten in den nächsten Jahren. Dem Herzog ging es darum, »allerhand Commerciens, Manufakturen und Künste« in dem neuen Gemeinwesen heimisch zu machen. Um jedoch »Habenichtse und Glücksritter« möglichst fernzuhalten, bestand er bei den Zuziehenden auf dem Nachweis eines relativ hohen Vermögens. Den Neubürgern sicherte er die kostenlose Überlassung von Baumaterial, außerdem eine 15-jährige Steuer- und Abgabenbefreiung zu, später auch noch die freie Religionsausübung, diese allerdings sehr zum Missfallen der führenden Repräsentanten der evangelisch-lutherischen Landeskirche. Fanden die ersten Aufrufe nur ein bescheidenes Echo, so änderte sich dies 1715 mit der Ankündigung des Herzogs, Ludwigsburg zu seiner Residenzstadt zu erheben. Drei Jahre später machte er diese Ankündigung wahr.

Das im Bau befindliche städtische Gemeinwesen, dessen planmäßige Anlage die Handschrift der Baumeister Nette und Frisoni trug, wurde Residenz und nach Stuttgart und Tübingen die dritte Hauptstadt des Landes, außerdem 1719 der Mittelpunkt eines städtischen Oberamts und eines Amtsoberamts. 1724 bestimmte Eberhard Ludwig die Stadt Ludwigsburg zu seiner alleinigen und ausschließlichen Residenzstadt. Wie schon zuvor seinen Hof verlegte er 1727 auch sämtliche Regierungsbehörden von Stuttgart, das dadurch einen irreparablen Zentralitätsverlust erlitt, in seine Neugründung Ludwigsburg. Lediglich die politisch an den Rand gedrängten Landstände, die Landschaft, blieben in der seitherigen Landeshauptstadt am Nesenbach zurück. Die Bevölkerung der jungen Stadt Ludwigsburg stieg jetzt sprunghaft an. Waren es 1726 2442 und 1731 4224 Einwohner gewesen, so lebten hier 1733, dem Todesjahr des Herzogs, 5668 Menschen.

Für Eberhard Ludwig war der Hof König Ludwigs XIV. von Frankreich das große Vorbild. Er liebte französische Sitte und Lebensart, und er nahm mit Vorliebe Franzosen in seinen Dienst. Sein Hof galt schon bald als einer der prunkvollsten Deutschlands, ja Europas. An ihm drängten sich als dienstbare Geister: Heiducken, Kroaten, Ungarn, Türken und Mohren. Ein Viertel aller Staatsausgaben entfiel auf den Hof. Auf Adlige vor allem aus dem deutschen Sprachgebiet übte die neue herzogliche Residenz eine starke Anziehungskraft aus. Bei Kavaliereisen galt wenigstens ein

kurzer Aufenthalt in Ludwigsburg als Muss. Freilich stellten sich auch zweifelhafte Glücksritter ein, die sich hier die Erfüllung ihrer Herzenswünsche erhofften.

Bei Festen präsentierte sich der Hof Eberhard Ludwigs in pompösem Prunk. Die Damen erschienen in erlesenen Toiletten und teurem Schmuck, die Herren zeigten sich in goldbestickten Uniformen. Der Herzog selbst, seinem fürstlichen Stand entsprechend aufwändigst gewandet, war bei solchen Anlässen guter Laune, gab sich charmant, freundlich und freigebig. Unter den Vergnügungen nahmen die groß aufgezogenen Jagden mit die erste Stelle ein, zumal sich an sie üppige Gelage und sonstige Lustbarkeiten anschlossen. Einer der wichtigsten Termine im Jahresablauf war das Stiftungsfest des Hubertusordens am 2. November. Bei diesem Fest gaben sich zahlreiche Fürstlichkeiten ein Stelldichein, und der Herzog genoss es, im Mittelpunkt der Festgesellschaft zu stehen. Bei der künstlerischen Ausgestaltung des Schlosses kam dem Jagdwesen und dem Hubertusorden neben der antiken Mythologie eine herausragende Bedeutung zu. Ganze Galerien waren ihnen vorbehalten. Im mehrfach umgestalteten Ordenssaal im Riesenbau hatten die Feierlichkeiten des Ordensfestes ihren Höhepunkt. Hierbei ließen Tausende Kerzen das Schloss und seine Repräsentationsräume in einem märchenhaften Glanz erstrahlen.

Bälle, Ballett-, Theater- und Opernabende brachten Abwechslung in den Hofalltag. Eberhard Ludwig, der große Freund der heiteren Musen, schätzte besonders das Schauspiel und die Oper. Theateraufführungen wollte er auch dann nicht entbehren, wenn er im Lande unterwegs war, seiner Jagdleidenschaft frönte oder sich einer Kur unterzog. Deshalb hatten ihn Schauspielerensembles zu begleiten und ihn mit ihren Darbietungen in Lustschlössern weitab von Ludwigsburg zu erheitern. Um Opern- oder Komödienensembles für seinen Hof zu gewinnen, war ihm kaum eine finanzielle Forderung zu hoch. Großer Beliebtheit erfreute sich das Ballett. Ein hoher Rang kam der Tanzkunst zu. Sie lehnte sich eng an das französische Vorbild an, und die Tanzmeister in Stuttgart und Ludwigsburg waren allesamt Franzosen. Anlässe zu Tanzveranstaltungen gab es viele, so bei Bällen oder Geburtstagsfeiern im Herzogshaus. Zu den Vergnügungen der Hofgesellschaft gehörten auch Ausfahrten, je nach Jahreszeit mit Wagen oder Schlitten und stets mit Musikbegleitung.

Wie schon erwähnt, war die Ehe Eberhard Ludwigs mit der baden-durlachischen Prinzessin Johanna Elisabeth nicht glücklich. Es war eine Ehe der Staatsräson. Der Herzog vernachlässigte seine Frau, hatte wechselnde Liebschaften. Dies änderte sich, als er 1706 Christiane Wilhelmine von Grävenitz (Rufname Wilhelmine) begegnete. Das erste Zusammentreffen erfolgte nicht zufällig, sondern war von dem damals einflussreichsten Mann am württembergischen Hof, dem Hofmarschall und Geheimen Rat Johann Friedrich von Staffhorst, arrangiert worden. Staffhorst hoffte, mit Hilfe der jungen Frau, der Schwester des im württembergischen Dienst stehenden mecklenburgischen Offiziers Friedrich Wilhelm von Grävenitz, seinen Einfluss auf den Landesherrn intensivieren zu können. Und er hatte richtig kalkuliert. Die Landfremde wurde in kurzer Zeit die Geliebte Eberhard Ludwigs. Doch dabei blieb es nicht. Das Verhältnis zwischen Wilhelmine von Grävenitz und Eberhard Ludwig wurde zu einer festen, eheähnlichen Bindung. Wilhelmine sah in dem Herzog den Mann ihres Lebens. Ehrgeizig wie sie war, erhoffte sie sich mit Hilfe des fürstlichen Freundes eine herausragende Rolle im gesellschaftlichen Leben des württembergischen Hofes. Und umgekehrt: Der Herzog fand bei der jungen Frau menschliches Verständnis, Halt, Geborgenheit.

Obwohl in gültiger Ehe lebend, zögerte Eberhard Ludwig nicht, Wilhelmine auch in rechtlicher Hinsicht zu seiner Lebensgefährtin zu machen. Im Sommer 1707 ließ



er sich durch den evangelischen Pfarrer von Mühlen am Neckar auf dem Ow-Wachendorfer Rittergut Neuhaus trauen. Einige Monate hielt er seine Doppelehe geheim. Doch am 13. November 1707 unterrichtete er in Urach darüber einige seiner engsten Ratgeber. Die herzoglichen Vertrauten zeigten sich bestürzt, ja fassungslos. Allein, der Herzog ließ sie nicht zu Wort kommen. Sein Schritt, erklärte er, sei das Ergebnis sorgsamer Prüfung. Er habe ihn unternommen, um die nunmehrige Gräfin von Urach, die der Rolle der herzoglichen Mätresse überdrüssig gewesen sei, unter allen Umständen am Hof zu halten.

Er scheute sich nicht, nunmehr auch seine Untertanen über seine Doppelehe zu informieren. Die Folge: ein Sturm der Entrüstung. Der Landesherr hatte sich des Verbrechens der Bigamie schuldig gemacht. Auf diesem Verbrechen aber stand bei Normalsterblichen die Todesstrafe. Die rechtmäßige Gattin Eberhard Ludwigs, Johanna Elisabeth, nahm den ihr zugefügten Affront nicht hin. Ihr Vater und ihr Bruder setzten beim Kaiser durch, dass Eberhard Ludwig der Annullierung seiner Doppelehe und der Verbannung Wilhelmines von Grävenitz aus Württemberg zustimmte, dass er sich andererseits mit seiner Frau Johanna Elisabeth versöhnte.

Schon sehr bald empfand Eberhard Ludwig die Verbannung der Geliebten als unerträglichen Verlust. Wie er liebte Wilhelmine von Grävenitz höfischen Glanz, sie war hübsch, weltgewandt, hochintelligent, vielseitig interessiert, brillierte bei gesellschaftlichen Ereignissen. In ihrer Nähe lebte er auf. Außerdem schätzte er ihren Rat, ihr Einfühlungsvermögen, ihre Fantasie. Dagegen fiel ihm der Zugang zur Welt seiner Frau schwer. Johanna Elisabeth neigte zu einer streng christlichen Lebensauffassung, war kränklich und nicht gerade eine Schönheit. Die jahrelange Zurücksetzung durch ihren Mann hatte Spuren hinterlassen. Die Ehegatten konnten einander nicht unbefangen gegenüberreten. So blieben sie sich auch nach der Pro-forma-Versöhnung fremd.

Vor den Augen Eberhard Ludwigs wuchs die moderne hochfürstliche Residenz Ludwigsburg empor. Sie entsprach seiner Lebens- und Weltsicht, nicht aber die eng und ärmlich wirkende, baulich seit beinahe hundert Jahren stagnierende Weingärtner- und Handwerkerstadt Stuttgart, die ihm antiquiert erscheinende traditionelle herzogliche Residenz. Ihn beherrschte der Drang nach Neuem, Prunkhaftem, nach zeitgemäßer großfürstlicher Repräsentation. Hierzu aber bedurfte es der kongenialen Partnerin, und eine solche war für ihn die verbannte Geliebte.

Der Gesandte der Hansestädte am Kaiserhof in Wien, Johann Heinrich Schütz, wusste Rat. Er vermittelte eine Scheinehe Wilhelmines mit dem einem böhmischen Adelsgeschlecht entstammenden, schon älteren verwitweten kaiserlichen Kammerherrn und Rat Johann Franz Ferdinand Graf von Würben. Der stark verschuldete Graf ging bereitwillig auf den Heiratsplan ein, zumal mit ihm lukrative Angebote verbunden waren: großzügige Geldzuwendungen, die Pro-forma-Ernennung zum württembergischen Landhofmeister sowie zum Präsidenten des Geheimen Rats und des Kriegsrats. Die Trauung fand im Januar 1711 in Tübingen im heutigen Zollernalbkreis statt. Der Graf verzichtete auf alle seine ehelichen Rechte, blieb in Wien, wo er sich gerne an Spieltischen vergnügte. Die ihm in Württemberg übertragenen öffentlichen Ämter übte er nie aus. Als er 1720 starb, nahm man davon im Herzogtum kaum Notiz. Schütz trat in württembergische Dienste über, in denen er, der nunmehrige Freiherr, die Karriereleiter bis zur Spitzenposition des Konferenzministers emporstieg und es dank der Gunst Eberhard Ludwigs zu großem Wohlstand brachte.

Einer Rückkehr der verheirateten Gräfin Würben an den Hof des Geliebten stand jetzt nichts mehr im Wege, und Wilhelmine ließ sich nicht lange bitten. Es folgten beinahe zwei Jahrzehnte, in denen sie am Hof wie in der Regierung des Herzogtums eine herausragende, wenn nicht eine dominierende Rolle spielte. Für Eberhard Ludwig war sie die Frau an seiner Seite, die unentbehrliche Gefährtin und Ratgeberin, ja Mitregentin. Sie argumentierte klug und sachkundig, nahm auf alle Bereiche der Politik und Verwaltung Einfluss. Als Frau des Pro-forma-Landhofmeisters hatte sie die höchste Hofcharge inne. Lediglich die weiblichen Angehörigen des Herzogshauses rangierten vor ihr. Sie fühlte sich im Rampenlicht wohl und zog gerne die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich. Neben ihren ausgeprägten repräsentativen Fähigkeiten verfügte sie über fundierte psychologische Kenntnisse und über ein bewundernswertes kommunikatives Geschick. Dadurch konnte sie Menschen für sich gewinnen.

Als Meisterin des politischen Spiels schaffte sie es, ihren Einfluss auf den gesamten Staatsapparat auszudehnen. Die Zentralverwaltung vermochte sie ebenso zu kontrollieren wie die Bezirksverwaltung. Ein wirksames Mittel hierbei war die Einschleusung von Landfremden. Der Vetternwirtschaft der führenden Landschafts- und Beamtenfamilien setzte Wilhelmine von Grävenitz den Nepotismus der eigenen Klientel entgegen. Im Geheimen Rat, bislang das oberste Regierungsorgan, brachte sie Verwandte und Günstlinge unter. 1717 entmachtete Eberhard Ludwig dieses auch den Landständen verpflichtete Gremium durch die Errichtung des Konferenzministeriums. Er unternahm damit einen entscheidenden Schritt in Richtung absolutistische Fürstenherrschaft. Die Leitung des Konferenzministeriums übertrug er Graf Friedrich Wilhelm von Grävenitz, dem Bruder seiner Geliebten, der damit zum Premierminister aufstieg. Wilhelmine von Grävenitz selbst nahm auf Veranlassung des Herzogs an den Sitzungen dieses neu geschaffenen Regierungsorgans teil.

Für die Untertanen war sie, die nach Reichtum gierende, ehrgeizige und machtbesessene herzogliche Geliebte, die Landesverderberin. Hierbei fiel vor allem ins Gewicht, dass sie mit dem Landesherrn in ständigem Ehebruch lebte – für die evangelisch-lutherische Geistlichkeit wie auch für die kirchlichen Laien ein Skandal. Mutige Geistliche prangerten das Sündenbabel am Hof an, einige taten dies sogar auf der Kanzel, und sie forderten den Herzog auf, sich von seiner Mätresse zu trennen. Der junge, hochbegabte Theologe Samuel Urlsperger, der später im Kirchendienst der Reichsstadt Augsburg Karriere machte, hatte seinen Freimut hart zu büßen. Er wurde seiner Stelle als Hofprediger enthoben und musste sich einige Zeit mit seiner Familie ohne jedes Einkommen kümmerlich durchschlagen. Der damalige Oßweiler Pfarrer gab der in allen Volksschichten verbreiteten Meinung Ausdruck, als er einen tödlichen Unfall beim Ludwigsburger Schlossbau im Sterberegister seiner Gemeinde mit den Worten kommentierte: »Möge Gott dem Land die Züchtigung ersparen, die die Ludwigsburger Sinnenlust heraufbeschwört.«

Indes, die Landesverderberin, wie sie oft noch heute genannt wird, war Wilhelmine von Grävenitz nicht. Mit ihrem Hang zur persönlichen Bereicherung stand sie nicht allein, und eine andere Frau in ihrer Position hätte möglicherweise den Verlockungen nach materiellem Wohlstand noch mehr als sie nachgegeben. Zusammen mit Eberhard Ludwig regierte sie nach der Rückkehr aus dem Schweizer Exil das Herzogtum. Hierbei hat sie sich aber klug zurückgehalten und es dem Herzog überlassen, die politischen Direktiven zu bestimmen. Der für ein kleines, armes Land finanziell überdimensionierte Ludwigsburger Schlossbau fiel ausschließlich in die Verantwortung

Eberhard Ludwigs; ihn setzte er ins Werk, lange ehe Wilhelmine von Grävenitz in sein Leben trat. Die Regierungsdoppelspitze Herzog-Favoritin, wenn man so will, garantierte bis Ende der 1720er Jahre eine gewisse Beständigkeit in der württembergischen Politik, und dies hatte auch sein Gutes. Dass Wilhelmine von Grävenitz Eberhard Ludwig in seinem Streben nach einem Platz unter den vornehmsten Fürsten des Reiches ermunterte und bestärkte, widerspricht dem nicht. Sie wusste, wie sehr ihn dieses Verlangen beherrschte.

Außenpolitisch geschah in den anderthalb Jahrzehnten nach dem Spanischen Erbfolgekrieg wenig von Belang. Für Eberhard Ludwig hatte dieser Krieg enttäuschend geendet, d. h. ohne jeden territorialen Gewinn – Württemberg hatte sogar die von ihm schon bald nach Beginn der Feindseligkeiten besetzte, ringsum von württembergischem Gebiet eingeschlossene Herrschaft Wiesensteig an Bayern zurückgeben müssen. Als einzigen territorialen Gewinn konnte Herzog Eberhard Ludwig im Jahr 1723 den Rückfall der Grafschaft Mömpelgard an die Hauptlinie des württembergischen Fürstenhauses verbuchen. Er hatte dies gegenüber den illegitimen Erben von Herzog Leopold Eberhard durchgesetzt.

Der Hang Eberhard Ludwigs zu verschwenderischem Lebensgenuss und sein übersteigertes fürstliches Machtgehabe, ebenso die viele Jahre währende dominierende Rolle seiner Favoritin am Hof lassen die nicht unbedeutenden Neuerungen im Bereich von Regierung und Verwaltung, die mit dem Namen des ersten württembergischen Barockherzogs verbunden sind, in den Hintergrund treten.

Mit Generalreskript vom 12. Mai 1697 verfügte Eberhard Ludwig die Bestellung von besonderen Amtspflegern. Ihnen oblag künftig die Einziehung sämtlicher direkter Steuern und Abgaben. Dies hatte bisher zu den Aufgaben der Bürgermeister der Städte und Dörfer gehört, was zu manchen Unzuträglichkeiten geführt hatte. Die neu geschaffenen Amtspfleger hatten ihren Sitz in den Amtsstädten und unterstanden der Aufsicht der Vorsteher der Ämter, der Vögte (später Amtmänner).

Einen Meilenstein auf dem Weg zu einer modernen Innenverwaltung bedeutete das Generalreskript vom 27. März 1702 über das Landrechnungs- und Ökonomiewesen, später gewöhnlich die »Erste Kommunordnung« genannt. Es fixierte erstmals Normen für eine Zusammensetzung der Amtsversammlungen. Mit ihm erhielten durch Landesgesetz die Dörfer Sitz und Stimme in diesen Gremien und wurden zugleich auch die Voraussetzungen geschaffen, dass in der Regel die dörflichen Abgeordneten die der Städte der Zahl nach übertrafen. Die Einbeziehung der Dörfer in die Wahlkörperschaften erschloss dem Staatsleben Bevölkerungsgruppen, die ihm bislang ferngestanden hatten. Die seit dem 16. Jahrhundert in Württemberg zunehmende Tendenz zum Obrigkeitsstaat wurde durch eine von der führenden Schicht auf dem flachen Land getragene aktive Mitwirkung bei öffentlichen Belangen abgestoppt. Die »Erste Kommunordnung« leitete eine gegenteilige Entwicklung ein und schuf wichtige Voraussetzungen für die südwestdeutsche demokratische Bewegung des 19. Jahrhunderts.

Der aus dem fränkischen Thurnau stammende Hofmeister Johann Georg Keyßler, der sich Ende der 1720er Jahre in Tübingen aufhielt, zollte der »schwäbischen Nation«, wie er sich ausdrückte, hohe Anerkennung. »Nirgendwo«, so schrieb er, habe er »so viel guten Verstand und dabei vielleicht mehr von der alten deutschen Treue und Redlichkeit« angetroffen. Insbesondere seien hier die Bauern »so klug und witzig wie in anderen Ländern die gemeinen Bürger«. Den Hauptgrund dafür sah er in der aktiven Beteiligung der Landbevölkerung an Verwaltung und örtlichem Gerichtswesen. Blinder Gehorsam finde sich hier nicht.



*Herzog Eberhard Ludwig in Herrscherpose.  
Gemälde eines unbekanntes Künstlers, um 1720.*



Eine wichtige Etappe auf dem Weg zu einer gerechteren Steuergesetzgebung bildete die am 24. Januar 1713 erlassene so genannte Dritte Steuerinstruktion. Sie ordnete eine umfassende Revision des Steuerkatasters an und führte die Grundsätze einer Ertragsbesteuerung ein. Bei Grundstücken wurde künftig für die Besteuerung der Ertrag, bei den Gebäuden der Kapitalwert, bei den Gewerben der Umsatz zugrunde gelegt.

1720 erließ der Herzog die Erste Medizinal- und Apothekerordnung. Sie diente der Förderung der Heilberufe. Dienstleistungen von Ärzten, Apothekern, Barbieren, Badern und Hebammen wurden exakt bestimmt und die jeweiligen Honoraranprüche festgelegt.

Wesentlich an der Peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532, der »Carolina«, orientierte sich die »Neue Kriminalprozessordnung« vom 4. April 1732. Sie umfasste die Verfolgung von Verbrechen, ebenso die Voruntersuchungen von kriminellen Vergehen und die dabei anzuwendende Folter. Ein Erlass drohte für Duelle harte Strafen an. Das stark überhand nehmende Wildern war in den Augen Eberhard Ludwigs, des großen Nimrods, ein besonders verwerfliches Delikt. Manchen seiner Untertanen, der mit seiner Hände Arbeit sich und seine Familie allenfalls kümmerlich ernähren konnte, wogegen das im Übermaß gehegte Rot- und Schwarzwild seine Äcker verwüstete, trieb die schiere Not zu widerrechtlichen Eingriffen in das herzogliche Jagdregal. Freilich, der Landesherr pochte hier auf seine althergebrachten Rechte. Wer beim Wildern erappt wurde, hatte in schweren Fällen sein »Verbrechen« mit einer Galeerenstrafe zu büßen und wurde mit Polizeieskorte nach Venedig gebracht. Die herzogliche Regierung hatte einen entsprechenden Vertrag mit der durch den Seehandel reich gewordenen Lagunenstadt geschlossen.

Der bereits erwähnte Hofmeister Keyßler kritisierte die aufgeblähte Bürokratie in Württemberg, das schon Ende des 17. Jahrhunderts ein im herzoglichen Dienst befindlicher Geheimer Rat »das Königreich der Pharisäer und Schreiber« genannt hatte. Und in der Tat gab es damals eine große Zahl miteinander konkurrierender Mittel- und Oberbehörden sowie Deputationen. Auch die Kommunalverwaltungen waren personell zu üppig besetzt. Die Regierung Eberhard Ludwigs hat dieser überbordenden Bürokratie keinen Einhalt geboten, andererseits aber ist sie in der Verwaltung neue Wege gegangen und hat lästige Verkrustungen beseitigt.

Wirtschaftlich bemühte sich Württembergs erster Barockherzog, sein Land durch die Errichtung von Manufakturen, die Förderung von Handel und Gewerbe sowie der Landwirtschaft, die Modernisierung des Bergbaus, die Verbesserung der Infrastruktur, insbesondere der Verkehrssituation des Herzogtums (u. a. bessere Nutzung des Neckars als Wasserstraße) voranzubringen. Diesem Zweck diente auch der von ihm ins Leben gerufene Kommerzienrat (Kommerzienkollegium, Handelsrat), der erste seiner Art in Deutschland. Eberhard Ludwig war die Aufnahme von Glaubensflüchtlingen (Waldensern und Hugenotten) zu verdanken, die neue Gewerbe ins Land brachten und die Kartoffel hier heimisch machten. Schließlich setzte er gegen den Widerstand der Landstände an Stelle des antiquierten Volksaufgebots die Schaffung eines kleinen stehenden Heeres durch, über das die benachbarten größeren Territorien längst verfügten.

Gegen die den Alltag der Untertanen bestimmende evangelisch-lutherische Kirche mit ihrem moralischen Rigorismus regte sich zunehmend Widerstand. Extreme separatistische, mehr aber noch gemäßigte pietistische Strömungen, die eine Verinnerlichung und Vertiefung des Glaubenslebens anstrebten, gewannen auf breite Bevölkerungskreise Einfluss. Die leitenden kirchlichen Gremien erkannten die Zeichen

der Zeit. Um die stetig wachsende Zahl der gemäßigten Pietisten nicht der Kirche zu entfremden, beschloss die Regierung 1715, künftig private geistliche Versammlungen, so genannte Erbauungsstunden, zu dulden. Sie leitete damit eine Phase größerer religiöser Toleranz ein, die geradlinig zum Pietistenreskript von 1743 führte, das dann dem Pietismus endgültig Heimatrecht in der württembergischen Kirche gewährte. Für das religiöse Leben im Land war 1722 die Einführung der Konfirmation von Bedeutung; sie wurde erstmals 1723 in allen Gemeinden des Landes gefeiert.

Im Lauf seiner Regierung gelang es Herzog Eberhard Ludwig, die Landstände politisch an den Rand zu drängen. Die langwierigen Verhandlungen über den Aufbau und die Finanzierung eines stehenden Heeres, die er ausschließlich mit den landwirtschaftlichen Ausschüssen führte – zu einem Plenarlandtag kam es nach 1698 nicht mehr –, nutzte er geschickt, um einem absolutistischen fürstlichen Regiment den Boden zu bereiten.

Hohe Erwartungen setzte Eberhard Ludwig in seinen 1698 geborenen Sohn Friedrich Ludwig. Dieser sollte dereinst in die väterlichen Fußstapfen treten, d.h. kraftvoll regieren, dem Herzogtum Württemberg im Reich eine herausragende Position verschaffen. Die wenigsten Prinzen erhielten im beginnenden 18. Jahrhundert eine so sorgsam-gründliche Erziehung wie Friedrich Ludwig. Schon mit fünf oder sechs Jahren befand er sich mit dem ihn betreuenden Hofmeister im Collegium illustre in Tübingen, der von Herzog Christoph 1559 gegründeten renommierten Ausbildungsstätte für Adlige. 1707 schickte ihn der Vater für zwei Jahre nach Lausanne, um dort unter der Aufsicht ausgewählter Lehrkräfte ein vielseitiges Unterrichtsprogramm zu absolvieren und fließend Französisch zu lernen. Wichtig erschien Eberhard Ludwig, dass der Sohn mit dem Leben an einem vom Spanischen Erbfolgekrieg nicht betroffenen Fürstenhof vertraut gemacht wurde. Diese Möglichkeit bot Turin, die Residenzstadt von Herzog Viktor Amadeus von Savoyen, dem späteren König von Sardinien. Drei ihm sehr förderliche Jahre weilte Friedrich Ludwig dort. Längere Bildungs- und Kavaliersreisen nach Holland, Frankreich, in die Österreichischen Niederlande (kurz zuvor noch Spanische Niederlande, das heutige Belgien) schlossen sich an. Erst im Sommer 1716 kehrte er nach Ludwigsburg zurück.

Sehr im Sinne des Vaters war es, dass sich Friedrich Ludwig früh, kaum 18 Jahre alt, entschloss, eine feste eheliche Bindung einzugehen. Die Erwählte war die erst 14-jährige Prinzessin Henriette Marie, die Tochter des Markgrafen Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, des Stiefbruders von Preußenkönig Friedrich I. Die Hochzeitsfeier in Berlin am 8. Dezember 1716 erhielt ihre besondere Note durch die Anwesenheit von König Friedrich Wilhelm I., dem legendären Soldatenkönig und Sohn König Friedrichs I. Am 4. August 1718 schenkte Henriette Marie ihrem Mann einen Sohn, Eberhard Friedrich. Die Freude Eberhard Ludwigs über den Enkel war groß. Doch leider währte sie nur kurze Zeit. Erst wenige Monate alt, starb der kleine Prinz. Im Februar 1722 gebar Henriette Marie ein Töchterchen Luise Friederike, die nachmalige Herzogin von Mecklenburg-Schwerin. Zum großen Leidwesen Eberhard Ludwigs stellten sich keine weiteren Enkelkinder ein.

Die labile Gesundheit von Erbprinzip Friedrich Ludwig gab schon früh zu Besorgnis Anlass. Die Behandlung durch tüchtige Ärzte und längere Heilkuren bewirkten eine zeitweilige Besserung. Friedrich Ludwig war ein leidenschaftlicher Reiter und suchte durch körperliches Training seine physischen Kräfte zu stärken. Mitte der 1720er Jahre kam es jedoch zum gesundheitlichen Kollaps. Die Ärzte diagnostizierten eine schwere Lungenkrankheit, die sich rasch verschlimmerte und dem Prinzen hart zusetzte.

Schon bald bestand kaum noch ein Zweifel daran, dass eine Heilung, auf die der Kranke und auch sein Vater noch immer hofften, ein frommer Wunschtraum war.

Am 23. November 1731 starb Erbprinz Friedrich Ludwig, für die junge Witwe und fast noch mehr für Eberhard Ludwig eine menschliche Katastrophe. Seitdem offenkundig war, dass der Sohn an einer unheilbaren Krankheit litt und aus seiner Ehe keine männlichen Nachkommen mehr zu erwarten waren, trieb Eberhard Ludwig die Sorge um den Fortbestand seines Hauses um. Der Gedanke, dass dem zur römisch-katholischen Kirche konvertierten Vetter Carl Alexander, dem kaiserlichen General und österreichischen Statthalter des Königreichs Serbien, die Thronfolge in dem streng evangelisch-lutherischen Württemberg zufalle, kostete ihn zahllose schlaflose Nächte. Er musste sich eingestehen, dass er schlimme Irrwege gegangen war. Seine Frau hatte er durch die feste Bindung an eine intelligente, ehrgeizige Mätresse von sich gestoßen und tief verletzt. Indes war die Stellung dieser Mätresse, der Gräfin von Würben, am Hof nicht mehr so unangefochten wie in früheren Jahren. Sie hatte Feinde, und diese intrigierten jetzt mit Erfolg gegen sie. Verzweifelt suchte Eberhard Ludwig einen Ausweg aus der selbst verschuldeten Lebenskrise.

Zunächst trug er sich mit dem Gedanken, sich von seiner Frau scheiden zu lassen und sich von seiner Geliebten zu trennen, um sich wieder standesgemäß vermählen zu können. Doch diesen Plan verwarf er rasch. Seine Frau hätte wohl kaum in eine Scheidung eingewilligt, zumal sich das Verhältnis der beiden Ehegatten zueinander in letzter Zeit merklich gebessert hatte. Eberhard Ludwig entschloss sich nun, die langjährige Geliebte vom Hof zu verbannen und sich ein zweites Mal – und diesmal auf Dauer – mit seiner Frau zu versöhnen. Die Trennung von der Geliebten, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, erfolgte in wenig schöner Weise. Eberhard Ludwig ließ die Gräfin Würben vorübergehend sogar auf der Festung Hohenurach einkerkern.

Peinlich, ja beinahe grotesk mutet die zweite, durch die Umstände erzwungene Versöhnung des Herzogspaares an. Ein offizieller Vertrag besiegelte sie. Doch damit des Grotesken noch nicht genug. Im Frühjahr 1732 kursierte in Hofkreisen die sensationelle Neuigkeit, die 51-jährige Herzogin sei schwanger und erwarte im Herbst ein Kind. Eberhard Ludwig säumte nicht, diese Neuigkeit offiziell zu bestätigen. In den folgenden Monaten wurden umfangreiche Vorbereitungen für die Niederkunft der Herzogin und die Taufe des fürstlichen Kindes getroffen. Der Herzog ordnete in den Kirchen des Landes Dank- und Fürbitte-Gebete für die Schwangere und ihre Leibesfrucht an. Die »treuehorsamsten« Untertanen, so ließ er in einem allerhöchsten Reskript verkünden, sollten den grundgütigen Gott einmütiglich bitten, dass er »die anzuhoffende Leibesfrucht gnädiglich bewahre und derselben zu seiner Zeit einen höchst erwünschten und erfreulichen Anblick allermildest verleihen wolle«.

Auf dieses glückliche Ereignis warteten Eberhard Ludwig und viele seiner Untertanen jedoch vergeblich. Eine Schwangerschaft der nunmehr 52-jährigen Herzogin Johanna Elisabeth hatte nie bestanden. Wir wissen bis heute nicht, wie es zu dieser kaum glaublichen Geschichte gekommen war. Es ist wenig wahrscheinlich, dass die herzoglichen Leibärzte an der eingebildeten Schwangerschaft Johanna Elisabeths nicht schon bald Zweifel hatten. Mit ihrer Diagnose hielten sie sich aber wohlweislich zurück. Eberhard Ludwig selbst hat offenbar fest darauf vertraut, dass seine Frau in gesegneten Leibesumständen sei. Sicher spielte bei ihm ein ausgesprochenes Wunsdenken mit, hoffte er doch noch immer, dass mit ihm nicht die Hauptlinie des Hauses Württemberg aussterbe. Für ihn, aber auch für die Landstände, die gleichfalls

auf den noch nicht geborenen Thronerben gesetzt hatten, eine Blamage, für den katholischen Thronanwärter Carl Alexander aber eine Art Befreiungsschlag.

Der Tod seines einzigen Sohns im November 1731 hatte Eberhard Ludwig stark zugesetzt. Er begann zu kränkeln. Badekuren brachten keine Besserung. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich mehr und mehr. Am 31. Oktober 1733 starb er. Todesursache nach ärztlicher Diagnose: eine hitzige Brustwassersucht. Seine letzte Ruhestätte erhielt er neben seinem Sohn in der neu erbauten Gruft unter der Ludwigsburger Schlosskirche. Herzogin Johanna Elisabeth überlebte ihren Mann um 24 Jahre.

Im Herzogtum Württemberg übernahm 1733 der katholische Vetter Eberhard Ludwig, Carl Alexander, die Regierung. Seinen Vorgänger ehrte er am 21. Februar 1734 mit einem pompösen Leichenbegängnis, einem farbenprächtigen militärischen Schaugepränge. Mit ihm wurde dem hohen fürstlichen Rang, den der Verstorbene innegehabt hatte, nochmals sinnfällig Ausdruck gegeben. Es war dies die bis dahin glanzvollste Veranstaltung, die die junge Stadt Ludwigsburg gesehen hatte.

Die Befürchtungen der Untertanen, der neue Regent werde in dem rein evangelisch-lutherischen Land eine Rekatholisierung ins Werk setzen, erwies sich als gänzlich unbegründet. Carl Alexander hielt sich streng an die von ihm rechtsverbindlich zugesicherten »Religionsreversalien«. Nach diesen hatte er sich verpflichtet, »in der Religion, [den] Kirchen und Schulen und dem ganzen Religionsstaat«, so wie er zur Zeit seines Regierungsantritts bestand, nichts zu verändern und erst recht nicht das »Simultaneum Catholicum«, d.h. die Gleichberechtigung der römisch-katholischen mit der evangelisch-lutherischen Konfession einzuführen. Württemberg blieb auch unter einem katholischen Landesherrn, der sich mit seiner Familie auf Privatgottesdienste im Schlossbereich beschränken musste, das »protestantische Spanien«, also das Land, in dem die evangelisch-lutherische Landeskirche in allem und jedem den Lebensalltag der Untertanen bestimmte. Leider war Carl Alexander nur eine wenige Jahre umfassende Regierungszeit beschieden. Er wurde bereits am 12. März 1737 von einem jähen Tod dahingerafft.



# Am Anfang war ein Jagdschloss, ein Wirtshaus und ein Krawattendörfle

## Italiener, »Kroaten« und andere Migranten am Ludwigsburger Schlossbau

von Daniel Schulz

Schloss und Stadt Ludwigsburg sind ein Gesamtkunstwerk, geschaffen und geprägt von einheimischen und ausländischen Künstlern, Handwerkern und Arbeitern. Menschen aus verschiedenen Kulturräumen – Oberitalien, Adriaregion, Österreich-Ungarn, Böhmen, Frankreich und Württemberg – haben zum Ruhme Herzog Eberhard Ludwigs dieses Gesamtkunstwerk mit seiner Eigenart entstehen lassen.

Der Anfang der heutigen Stadt Ludwigsburg war einerseits großartig, denn der Schlossbau Johann Friedrich Nettes war ein singulärer Akt in Württemberg. Erstmals hielt der Barock in seiner ganzen Blüte Einzug im Herzogtum, das bis dahin auf künstlerischem Gebiet nicht besonders in Erscheinung getreten war. Schloss Ludwigsburg war und ist das bedeutendste Barockbauwerk in Württemberg. Es musste seinerzeit wie ein Fremdkörper im Herzogtum gewirkt haben, »denn es war im Stil ein ganz neues, in keiner Weise den hiesigen Traditionen entsprechendes Gebäude, das jedoch eine starke Ausstrahlung auf die weitere Kunstentwicklung des Landes besaß«. <sup>1</sup> Andererseits war der Anfang des Ludwigsburger Gemeinwesens erbärmlich, denn zunächst bestand die Stadt nur aus dem Gasthaus Waldhorn und einer Ansammlung ärmlicher Hütten um die Baustelle herum und im Bereich der heutigen Bauhofstraße. Hier lebten die Steinmetze, Schlosshandwerker, Arbeiter und Tagelöhner. Die der Baustelle am nächsten liegenden menschlichen Behausungen waren zwei Bauernhöfe: der Fuchshof und der Schafhof.

Ein Schloss, ein festes Haus und zwei Höfe bilden noch lange keine Stadt, und die Aufrufe des Herzogs zur Ansiedlung von Bürgern verhallten im Jahr 1709 zunächst ungehört. Niemand wollte sich hier niederlassen, im Nichts zwischen den Dörfern Eglosheim, Neckarweiingen, Oßweil und Kornwestheim. Zudem war der Text dieser Einladung sehr allgemein gehalten, so dass die geringe Resonanz kein Wunder war. Weitere Aufrufe mit versprochenen Privilegien (Religions- und Steuerfreiheit) waren nötig, »dass sich Menschen entschlossen, auf dem freien Feld neben einer Schlossbaustelle auf eigenes Risiko zu bauen«. <sup>2</sup> Die ersten Siedler hatten es sicher nicht leicht, denn es gab keinerlei Infrastruktur, keine Geschäfte, keine Kirche, keine Straßen – es muss also anfangs ein öder Ort gewesen sein.

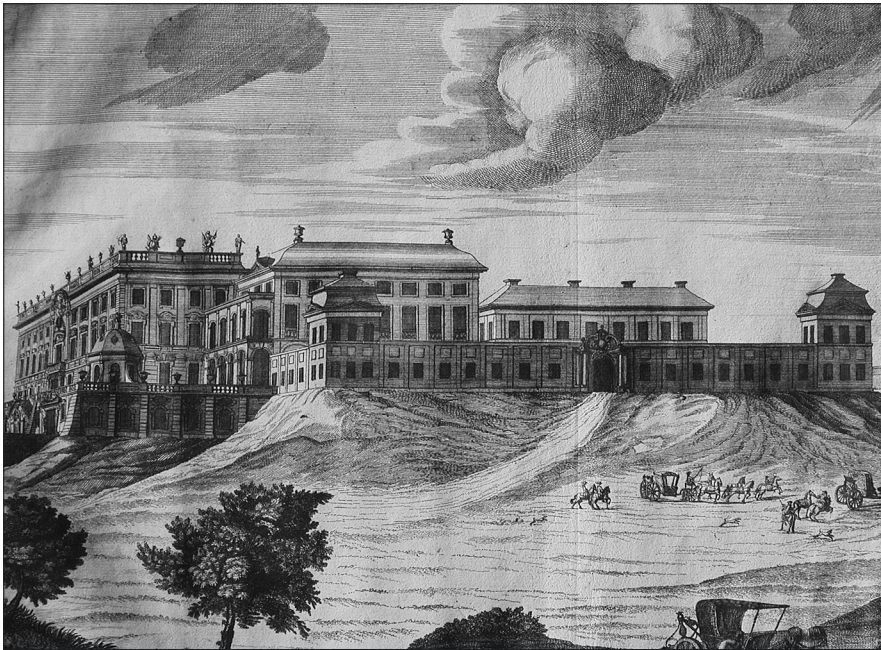
Auch nachdem die Kanzleien nach Ludwigsburg verlegt wurden und Amtshäuser entstanden, kam die Besiedlung nur schleppend voran. Zwischen 1707 und 1728 wurden nur 136 Privatbauten errichtet. 1730, drei Jahre vor dem Tod Herzog Eberhard Ludwigs, zählte die Stadt dann zwar insgesamt 701 Haushaltungen, in denen aber nur 200 ordentliche Bürger und 84 Beisitzer lebten. <sup>3</sup> Aber immerhin, Ludwigsburg war eine Stadt geworden, seit 1718 Residenzstadt.

Nach den Startschwierigkeiten entwickelte sich Ludwigsburg schnell zu einer Einwanderungsstadt, weil die gewaltige Schlossbaustelle Migranten von überall her anzog. Da es hier keine alteingesessene Bevölkerung gab, waren alle gleichermaßen fremd, egal ob sie von den Fildern kamen oder aus Italien. Bald gab es aber erste Konflikte zwischen den einheimischen »Landeskindern« und zugewanderten Ausländern. Ludwigsburg war kein multikulturelles Paradies, in dem alle friedvoll miteinander lebten. Die Kunst konnte noch keine Grenzen überwinden und Verbindendes schaffen, denn sie war als reine Auftragskunst abhängig vom Herzog und einigen Adelligen als Auftraggeber. In der Folge entwickelte sich ein Ludwigsburger Drama aus Erfolg und Scheitern, Bevorzugung und Ablehnung, Neid und Hass, Bestechung und Vetterwirtschaft. Die einheimischen Künstler feindeten die vor allem aus Italien zugewanderten Künstler an, die wiederum ihre ganzen Familienclassen nach Ludwigsburg zogen – auch ein Konflikt zwischen Protestanten und Katholiken. In der Bevölkerung war die Meinung weit verbreitet, dass die Ausländer »den Burgern das Brodt abnehmen«. <sup>4</sup> Diese Äußerung stammt von Baumeister Matthias Widmann, der Frisoni und Retti anfeindete, als diese 1715 den Auftrag erhielten, die Schlosskirche allein zu erbauen. Dennoch wäre ohne die Ausländer, insbesondere ohne die Künstler aus Oberitalien der Glanz Ludwigsburgs stumpf geblieben – sie brachten »moderne Kunst« ins Land. Selbst in der Politik standen sich im frühen 18. Jahrhundert in Württemberg zwei Lager gegenüber: Die Anhänger der Grävenitz-Partei um den Herzog und dessen Mätresse und deren Gegner um die Herzogin. Letztlich entstand mit der Gründung der Stadt auch noch ein Städteduell zwischen der neuen Residenz Ludwigsburg und der alten Residenzstadt Stuttgart.

Neben Italienern kamen vermutlich auch Handwerker aus der Balkanregion nach Ludwigsburg. Diese Bevölkerungsgruppe wurde pauschal als Kroaten bezeichnet. Sie haben hierzulande auffällige Halsbinden getragen und wurden deshalb »Krawatten« genannt. Ihre Ansiedlung in der Bauhofstraße, gegenüber dem Schloss, ist deshalb heute noch als »Krawattendörfle« bekannt, obwohl es vermutlich nur wenige Kroaten waren, die sich dort niederließen. Die Mehrheit der Handwerker und Arbeiter stammte aus Oberitalien. Es gibt in den Akten keine konkreten Belege dafür, dass Kroaten beim Schlossbau tätig waren.

### *Ludwigsburger Topografie*

Die Ansicht des Alten Corps de logis von Johann Friedrich Nette 1709 zeigt eine Ödnis um das Schloss herum, das auf stark abfallendem Grund steht. Am Schloss fahren Kutschen vorbei, aber die Schlossstraße ist nichts anderes als eine schlammige Piste. Noch Jahre später waren offenbar die meisten Straßen ungepflastert. Ein Plan um 1730 zeigt das Quartier Postgässchen/Charlottenstraße. <sup>5</sup> Die Straßen bestanden nur aus festgestampfter Erde und dürften sich bei jedem Regen in schlammige Pfade verwandelt haben. Frisonis Nordansicht des Erweiterungsprojekts von 1721 zeigt den Terrassengarten mit dem davor liegenden See, östlich einen Steinbruch unterhalb des Fuchshofs, westlich steil aufsteigend die immer noch unbefestigte Schlossstraße. Auf der Ansicht von Osten ist direkt hinter der Schlosskirche das an der Terrasse steil und wild abbrechende Gelände zu sehen. Im Hintergrund erhebt sich der unwirtliche Hohenasperg mit seiner Festung und dem berühmten Gefängnis.



*Johann Friedrich Nette: Ansicht des Alten Corps de logis von Westen (1709).*

Freilich sollen diese Kupferstiche den Kontrast zwischen der gestaltenden Hand der Architektur und der Wildheit der sie umgebenden Landschaft zeigen. Daher ist die felsige Landschaft z. B. bei Frisonis Ostansicht absichtlich in den Vordergrund der Darstellung gerückt. Die wilde Gegend um das Schloss herum lässt die Architektur, die sich zwischen die Ödnis schiebt, umso erhabener erscheinen. Die »Burg« Eberhard Ludwigs steht auf dem Felsplateau über dem Tälesbach, der dem Neckar zufließt. Der Burgcharakter ist heute noch zu sehen, wenn man von der Emichsburg auf die Ostseite des Schlosses herabblickt. Sicher wollte man einen Ersatz für den an dieser Stelle zerstörten Erlachhof schaffen, aber ohne weiteres hätte das Schloss nach Süden in freieres Gelände gesetzt werden können. Aber über dem Talgrund war schließlich die Anlage von Terrassengärten nach italienischen Vorbildern am wirkungsvollsten. Auf der anderen Seite der »Schlucht« erhebt sich die Favorite, ein fantastisches Lustschloss. Der ursprünglich tiefer liegende Talgrund, der beide Schlösser trennte, wurde erst unter Herzog Carl Eugen zur so genannten Planie aufgeschüttet. In den Ansichten Frisonis ist das Tal nicht richtig zu sehen bzw. wirkt »geglättet«. Beide Schlösser demonstrieren den Sieg der Kunst über die Natur, die durch die Architektur gebändigt wird, und im Schlossgarten wird die Natur geometrischen Formen unterworfen. Wäre der nördliche Terrassengarten verwirklicht worden, wäre dieser Triumph über die Natur perfekt zum Ausdruck gekommen, aber die Terrassen wurden nur teilweise ausgeführt und im 19. Jahrhundert verändert.

Die Kupferstiche Nettes und Frisonis geben eine Vorstellung dieser typisch barocken Machtdemonstration: Der Fürst überwindet mit Hilfe der Kunst die Natur.

So kommt es zur Vorliebe des Barock für schwierige, ungewöhnliche und herausfordernde Baugründe – um Versailles zu erbauen, wurden die Sümpfe trocken gelegt. Die Bewältigung der Unebenheiten des Ludwigsburger Geländes war eine architektonische Herausforderung.

Bereits zur Bauzeit gab es Kritik an der herzoglichen Schöpfung, und auch noch heute kommt Ludwigsburg in der kunsthistorischen Bewertung schlecht weg – zu Unrecht. Zwar entstanden Schloss und Stadt nicht in einem Wurf, sondern etappenweise, aber durchaus nach einem Gesamtplan unter Frisonis Leitung. Das Jagd-schloss ist als Burg über dem Talgrund des Tälesbach dramatisch inszeniert, ein Terrassengarten gliedert die Landschaft. Über das Tal hinweg verheißt die Favorite ungeahnte Sinnesfreuden. Mit der Verlegung der Residenz von Stuttgart nach Ludwigsburg stieg der Raumbedarf. Zunächst wollte man tatsächlich das Alte Corps de logis erweitern. Damit die Gebäude über das Felsplateau hinauswachsen konnten, sollten gewaltige Substruktionen und Stützmauern errichtet werden. Mit den Bauarbeiten wurde zwar begonnen, aber schnell war klar, dass die Baukosten explodieren würden. Frisonis erstes Erweiterungsprojekt kam also über den Entwurf nicht hinaus, aber trotzdem veröffentlichte er es in seinem Kupferstichwerk »Vues de la Residence Ducale«.

Nun konzentrierten sich die Planungen auf den Ausbau der Schlossanlage nach Süden, die im Bau des Neuen Corps de logis gipfelten. Der Baukomplex wurde zu einer Vierflügelanlage geschlossen. Statt wie üblich vor dem Schloss wurde der Ehrenhof seitlich im Westen angelegt. Auch bei der Anlage des Neuen Corps de logis musste Frisoni Höhenunterschiede überwinden, da das Gelände nach Süden ansteigt. Vestibül, Hirschgang, Sommersalon und Grottenhof bilden eine Passage, die den tiefer liegenden Schlosshof durch einen Hang hindurch mit dem höher gelegenen Südgarten verbindet. So entspricht der erste Stock des Neuen Corps de logis zur Gartenseite einem Hochparterre. Kritisiert wurde schon von Zeitgenossen, dass durch den fehlenden Stock an der Gartenseite die Proportion nicht harmonisch sei, weil das Gebäude für seine Länge etwas zu niedrig wäre. Zeitgenössische Reisende, wie der Baron von Pöllnitz, schrieben, das Neue Corps de logis sehe eher wie eine Orangerie aus als ein fürstliches Schloss. Ihrer Meinung nach hätte das Gebäude auf dem oberen Gartenabsatz errichtet werden sollen, also an der heutigen Schorndorfer Straße. Damit wäre dieselbe Situation wie im Belvedere in Wien entstanden: Das Obere Belvedere ist durch den abschüssigen Garten vom Unteren getrennt. Man wollte in Ludwigsburg aber nicht die räumliche Trennung in ein altes und ein neues Schloss, zumal sich ja schon Favorite und Altes Corps de logis gegenüberstehen. Die jetzige Lösung verbindet beide Schlösser über die Ahnen- bzw. die Bildergalerie und die Prunkräume der Beletage liegen sogar im ganzen Schloss auf einer Ebene. Im Neuen Corps de logis kann man vom Marmorsaal bequem in den Garten gehen, an den Schmalseiten gibt es Ausgänge in die Privatgärten – das ganze Gebäude hat einen sehr sommerlichen Charakter.

Statt den Garten nördlich auszubauen, dehnte dieser sich nun nach Süden aus – Terrassengärten waren inzwischen sowieso unmodern geworden. Die Stadt südlich anzulegen hätte bedeutet, dass diese wesentlich höher gelegen wäre als das Schloss und vor allem wäre dadurch die weitere Entwicklung der Gärten behindert worden. Frisoni entschied sich, die Stadt seitlich, das Schloss und die Gärten flankierend anzulegen, so dass die Stadt das Schloss sanft umschließt, ohne es einzuengen.



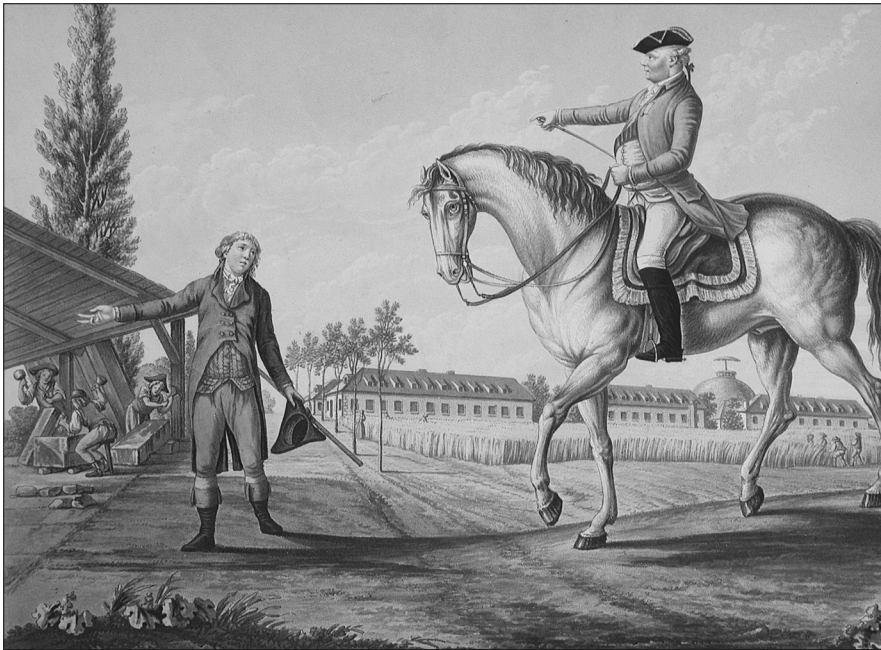
Von Anfang an zeigte sich aber das herzogliche Bestreben einer sozialen Trennung bei der Ansiedlung. Der Stadtteil auf der östlichen Seite war vor allem dem Adel vorbehalten. Parallel zum Schlossgarten entstanden an der Mömpelgardstraße und der Schorndorfer Straße Palais und Gärten. Die bürgerliche Stadt mit dem Marktplatz liegt im Westen, vom Quartier des Adels durch den Schlossgarten getrennt. Hier siedelten sich Bürger und Kaufleute an, hier standen die Amtshäuser und Kanzleien, hier entstanden aber auch weitere Adelspalais. Zwar liegt die Stadt auch an dieser Stelle höher als das Schloss selbst, aber die dazwischen liegenden Alleen kaschieren den Höhenunterschied. Allein die Türme der Stadtkirche stechen aus den uniformen Häuserzeilen hervor. Die Stadt mit ihrem rechtwinkligen Straßenraster ordnet sich dem Schloss unter. Die Gebäude sind schlicht gehalten, denn bei der Gestaltung der Stadt forderte der repräsentative Machtwille des Herzogs »zweckmäßige Schönheit, ebenbürtig, aber doch in angemessener sozialer Zurückhaltung gegenüber dem alles beschattenden Schloss«. <sup>6</sup>

Dennoch ist die Stadt nach einer geschickten Dramaturgie angelegt: Via Marstallstraße (gegenüber dem westlichen Ehrenhof) oder Kaffeeberg (parallel zur Gartenseite des Neuen Corps de logis), beide von der Schlossstraße stark ansteigend, erreicht man zunächst den Marstall bzw. den Holzmarkt. Wendet man sich von dort nach Süden, steigt eine Straße weiter an und führt auf den großen lichten Marktplatz, der am höchsten Punkt der Stadt liegt. Die Kirchen und die Arkaden rundherum vermitteln ein festliches, südliches Flair und auf dem Marktbrunnen erhebt sich das Standbild Herzog Eberhard Ludwigs. Es ist im öffentlichen Raum die einzige monumentale Plastik, die den Fürsten verherrlicht. Vor dem Marktplatz liegt als städtische Hauptachse die Wilhelmstraße, die an der Sternkreuzung die Schlossstraße mit ihren Alleen kreuzt und als Schorndorfer Straße parallel am Neuen Corps de logis vorbeizieht.

Hinter dem Marstall liegt schließlich das Handwerkerviertel und die Siedlung der Schlossarbeiter, die Untere Stadt. Sie war, wie vermutlich auch der herzogliche Marstall, als Provisorium ohne dauerhaften Bestand gedacht. Zu den Häusern und Bewohnern der Unteren Stadt gibt es keine schriftlichen Quellen. Es scheint, als bestand sie in den Augen des Herzogs gar nicht – sie wurde als notwendiges Übel gelitten. Dennoch endete mit Bauten der Unteren Stadt die erste Epoche der Ludwigsburger Stadtbaugeschichte. Im Volksmund ist sie bekannt als »Krawattendörfle«, abgeleitet von Handwerkern aus Kroatien (Krawatten) und Oberitalien, die uns im Folgenden weiter beschäftigen werden.

### *Migranten am Ludwigsburger Schlossbau*

Die Oberleitung beim Schlossbau führte die eigens für Ludwigsburg 1704 gegründete Baudeputation, eine Sondereinrichtung der Rentkammer. Die Baudeputation war für alle bauorganisatorischen, technischen und gestalterischen Fragen zuständig. Personalangelegenheiten wie Neueinstellungen, Festlegung der Besoldungen, Arbeitsverträge etc. oblagen dem Oberhofmarschallamt. An der Spitze der Baudeputation stand der Haushofmeister und spätere Oberhofmarschall Georg Friedrich Forstner von Dambenoy. Seine Stelle übernahm ab 1716 Baron von Pöllnitz. Dem Oberhofmarschall standen der Geheimrat Jacquin de Bethoncourt sowie drei Baumeister als Bausachverständige zur Seite. Ein Bauverwalter hatte die unmittelbare Überwachung aller am Bau Beschäftigten, die Aufsicht über die Baumaterialien und deren Herbei-



*Herzog Carl Eugen erteilt einem Baumeister Befehl,  
Kupferstich von Viktor Heideloff (1790). Im Hintergrund Schloss Hohenheim,  
links unter dem Verschlag arbeiten Steinmetze.*

schaffung und die Aufsicht über die Verwaltungs- und Kassengeschäfte. Die projektierenden Architekten mussten ihre Entwürfe zunächst der Baudeputation zur Begutachtung vorlegen und erhielten dann Gelegenheit, sie dem Herzog zu erläutern, der immer die letzte Entscheidungsgewalt hatte.

Am Schlossbau Herzog Eberhard Ludwigs waren nicht nur italienische Spitzenkünstler, sondern auch scharenweise italienische, böhmische und kroatische Handwerker tätig. »Bey 500 Tagelöhner allerhand Nationen sollen damahls daran, nemlich an dem Schlos Bau, gearbeitet haben. Um den Schlossbau herum stunden lauter paraquen [Baracken].«<sup>7</sup> Die Baracken dienten wahrscheinlich als Unterkünfte der Arbeiter und teils als Bauhütten der Steinmetze. Nur wenige Quellenhinweise finden sich zu einfachen Handwerkern, außer Namen erfährt man nichts und meist ist nur von den italienischen Künstlern die Rede. So zeigt auch nur eine einzige Abbildung aus dem 18. Jahrhundert Bauhandwerker. Hoch zu Ross inspiziert Herzog Carl Eugen die Bauhütte seiner Steinmetze in Hohenheim, die im Gegensatz zur mächtigen Figur des Fürsten winzig erscheinen.

In unserem Zusammenhang ist die Erwähnung von Ausländern durch Oberhofmarschall von Forstner aufschlussreich. In seiner um 1712 verfassten Aufzeichnung mit Gedanken für eine gedeihliche Bevölkerungspolitik der zu gründenden Stadt heißt es: »Weilen in der That es sich erfindet, daß die meisten reichen Leuthe, so etwann nach Ludwigsburg bauen könnten und möchten, Italiener, Savoyarden oder

dergleichen seyn werden, die alle der catholischen Religion zugethan, die Reformierte aber meistens Flüchtlinge aus Frankreich, aus der Schweiz, Tyrol und Salzburg seynd, sonderheitlich in dem Preyssonischen und Brandenburgischen, so wäre ich der ohnvorschreiblichen Meinung, man solle beiderseits von denen Kirchen gänzlich abstrahieren und nur eine clausulam inserieren, man würde ihnen in Religionsachen keinen ›Eintrag‹ verhängen.«<sup>8</sup>

Forstner erkannte, dass eine neue Siedlung nur dann eine Zukunft haben konnte, wenn in ihren Grenzen Religionsfreiheit herrschen würde. Er schätzte die wirtschaftliche Bedeutung der Zuwanderung richtig ein: Protestanten waren noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der Regel ärmere Flüchtlinge, als Minderheit von der katholischen Majorität vertrieben, während die katholischen italienischen Kaufleute und Künstler Geld ins Land bringen würden. Sie kämen nicht aus Not, sondern aus wirtschaftlichen Interessen.

Forstner spricht von »Italienern, Savoyarden oder dergleichen«, wobei unter »dergleichen« neben anderen auch Kroaten fallen. Die meisten der in Ludwigsburg tätigen Künstler stammen aus der Region zwischen Lugano und Como, dem Schweizer Tessin, der Lombardei<sup>9</sup> und Venedig<sup>10</sup>. Die Lombardei war ein Teil des Herzogtums Mailand und gehörte seit 1535 als Reichslehen zu Spanien und seit 1714 zu Österreich. Östlich grenzte die Republik Venedig an, zu der neben Venetien u. a. das lombardische Brescia, die kroatische Küstenregion, Istrien und Dalmatien gehörten. Erst 1797 fiel der ganze venezianische Machtbereich Österreich zu. Das kroatische und slowenische Hinterland war schon seit 1527 ein Teil Österreich-Ungarns, während das nordöstliche Kroatien zum Osmanischen Reich gehörte.

Westlich an die Lombardei schloss sich Savoyen-Piemont an. Prinz Eugen von Savoyen-Carignan war nicht nur aufs engste mit dem österreichischen Kaiserhaus verbunden, sondern kämpfte auch in den Türkenkriegen in Ungarn und auf dem Balkan. Prinz Eugen und Carl Alexander von Württemberg, Herzog Eberhard Ludwigs Cousin, waren Waffenbrüder und Carl Alexander war von 1719 bis 1733 kaiserlicher Gouverneur von Belgrad.

Prinz Eugen hatte zur Ausstattung seiner Wiener Paläste, das Untere und Obere Belvedere, u. a. den Maler Carlo Carlone herangezogen. Carlone war sowohl mit Donato Giuseppe Frisoni, dem Ludwigsburger Schlossarchitekten, als auch mit Paolo Retti, dem Ludwigsburger Baumeister und Unternehmer, verwandt. So zieht sich eine Spur, ein roter Faden durch Europa: Künstler, Handwerker, Ausstatter und Arbeiter am Ludwigsburger Schlossbauwesen waren – neben einheimischen Schwaben – Menschen aus einem weit ausgedehnten Kulturraum, der unter dem Einfluss Österreichs stand. Dieser Kulturraum reichte von der Westküste Italiens über Oberitalien, das Tessin streifend, zur Adria (Savoyen, Piemont, Lombardei, Venedig), über die Adria hinweg nach Kroatien und Ungarn, nach Österreich und Böhmen.

Bereits der erste Schlossarchitekt Johann Friedrich Nette brachte ausländische Künstler nach Ludwigsburg mit. Persönliche Verbindungen zu ihnen hatte er bei früheren Aufträgen in Prag und Wien geknüpft. So zog schließlich einer den andern nach Ludwigsburg. Ausländer finden sich als Künstler, gehobene Baufachleute, z. B. Stuckateure oder Steinmetze, und Arbeiter (Tagelöhner). Nicht einmal genug Steinmetze und Zimmerleute ließen sich in der Umgebung finden, und selbst für geringe Tätigkeiten standen in den Erntezeiten nicht immer genug einheimische Tagelöhner zur Verfügung. Die Fröner der Ämter arbeiteten unwillig, junge Handwerksburschen meldeten sich nicht zum Schlossbau. Im Übrigen waren die Landstriche um Lud-

wigsburg nicht übermäßig bevölkerungsreich.<sup>11</sup> Möglicherweise waren die ausländischen Tagelöhner wegen besserer Bezahlung oder wegen besserer Kontakte zu Nettes, Frisonis und Rettis Kreis bevorzugt. Neben den Künstlern zogen der Hof und die junge Stadt Kaufleute aus Italien an: Gueida, Pironi (auch Kaminfeger), Brentano, Cafetier Lazaro, Handelsmann Butti, Hofzinngießer Tamborino und Mainoni (Spezereienladen am Markt).<sup>12</sup> Die Gesellschaft Brentano und Cons. war eine große italienische Handelsgesellschaft mit Niederlassungen in Stuttgart und Augsburg, wahrscheinlich auch in Wien und Italien.<sup>13</sup>

### *Konflikte: Katholiken – Protestanten*

Im evangelischen Herzogtum Württemberg waren damals die italienischen Wanderkünstler und Kaufleute die ersten Katholiken, die sich im Land für längere Zeit niederließen. In Ludwigsburg gab es keine katholische Kirche. Neben dem Jägerhof stand im ehemaligen Frisonischen Garten lediglich ein katholisches Bethaus. Das Gebäude wurde 1724 erbaut, bis 1772 benutzt und 1800 abgebrochen.<sup>14</sup> Die offiziellen Kasualien der Ludwigsburger Katholiken mussten jedoch in den katholischen Enklaven Oeffingen (Stadt Fellbach), Hofen (heute ein Stadtteil Stuttgarts) oder in Neuhausen auf den Fildern vorgenommen werden.

In der Kirche St. Peter und Paul in Neuhausen wurde am 7. November 1712 Frisonis Sohn Paolo getauft. Paten waren Colomba und Wohlhaupter.<sup>15</sup> Im Kirchenregister der katholischen Gemeinde in Oeffingen haben aber die meisten Ausländer ihre Spuren hinterlassen. Darin finden sich, vor allem Ludwigsburg betreffend, Einträge zu italienischen Künstlern und Kaufleuten aus dem Herzogtum Mailand (insbesondere aus der Region um den Comer See), einige Tiroler, wenige Schweizer und einzelne Personen aus Lothringen, Belgien und Böhmen. Kroaten sind keine vermerkt, weder aus Namen noch aus Orten lässt sich eine kroatische Herkunft ableiten. Es finden sich außerdem auch zahlreiche Tiroler im Kirchenregister der evangelischen Stadtkirche Ludwigsburg. Die Tiroler in den Oeffinger Büchern kamen vermutlich wie die Italiener aus rein wirtschaftlichen Gründen ins Land. Die reformierten Tiroler, die im Stadtkirchenregister genannt werden, waren hingegen Glaubensflüchtlinge, von denen die meisten nach Brandenburg und Preußen gingen. Am 14. Dezember 1730 war Johannes Schädle, ein Maurer aus Tirol, »im neuen Schloß-Bau durch einen Sturz aus der Höhe todt gefallen, b. N. b. [bei Nacht begraben], alt 29«. <sup>16</sup> Er war Beisitzer, also kein ordentlicher Bürger, und hatte zwei Kinder, die in Ludwigsburg geboren waren.<sup>17</sup>

Es ist aber davon auszugehen, dass nicht alle Kasualien der Fremden in den Kirchenregistern eingetragen wurden, da auch Haustaufen und Hochzeiten in der Heimat stattfanden. Einträge für die Familie des Luca Antonio Colomba in den Kirchenbüchern von Arogno im Tessin belegen, dass Familienfeste, wann immer es möglich war, in der Winterzeit gefeiert wurden, wenn die Bauarbeiten ruhten. In der Heimat wurde getauft, geheiratet und am liebsten auch gestorben.<sup>18</sup> Wenn es aber nicht möglich war zu warten, wurde die Gemeinde in Oeffingen aufgesucht. So finden sich im Kirchenbuch einige Einträge zu den Familien Frisoni, Ferretti und Carlone, einige wenige Taufen und Todesfälle (vor allem verstorbene Kinder) oder die Hochzeit des herzoglichen Trüffeljägers Francesco Vacarino aus Castiglione.<sup>19</sup> Im Jahr 1735 ist der Tod Frisonis eingetragen, der auf dem Oeffinger Friedhof bestattet wurde.



Aufschlussreich im Hinblick auf die Zahl der Katholiken, die größtenteils Ausländer gewesen sein dürften, sind die Aufzeichnungen des Ludwigsburger Stadtpfarrers Zilling zur Bevölkerungsentwicklung.<sup>20</sup>

Jahr	Seelen in allem	Katholiken	Bürger
1720	686	92	—
1722	916	161	40
1723	1070	166	—
1724	1456	267	61
1725	1687	219	—
1726	2442	576	—
1727	2607	503	—
1728	3260	560	—
1729	3739	645	—
1733	5668	—	—
1734	2343	560	—
1735	2333	170	—
1737	2782	266	191 (16 katholische)

*Entwicklung der Einwohnerzahl und der Zahl der Katholiken in Ludwigsburg (nach den Aufzeichnungen Zillings).*

Deutlich ist der Anstieg der Katholikenzahl parallel zum Fortschritt beim Schlossbau. 1715 erhält Donato Giuseppe Frisoni die Bauleitung, 1717 trifft sein Neffe Paolo Retti in Ludwigsburg ein. 1726 steigt die Zahl der Katholiken mit dem Bau des Neuen Corps de logis auf 576, die höchste Anzahl ist 1729 mit 645 erfasst. 1732 berichtete Retti selbst, er habe 650 Mitarbeiter. Auffällig ist die zunächst hohe Zahl beim Regierungsantritt Carl Alexanders, dann der Rückgang der Katholiken mit dem Ende des Schlossbaus 1735.<sup>21</sup> Ebenso deutlich sind der Höhepunkt der Einwohnerzahl im Todesjahr Eberhard Ludwigs mit 5668 Seelen und die darauf folgende Abnahme. Die geringe Zahl der Bürger belegt, dass die meisten Ludwigsburger so genannte Beisitzer waren, die kein Bürgerrecht hatten.

Walter Baumgärtners Aufzählung aller am Schloss tätigen ausländischen Künstler zeigt, dass die Italiener den maßgebenden Anteil am Bauwesen hatten.<sup>22</sup> Unter dem zweiten Schlossarchitekten Frisoni hatte sich eine italienische Kolonie gebildet, die in Württemberg mehr als ein halbes Jahrhundert Bestand hatte. Diese Clanbildung war kein singulärer Vorgang, sondern ist in jener Zeit bei fast allen italienischen Künstlertruppen in Deutschland zu beobachten. Die italienischen Wanderkünstler förderten sich gegenseitig und flochten ein dichtes Netz an Verbindungen und Beziehungen, zumal sie auch untereinander verwandt und verschwägert waren.<sup>23</sup>

Qualifizierte einheimische Künstler waren spärlich gesät und so verwundert es nicht, dass Frisoni als leitender Architekt seine ihm bekannten Landsleute nach Ludwigsburg mitbrachte. Für das Herzogtum war dies insofern nachteilig, weil neue Künstler nicht herangebildet wurden und die vorhandenen einheimischen Künstler ihre Fähigkeiten nur in beschränktem Maße entfalten konnten. Es kam schnell zu ersten

Konflikten: Erregte allein schon der Konfessionsunterschied unter der einheimischen Bevölkerung Misstrauen, so taten es erst recht die finanziellen Erfolge der Italiener. Immer wieder schickten einheimische Handwerksleute Bittschreiben an den Herzog, in denen sie um Bevorzugung vor den Ausländern baten. Zu den Spannungen haben sicher auch die Frondienste beigetragen, zu denen Einheimische verpflichtet waren, während ausländische Kräfte bezahlt wurden und selbst von Abgaben befreit waren.<sup>24</sup>

Baumgärtner weist aber darauf hin, dass einheimische Handwerker an ihrer Benachteiligung teils selbst schuld waren. Sie boten oft zu höheren Preisen an, sparten an Material und übernahmen nur Teile der Bauarbeiten. Frisonis Neffe Paolo Retti hingegen hatte als Generalunternehmer die Errichtung gesamter Bauwerke bis zur Schlüsselübergabe übernommen und streckte dem Herzog sogar Gelder vor.<sup>25</sup> Zum Beispiel ist in einer herzoglichen Anfrage zu lesen: »Weilen man die Landeskinder forderist die Arbeit zugehen lassen möchte, ob Ludwigsburger Steinmetze auch zu 5585 fl. [ihre Arbeit anbieten]?«<sup>26</sup> Die Steinmetzmeister Heim und Weyhing boten aber zu 6000 fl. (fl. = Gulden) an, so dass der aus München gekommene Ausländer Mattheo die Arbeit erhielt.

Mehrfach wurde versucht, einen Ausgleich zwischen einheimischen und ausländischen Künstlern und Handwerkern zu finden. So wurde in Rettis Hauptakkord für das Neue Corps de logis die Bestimmung aufgenommen, Bauholz nicht von ausländischen Flößern flößen zu lassen oder beim Bau des Kavaliersbaus nur einheimische Handwerker zu beschäftigen.

#### *Des Herzogs Zahlungsmoral und die Kosten des Schlossbaus*

Letztlich war es Herzog Eberhard Ludwig aber gleichgültig, ob ihm Ausländer oder Einheimische, Katholiken oder Protestanten sein Schloss und seine Stadt erbauten. Der Herzog wollte vor allem Qualität und er wusste, dass ihm die einheimischen Künstler diese einfach nicht bieten konnten. Ihnen fehlte schlichtweg die Erfahrung und sie waren nicht mit den aktuellen europäischen Kunstströmungen vertraut.

Genauso wenig interessierten den Herzog die Kosten – und bei der Bezahlung waren Einheimische und Ausländer gleichgestellt. Die herzogliche Zahlungsmoral war wenig ausgeprägt, d. h., in der Regel mussten alle auf ihren Lohn warten. Es gab Ausstände der Gehaltszahlungen sogar bis zur Höhe von zehn Jahresgehältern.<sup>27</sup> Oft wurden nur die vereinbarten Naturalleistungen bezahlt. Der Herzog versuchte stets die Geldzahlungen zu Gunsten der Naturalzahlungen zu vermindern, während er bei seinen Einnahmen umgekehrt verfuhr: Statt Naturalien sollte Geld in die herzogliche Schatulle fließen.

So mancher ging Bankrott durch die Vergabe eines unfreiwilligen Kredits an den Landesherrn und seine Baukasse. Am 2. Dezember 1718 trug Baudirektor Frisoni eine Forderung der Künstler und Handwerker nach Bezahlung vor, weil er fürchtete, im nächsten Frühjahr keine Leute mehr zu haben. Der Maler Carlo Carlone wollte sofort 1000 fl. für seine Arbeit, »öd keinen Streich schaffen« will.<sup>28</sup> 1719 mahnte Frisoni wieder Zahlungsrückstände an und drohte, dass die Künstler »die schon angefangene Arbaith liegen lassen und ihre Nahrung anderwärts suchen wollen«.<sup>29</sup> Um dem Nachdruck zu verleihen, wies Frisoni darauf hin, dass manche Künstler bereits von anderen Auftraggebern begehrt werden, z. B. Carlo Carlone vom Wiener Kaiserhof oder Luca Antonio Colomba vom Fürsten von Nassau-Idstein. Am 14. September 1724 be-

klagte sich der Hofbildhauer Sebastian Zimmermann in einem Schreiben, dass »die Arbeith deß Orgel-Gehäuses schon 5 Jahr lang in der Arbeith geht, und zwar auß Mangel der Zahlung, man hat mir meinen Empfang in so langer Zeit 40 und 50 Gulden weiß eingebrockt, so daß ich die gantze Zeit mit großem Schaden meine Haußhaltung führen muß. [...] so wird noch einmahl in Unterthänigkeit gebetten, mich von dem gänzlichen Ruin zu retten.«<sup>30</sup> Da auch noch eine andere Zahlung für Arbeiten im Schloss seit 14 Jahren offen war, bat er, dass man ihm wenigstens diese mit 400 fl. begleichen möge.

Nicht mal Paolo Retti hatte beim Tod des Herzogs alle Gelder erhalten. 1780 standen aus Eberhard Ludwigs Zeit noch Schulden in Höhe von etwas über eine Million Gulden offen, die jetzt innerhalb der folgenden acht Jahre getilgt werden sollten. Davon entfielen immerhin 41 101 Gulden auf »Forderungen von Privat-Personen«.<sup>31</sup> Die Restsumme entfiel u. a. auf Forderungen des Kirchenrats, der Landschaft und der Kommunen.

Der Schlossbau, die Gärten und die Stadtanlage hatten gewaltige Summen verschlungen und mit aller Raffinesse war die Beschaffung dieser Gelder durchgeführt worden.<sup>32</sup> Steuern, so genannte »freiwillige« Abgaben, zweckentfremdete Gelder, Fronen<sup>33</sup> und Einsparungen durch Nichtauszahlung von Löhnen fielen in ein Fass ohne Boden. Ungeniert bediente sich der Herzog bei seinen Beamten. Rund 20 Prozent ihres Einkommens flossen als »Beamten-Anlehnung« in die herzogliche Kasse. Die raffiniertesten Abgaben waren aber die so genannten »Spatzengelder«. Von 1721 bis 1731 musste jeder Bürger jährlich zwei Dutzend Spatzen abliefern oder ersatzweise hatte er 6 Kreuzer zu bezahlen.<sup>34</sup> In einem Schreiben von 1798 heißt es über die Spatzengelder: »Vor 20 Jahren befolgte das Volk blindlings dergleichen Verordnungen, aber nun fängt es an nachzudenken, und wenn dann einer aufsteht und rechnet: so viel sind wir Bürger, so viel müßten es Spatzen seyn, wenn jeder ein Dutzend liefern solle, so glaubt gleich alles, es sei nicht um die Ausrottung der Spatzen, sondern um die 12 Kreuzer zu tun.«<sup>35</sup>

Während des Baus von Schloss und Stadt Ludwigsburg wurden besonders die umliegenden Ämter zu zahlreichen Fronarbeiten herangezogen. Sie mussten Naturalien und Baumaterial stellen.<sup>36</sup> Auf Dauer jedoch kauften sich Städte und Ämter von den Fronen los, da man die Arbeiter, Bauern und Handwerker selbst benötigte. Zudem arbeiteten die Fröner naturgemäß schlecht, so dass die betreffenden Ämter immer häufiger Strafgelder zahlen mussten. Auch der Baubehörde war letztlich der Verzicht auf Fronarbeiter angenehmer. In der Theorie kamen alle Beteiligten zu der Einsicht, dass nur derjenige gute Arbeit leistet, der gut bezahlt wird.

Nach Eberhard Ludwigs Tod entlud sich die Wut darüber, dass der Herzog das Land finanziell hatte ausbluten lassen, nicht nur über seine Mätresse Wilhelmine von Grävenitz, sondern auch über Frisoni und Retti. Sie wurden verhaftet und der Untreue bezichtigt. Ihnen konnte allerdings keine Schuld nachgewiesen werden, weshalb beide durch Herzog Carl Alexander rehabilitiert wurden.

Walter Baumgärtner schätzte die Gesamtkosten des Schlosses auf 2,5 Millionen Gulden, wobei er diese Summe eher zu nieder als zu hoch angesetzt sah. Die Kosten für die Anlage der Stadt, wie z. B. für den Bau der Stadtkirche, sind darin gar nicht berücksichtigt. Diese Summe rechnete Baumgärtner 1939 in 25 Millionen Reichsmark um<sup>37</sup>, was heute rund 90 Millionen Euro entspräche. Übrigens investierte diese Summe das Land Baden-Württemberg zwischen 1984 und 2004 in die Restaurierung von Schloss und Gärten, also lägen die Baukosten sicher um ein Vielfaches höher.<sup>38</sup>

Tatsächlich lassen sich solche Umrechnungen nicht genau durchführen, weil sich die heutige Kaufkraft des Geldens gar nicht ermitteln lässt. Über einen so langen Zeitraum ist es nicht möglich, zahlenmäßige Angaben über die Geldwertentwicklung zu machen. Es braucht Anhaltspunkte, z. B. wie die damalige wirtschaftliche Bedeutung eines Geldbetrages war oder über den Lebensstandard und die soziale Position, die mit einem bestimmten Einkommen oder Vermögen verbunden war. Ein solcher Betrag kann zu verschiedenen Warenpreisen und Löhnen in Beziehung gesetzt werden.

Die Höhe der Gehälter war sehr verschieden und variierte von Jahr zu Jahr. Bei keiner am Ludwigsburger Bauwesen beschäftigten Person lässt sich mit absoluter Sicherheit die Jahresarbeitsleistung feststellen, also wie viel jemand für sein Gehalt tatsächlich arbeiten musste, und somit kann auch das genaue jährliche Einkommen nicht ermittelt werden.<sup>39</sup> Die meisten Personen müssen neben den Geldern, die sie von der Baukasse erhielten, noch andere Einnahmen gehabt haben, bzw. die Künstler erhielten ihre Auftragsarbeiten gesondert bezahlt.

Die Schwierigkeit der Berechnung des Reallohns liegt in der fehlenden Kenntnis der Lebensbedürfnisse und der Produktpreise. Bekannt sind meist nur die Preise für Brot, Getreide und Wein, und so muss auch Baumgärtner von der Fiktion ausgehen, die Menschen hätten allein davon gelebt. Aus Geldverlegenheit heraus wurde statt mit Bargeld in Naturalien bezahlt: Roggen, Dinkel, Hafer, Wein, Holz, seltener Heu, Stroh, Unterkunft und Kleider. Vermutlich tauschten die Arbeitnehmer die Naturalien, die sie nicht selbst brauchten, gegen anderes ein oder verkauften sie. Die Leute hatten Essen und Arbeit, konnten also eine Zeit lang auf ihren Lohn warten und waren zum Sparen gezwungen. Gleichzeitig waren die Zahlungsrückstände für den Herzog ein willkommener zinsloser Kredit.<sup>40</sup>

Auch bei den Naturalabgaben rechnete der Herzog zu seinem Vorteil: 1 Eimer Wein wurde den Handwerkern für 10 fl. abgegeben bzw. auf ihren Lohn angerechnet. Der Marktwert lag aber nur bei ca. 8 fl. Das Risiko, beim Verkauf der Naturalien einen guten Preis zu erzielen, lag damit nicht beim Herzog, sondern beim Abnehmer. Der Herzog sicherte sich durch diese Form der Bezahlung seinen Absatz, was aber letztlich einen Rückschritt in die Naturalwirtschaft bedeutete.<sup>41</sup> Eine Zeit lang gaben die Handwerksleute ihren Gläubigern einfach ihre Lohnzettel. Jetzt konnten andere versuchen, von der Baukasse Geld zu bekommen. 1722/25 ist aber überliefert, dass der Herzog den Zettelhandel verbot.<sup>42</sup>

Betrachten wir nun die Verdienste verschiedener Personen, zuerst die der hohen Hofbeamten.

Oberhofmarschall von Forstner, der die Aufsicht über das Bauwesen hatte, erhielt seit 1707 eine jährliche Aufwandsentschädigung von 100 fl. 1709 erhielt er zusätzlich Medaillen im Wert von 422 fl. 45 kr. (kr. = Kreuzer; 1 fl. = 60 kr.), 1714 noch 300 fl. Gratifikationen. Baron Pöllnitz (später Forstners Nachfolger als Oberhofmarschall) erhielt zu seinen jährlichen 100 fl. noch 300 fl. Gratifikationen und gratis Holz. Premierminister von Grävenitz erhielt jährlich 400 fl. Das heißt, jeder dieser hohen Hofbeamten erhielt monatlich von der Baukasse rund 33 fl., was keinesfalls deren gesamtes Einkommen sein konnte. Sie erhielten sicher noch Besoldungen von anderer Stelle. Im Vergleich dazu erhielt ein niedriger Beamter wie z. B. der Buchhalter Walther nur rund ein Viertel: 50 fl. Aufwandsentschädigung und 50 fl. Gratifikationen, also monatlich ca. 8 fl.<sup>43</sup>

Landbaumeister Philipp Josef Jenisch, der erste Schlossarchitekt, erhielt 105 fl., mit Naturalien kam er auf ein Gehalt von 225 fl.<sup>44</sup> Viel höher bezahlt war sein Nachfolger

Johann Friedrich Nette. Er erhielt nach seiner Berufung nach Ludwigsburg 1707 aus der Baukasse jährlich 800 fl., dazu Tafel und Kost für sich und einen Diener, zwei Rationen für die Pferde sowie 8 Maß Brennholz. 1709 wurde seine Geldzahlung auf 600 fl. vermindert, dafür erhielt er aber noch Naturalien im Wert von rund 400 fl.: 6 Scheffel Roggen (1 Scheffel = 1,772 Hektoliter), 61 Scheffel Dinkel, 60 Scheffel Hafer, 12 Eimer Wein (1 Eimer = 300 Liter), 12 1/2 Maß Brennholz. Zusammen gerechnet entsprach dies einem Gesamtgehalt von 1000 fl.<sup>45</sup>

Donato Giuseppe Frisoni bekam bereits 1712 ein festes Gehalt von 500 fl. 1715 erhielt er weiterhin seine 500 fl. von der Rentkammer sowie weitere 700 fl. von Visitation und Rentkammer (je zur Hälfte in Geld und Naturalien). Zu dieser Summe von 1200 fl. bekam er außerdem Futter für zwei Pferde und Kost für einen Knecht. 1729 erhielt er von der Baukasse 606 fl. 11 kr. Besoldung, vermutlich kamen aber auch noch Naturalien hinzu. Dann bezog Frisoni eine zusätzliche Gage für seinen Rang als Major bzw. Oberstleutnant (rund 500 fl.) und er erhielt seine Arbeit als Stuckateur extra bezahlt. Er schloss u. a. Akkorde über 9 000 fl. (1713) oder 5 341 fl. (1715) ab. Von diesen Summen musste er aber sicher das Material selbst kaufen und seine Gesellen entlohnen. Frisoni war insgesamt also sehr hoch bezahlt, aus den verschiedenen Zahlungen lässt sich aber kaum ein tatsächliches Jahresgehalt ermitteln. Er verdiente aber im Durchschnitt sechsmal soviel wie Buchhalter Walther.<sup>46</sup>

Paolo Retti hatte 1730 ein Jahresgehalt von 500 fl. Für die Erbauung des Kavalierebaus 1717 erhielt er 68 000 fl., für das Neue Corps des logis 465 000 fl. Zählt man über die 17 Jahre, die Paolo Retti in Ludwigsburg war, alle mit ihm abgeschlossenen Akkorde zusammen, hat er um die 900 000 fl. bekommen, im Durchschnitt also unglaubliche 4 400 fl. im Monat.<sup>47</sup> Diese Einkünfte waren jedoch keineswegs identisch mit seinem Verdienst, denn als Unternehmer musste er von dieser gewaltigen Summe seine Arbeiter und Lieferanten bezahlen und Baumaterial kaufen. Zudem beinhaltete der Preis für das Neue Corps de logis die schlüsselfertige Übergabe des Gebäudes. Welcher Reingewinn Retti tatsächlich blieb, ist unbekannt, weil seine Buchführung nicht erhalten ist.

Am Beispiel Rettis ist zu sehen, dass alle Vergleiche und Umrechnungen kein reales Bild vermitteln können. Ein bescheideneres Beispiel zeigt eher die Realität im 18. Jahrhundert: Retti erhielt 1726 als Reisekosten 1 fl. für sein Essen, während der ihn begleitende Knecht für sein Essen 20 kr. bekam, also nur ein Drittel.<sup>48</sup>

Wenden wir uns nun den Künstlern zu: Hofbildhauer Sebastian Zimmermann hatte 1704 ein Gehalt von 200 fl., während Stuckateur Riccardo Retti nur 150 fl. erhielt.<sup>49</sup> Hofmaler Luca Antonio Colomba erhielt jährlich 240 fl., seine Malereien wurden zudem noch gesondert bezahlt. Für die drei Fresken in den Konchen der Schlosskirche erhielt er z. B. 7 900 fl. und 1 Eimer Rotwein. Colomba hat während seiner Zeit in Ludwigsburg zwischen 1715 und 1729 ungefähr 18 000 fl. verdient, jährlich also rund 1 200 fl.<sup>50</sup>

Carlo Carlone war ein hochbezahlter Spitzenkünstler. Er erhielt keine feste jährliche Besoldung, aber für das Kuppelfresko der Schlosskirche wurden ihm 5 000 fl. bezahlt und für das Deckenfresko in der Ahnengalerie erhielt er 10 000 fl.<sup>51</sup>

Die tägliche Arbeitszeit der Handwerker und Arbeiter ist nur von Maurern, Steinhauern und Schmieden bekannt: Maurer und Steinhauer arbeiteten 13 Stunden täglich, von morgens 4 Uhr bis abends 7 Uhr (am Mittag waren 2 Stunden frei). Schmiede arbeiteten von 4 bis 18 Uhr. Der Sonntag war allgemein arbeitsfrei.<sup>52</sup> Zimmermeister erhielten täglich im Sommer 26 kr., im Winter 24 kr.; Gesellen erhielten 24 bzw.

22 kr.<sup>53</sup> Ein Zimmermeister musste also fast 2 1/2 Tage arbeiten, um 1 Gulden zu verdienen. Im Monat ergab das rund 10 fl. 24 kr., also jährlich 124 fl. 48 kr. Der Geselle brachte es immerhin auf jährlich 115 fl. Damit verdiente ein Handwerker theoretisch sogar mehr als der Buchhalter Walther, vorausgesetzt, er konnte jeden Tag voll arbeiten, was sicher für den Winter nicht zutraf. Andererseits war die Arbeitszeit des Buchhalters sicher wesentlich kürzer, so dass er im Durchschnitt doch besser gestellt war als der Handwerker.

Am wenigsten verdienten die Fronarbeiter und Tagelöhner. Handfröner verdienten 15 kr. pro Tag. Karrenfröner – sie mussten ein Fuhrwerk bei sich haben – erhielten 36 kr., 2 Pfund Brot (entsprach 1714/17 dem Wert von 3 kr., d. h. für 1 fl. konnte man 20 Brote kaufen<sup>54</sup>), 1 Maß Wein und Hafer. Tagelöhner erhielten pro Tag 18 kr., im Winter 16 kr. und für Akkordarbeit 30 bis 45 kr.<sup>55</sup> Bei allen kann eine wahrscheinliche Arbeitszeit von 12 bis 13 Stunden angenommen werden. Ein Tagelöhner mit 18 kr. pro Tag musste 3 1/2 Tage arbeiten, um 1 Gulden zu verdienen. Im Monat kam der Tagelöhner auf 7 fl. 12 kr., was einen jährlichen Verdienst von 86 fl. 24 kr. ergab, wieder vorausgesetzt, die Person hatte auch das ganze Jahr über Arbeit. Für die 18 kr. konnte ein Tagelöhner aber immerhin sechs Brote kaufen.

Um die 2,5 Millionen Gulden für den Schlossbau aufbringen zu können, hätten 30000 Tagelöhner ihren Jahreslohn opfern müssen. Die Baukosten des Ludwigsburger Schlosses müssen unvorstellbar hoch gewesen sein. Man hätte dafür 50 Millionen Brote à 3 Kreuzer kaufen können.

#### *Das Krawattendörfle und die Unterkunft der Arbeiter am Schlossbau*

Zu Beginn des Ludwigsburger Bauwesens standen den Arbeitern und Handwerkern die noch nicht abgebrochenen Teile des Erlachhofs sowie der Fuchshof und der Schafhof als Unterkunft zur Verfügung. Da diese Quartiere aber bei weitem nicht ausreichten, mussten sich die meisten Arbeiter in den umliegenden Dörfern Unterkünfte suchen.<sup>56</sup>

Zunächst war das Gasthaus Waldhorn das einzige größere Gebäude der »Stadt«. »Die ersten Gäste und Bewohner des Waldhorns waren Bauhandwerker und Baumeister, Künstler und Beamte der Baudeputation, Hofkavaliere und durchreisende Besucher, denen der Herzog die Fortschritte seines Schlossbaus zeigen wollte.«<sup>57</sup> Der Pächter hatte auch die lukrative Konzession für den Weinausschank. Festes Logis im Waldhorn hatten in der Frühzeit des Schlossbaus der Baumeister Heim sowie verschiedene Stuckateure und Maler. Aus den Baurechnungen von 1709/10 ist zu erfahren, dass, obwohl das Innere des Gebäudes noch nicht fertig gestellt war, bereits Gäste darin logierten.<sup>58</sup> Der Gipser vergipfte und weißte »die 2. Stuben, worinnen die Stuccadors<sup>59</sup> logiert«, auch die »Stuben, wo der Mahler<sup>60</sup> inne gehabt« bzw. im oberen Stock »des Mahlers Stube« sowie »die Stuben, worinnen der Baumeister Heim logiert« und dessen Schlafkammer. Für die Stuckateure fertigte der Schreiner noch Bettladen an.<sup>61</sup> Den Künstlern und Handwerksmeistern wurden 1708 sogar Matratzen gereicht, selbstverständlich nicht den Gesellen und Arbeitern. Die Sorge für diese oblag den Meistern, »zumalen es in der ganzen Welt nicht bräuchlich, daß man die Arbeiter mit Bette verzihet«. In den Baukassenrechnungen werden Matratzen, Strohbündel, Strohsäcke und Polster erwähnt, die ins Schloss und ins Waldhorn geliefert wurden.<sup>62</sup>



### *Schafhof und Fuchshof*

Westlich des alten Jagdsitzes Erlachhof lag der Schafhof, östlich der Fuchshof (hinter dem heutigen alten Friedhof). Die beiden Höfe wurden schon zu Beginn des Ludwigsburger Schlossbauwesens für den Baubetrieb genutzt. 1705 wurde auf dem Fuchshof eine Wagenhütte für die Bauzüge errichtet: »Jetzt herrschte auf dem Fuchshof ein geschäftiges Leben und Treiben. Der Kastenknecht Rossnagel schenkte den Bauarbeitern Wein aus, in einem Garten wurde eine Schnapshütte errichtet, die viel Gesindel anzog. Die zahlreichen Fuhren der Meier und der eigens für das Ludwigsburger Bauwesen bestellten Bauzüge (Pferdefuhrwerke) wechselten sich ständig ab. Bald genügten die Pferdeställe und Unterkünfte nicht mehr.«<sup>63</sup>

Die Bauarbeiter vom Erlachhof hatten in der Anfangszeit des Schlossbaus kaum Möglichkeiten, den Feierabend abwechslungsreich zu verbringen. Daher gingen sie oft zum Schafhof. Dieser wurde 1705 an Georg Herr verpachtet. Herr war »ein böser Trinker und – damals noch eine Todsünde – ein Raucher«. Der Hofeigentümer Habelshofer klagte über ihn, »er rauche Tag und Nacht, nehme seine Pfeife sogar mit ins Bett und ›trinke darinnen«. Dadurch setzte er Haus und Hof der Feuersgefahr aus. Oft besuchten ihn bis zu 20 Bauarbeiter vom Erlachhof, mit denen er die ganze Nacht bei ›Tabakschmaus«, Würfeln und Kartenspiel zechte.«<sup>64</sup>

1718 standen folgende Gebäude auf dem Fuchshof: Ein neues Wohnhaus für zwei Meier vom Erlachhof mit Pferde- und Viehställen, ein von der Herrschaft benutztes Haus (vom Erlachhof versetzt), ein Meiereigebäude für beide Fuchshof-Meier mit Pferde-, Rinder- und Schweinestall, eine alte Meiereiwohnung, eine neu erbaute doppelte Scheuer, eine alte Scheuer, eine dreifache neue Meiereischeuer, ein Wasch- und Backhaus mit zwei Öfen vor der Pferdetränke.<sup>65</sup> Frisonis Nordansicht aus dem Erweiterungsprojekt von 1721 zeigt den umzäunten Hof mit sieben Gebäuden. Der



*Der Fuchshof auf Frisonis Nordansicht von 1721/27 (Ausschnitt).*

Fuchshof wurde nach und nach immer stärker in den Schlossbau eingebunden und diente zur Unterbringung von Baumaterialien, bis schließlich Paolo Retti hier sein Quartier aufschlug. 1725 wurden ihm zur Erbauung des Neuen Corps de logis die kompletten Bauzüge mit Pferden und Geräten übergeben.

Zwischen 1721 und 1725 standen auf dem Fuchshof acht Bauzüge, je vier von der fürstlichen Rentkammer (die Züge des Leonhard Eßich, Joseph Hoppacher, Jacob Grauer, Sebastian Hahnemann) und der fürstlichen Visitation (die Züge des Martin Sonnlaithner, Christian Sonnlaithner, Jacob Bauer, Joseph Scheeler).<sup>66</sup> Die Bauzüge waren im Wesentlichen gleich ausgestattet. Zu einem Zug gehörten vier bis sechs Pferde, Pferdegeschirr, Halfter, Ketten, Seile, Winden, Leiterwägen, Steinwägen und Werkzeug wie Beile, Beißzangen, Beschlaghämmer und Scharriereisen. Die Steinwägen der Bauzüge waren hohe und starke Wägen mit Ketten, zwei Achsen und sieben angespannten Pferden, bestimmt für den Transport schwerer Quadersteine und anderer Lasten.

Frisonis Neffe Paolo Retti war im modernen Sinne ein Unternehmer (Entrepreneur) mit Hunderten von Arbeitern. Er betrieb eigene Werkstätten, Stein- und Gipsbrüche, Ziegelhütten und versorgte seine Arbeiter. »Sein Hauptquartier war der Fuchshof, hier gab er seinen Arbeitern Feste, um sie bei Stimmung zu halten.«<sup>67</sup> Aus den Akkorden für das Neue Corps de logis geht hervor, dass Retti eine eigene »Ökonomie« für seine »Künstler, Handwerker und sämtliche zu diesem Bauwesen gebrauchten Arbeiter und Knechte« unterhielt.<sup>68</sup> Alles was Retti zur Ökonomie benötigte, konnte er zollfrei nach Ludwigsburg bringen lassen. Die Ökonomie befand sich vermutlich auf dem Fuchshof, mit Bäckerei, Bier- und Weinschank, Caféhaus, Schmiede, Wagnerei und Schreinerei.<sup>69</sup> Den Wirten in der Stadt war das natürlich ein Dorn im Auge, da Rettis Ökonomie ihnen das Geschäft verdarb. Der Entrepreneur wurde wie alle teils mit Naturalien wie Dinkel und Hafer bezahlt, was insofern kein Nachteil war, da er die Naturalien in seiner Ökonomie verwenden konnte.<sup>70</sup> Um 1748 wurde der Fuchshof abgebrochen.<sup>71</sup>

#### *Das Krawattendörfle*

Ein Brief von Baumeister Johann Ulrich Heim an den Herzog vom 11. Juli 1712 berichtet über die schlechten Arbeits- und Wohnverhältnisse in Ludwigsburg:

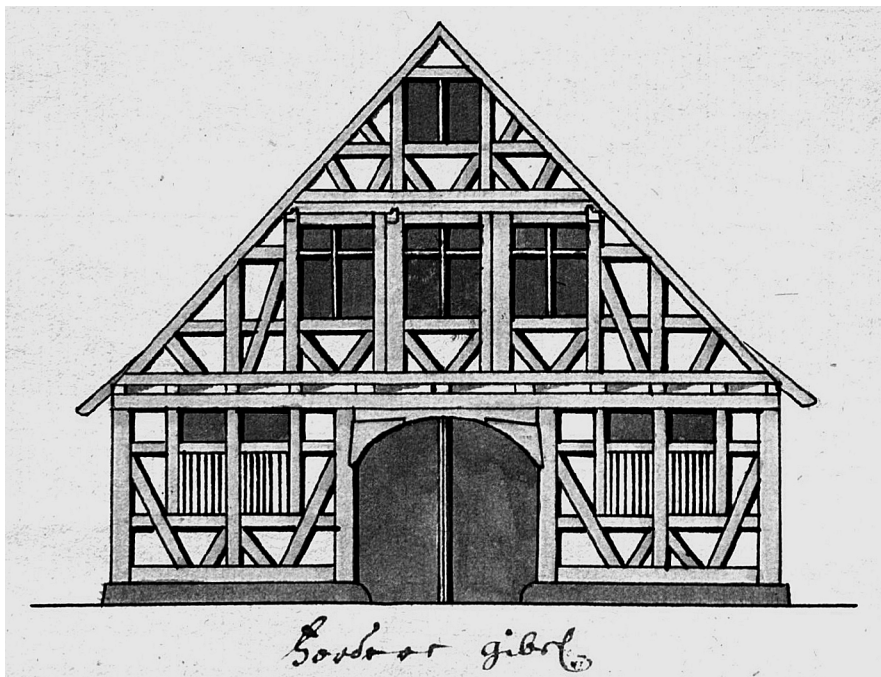
»Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr! Daß man zu Beförderung Euer hochfürstl. Durchl. alhier noch immer continuierenden Schloßbauwesens die Steinmetzen und Steinhauergesellen in nicht einer solchen Zahl oder so gueth und erfahren, wie an anderen Orthen, haben können, möchte wohl der vornehmsten Ursachen eine – diese seyn, daß sie, in Ermangelung der Gelegenheit und aigenen Unterschlauffs alhier, allwegen abends nach dem Feyer Abend und Glock 6. Uhren, als ermüdet vom Tagwerck, noch wenigst eine halbe Stund Wegs weith über Feld gehen und der eine bey diesem, der andere bey einem anderen Bauern pernoctiren [übernachten], morgens in aller Früh mit anbrechendem Tag mehrmahlen bey Regen, Schnee und Wind wiederumb aus ihren Quartieren hierher sich begeben und sonsten den Tag durch, absonderlich umd die Brodt und Mittag Stunde gleichsam zwischen der Sommerhitz unterm freyen Himmel sich aufhalten müssen, welches, wie leicht gnädigst zu erachten, eine nicht geringe Incommodite genannt werden mag.

Diesem aber einigermaßen abzuhelfen wären, nach zuvor mit Euer hochfürstl. Durchl. Oberhofmarschallen von Forstner gepflogenen Communication, wir der unterthänigst, jedoch gantz ohnvorgreiflichen Meynung, Euer hochfürstl. Durchl.



Gnädigst geruhen möchten, nach beygeschlossenen Grund und Auftrag Riß und dem darüb begriffenen Bauüberschlag eine Steinmetzenhüttin meisten Theils von dem Abbruch des alten rechten Flügelbaus a quis partibus [zu gleichen Teilen] auff beder hochfürstl. Cammern Costen erbauen zu lassen, darinn sodann ein Meister mit allen hier in herrschaftl. Arbeith stehenden Gesellen füglichen logirt, auch darinnen wie im Sommer, so im Winter steths gerabeitet werden könnte. Wollten so ferner euer hochfürstl. Durchl. Gnädigst erlauben, daß die Meister ihren Gesellen selbstn mit Wein versehen dürffen, würden so mehrers die Purschen dem hiesigen Orth zuraysen und Arbeith nehmen, als wüdrigen Falls, wann man sie fürter sollte in alhiesiges Wirthshaus zu dem theuren Wein gleichsam zwingen, deren gar einige bleiben dörrffen.«<sup>72</sup>

Baumeister Heim bemühte sich offensichtlich, beim Herzog eine Verbesserung für die Arbeiter zu erlangen, die in den umliegenden Gehöften verstreut wohnten und einen weiten Weg zur Arbeit hatten. Ein bisschen Komfort sollte den Arbeitern verschafft werden, um vor allem noch mehr Steinmetze an den Schlossbau zu ziehen.



*Entwurf zu einer Steinmetzhütte in Fachwerkbauweise (1712).*

Die Steinmetzhütte, Arbeitshaus wie Unterkunft, wurde aber wohl nie gebaut, denn eine Notiz bemerkt, dass der Oberhofmarschall die Sache für unnötig hielt. Den Arbeitern ein gutes Umfeld zu verschaffen, war kein Anliegen der Herrschaft, obwohl man ja mit einem Mangel an Arbeitskräften zu kämpfen hatte. Heute ist eine Kommune bedacht darauf, ein gutes wirtschaftliches und kulturelles Umfeld zu schaffen, die so genannten weichen Standortfaktoren, um Firmen und Arbeitskräfte in ihren

Umkreis zu ziehen. 1712 spielte das in Ludwigsburg noch keine Rolle, nicht einmal den billigen Wein gestand man den Arbeitern zu. Die Steinmetzhütte, ein Fachwerkbau mit breitem Giebel, hätte im Erdgeschoss einen großen Saal gehabt und im oberen Stock einen kleineren Saal und sechs Zimmer.

Während also die Künstler und Architekten komfortabel im Waldhorn wohnten und der Herzog nicht bereit war, die Wohnsituation für die Arbeiter am Schlossbau zu verbessern, errichteten schließlich Lakaien, Stallknechte, Heiducken oder niedere Hofbeamte hinter dem Bauhof planlos ihre Häuschen.<sup>73</sup> Mancher dürfte auch nur in einer ärmlichen Baracke gehaust haben. Die Bauhofstraße (auch Neuweiler genannt) ist ein Teil der heutigen Unteren Stadt und bildete mit der Ansiedlung von Handwerkern die Keimzelle der späteren Residenzstadt Ludwigsburg.<sup>74</sup>

Die Bauhofstraße wurde auch »Crawatten-Dorflen« genannt, was auf Georg Friedrich Schönleber zurückgeht, doch scheint es sich um eine mündliche Überlieferung zu handeln. Schönleber berichtet um 1830 in seinen »Historisch-Statistisch-Topographischen Nachrichten von der Stadt Ludwigsburg« Folgendes über die Unterbringungsprobleme der Bauarbeiter:

»Während niemand noch ahnte, daß hier eine Stadt entstehen sollte, war gleichwohl nöthig, den zu dem bedeutenden Bauwesen verwendeten vielen Arbeitern eine Unterkunft zu verschaffen, welche dieselben in der Umgegend gesucht und nicht ohne Schwierigkeiten gefunden hatten. Zu Erreichung dieses Zweckes sollen um das Jahr 1707 (nähere und sichere Nachricht findet sich nicht mehr) der damalige Oberbaumeister Hauptmann Nette und Kirchenratsbaumeister Heim den Herzog auf die Idee geführt haben, in der Nähe des Baulagers eine Colonie anzulegen, welche Idee sodann in der Anlage der noch jetzt den Namen führenden Bauhofgasse ihre Verwirklichung gefunden habe. Gewiß ist, daß dieser Theil der Stadt, in durchaus kleinen einstöckigen Gebäuden, anfangs ausschließlich von Bau-Arbeitern bewohnt wurde, und so dürfte es auch keinen Zweifel unterliegen, daß diese Straße den ältesten und ersten Theil der Stadt bildete. Noch in meiner Zeit wurde dieselbe gewöhnlich das Neuweiler und früher, solange das Bauwesen noch dauerte, in den Jahren 1720 ff. das Crawatten-Dorflen genannt.«<sup>75</sup>

Wahrscheinlicher ist, dass Oberhofmarschall von Forstner, unter dessen Aufsicht das Bauwesen von 1704 bis 1716 stand, den Arbeitern diesen Platz angewiesen hat. Eine Unterkunft in den umliegenden Dörfern hatte einen zu langen Weg zur Arbeit zur Folge. Wollte Nette Spezialisten aus Prag und Wien für die Arbeit am Ludwigsburger Schlossbau gewinnen, mussten entsprechende Unterkünfte bereitgestellt werden.

Zuallererst haben sich in der Bauhofstraße italienische, böhmische und kroatische Handwerker und Arbeiter niedergelassen, die Frisonis Neffe Paolo Retti, der 1717 die Bauleitung des Schlosses und der Stadt als Generalunternehmer übernommen hatte, von seinen früheren Arbeitsstellen mit sich brachte. 1732 verfügte Retti über einen Handwerkerbestand von 650 Maurern, Steinhauern und Tagelöhnern, 36 Vergoldern, neun Bildhauern, 48 Schreibern, 14 Glasern, 17 Kunst- und Bauschlossern sowie weiteren Handwerkern. Vielen von ihnen verschaffte er in der Bauhofstraße Wohnungen und Werkstätten.<sup>76</sup> Später wurde für Rettis Arbeiter im Tal unterhalb des Bauhofs eine langgezogene Baracke erbaut, die so genannte »Rettichkaserne«, eine Verballhornung von Rettis Namen und Vorgängerbau der Talkaserne.<sup>77</sup>

Viele ausländische Handwerker verbrachten die Wintermonate in ihrer Heimat und waren daher laut einem herzoglichen Reskript vom 16. August 1719 von allen Abgaben befreit: »Was hingegen diejenige Handwerker und Tagelöhner anlange,

deren ihre Weiber und Kinder andernwärts wohnen, und sie die Männer nur des Sommers vor ihre Persohn der Bau-Arbeit halber in Ludwigsburg seyn, des Winters aber in ihr Heimwesen gehen, solche bleiben von allen Anforderungen und Oneribus gänzlich befreyt, indeme selbige der Burgerschaft keine Beschwerde, sondern vielmehr Nutzen schaffen.«<sup>78</sup>

Als »Krawatten« bezeichnete man die Kroaten, die durch ihre Halsbinden auffielen, oder vielleicht auch oberitalienische Handwerker, die diese Krawatte trugen. Schönleber berichtet nichts darüber, woher sich genau die Bezeichnung des Krawattendörfles herleitet. Karl Weiß führt jedenfalls den Namen auf kroatische Handwerker zurück: »Die Bauleute wohnten teilweise im Waldhorn, dem ersten Haus und Wirtshaus der Stadt, zum größten Teil aber in hölzernen Buden. Später ließ der Herzog bessere Bauten errichten, den so genannten Bauhof, nach den zahlreich vertretenen »Kroaten« vom Volkswitz Krawattendörflein genannt.«<sup>79</sup>

Die Handwerker und Arbeiter errichteten in der Bauhofstraße ihre kleinen eingeschossigen Häuschen, wahrscheinlich auch weiterhin Hütten und Baracken. Diese bunt zusammengewürfelte Ansiedlung oder »Colonie«, wie es Schönleber nannte, dürfte einen ziemlich chaotischen Anblick geboten haben und hat sicher nicht der Vorstellung des Herzogs von einer Stadt entsprochen. Vielleicht vermitteln die Rötelskizzen von Häusern im Alten Hauptbau einen Eindruck dieser Zeit. Dort zeichneten Handwerker in einer Fensterlaibung 1721 »ihre kleine Stadt«.<sup>80</sup>

Eine Ansicht des Erweiterungsprojekts Frisonis von 1721 zeigt westlich des Schlosses kleine, unregelmäßig herumstehende Häuschen, wie sie in großer Zahl in der Unteren Stadt existiert haben dürften.<sup>81</sup> Wir blicken auf den Häuserzug entlang der Schlossstraße zwischen Marstallstraße (links) und der künftigen Charlottenstraße (rechts, gegenüber der Ordenskapelle).

Ein Stich aus der Zeit um 1860 zeigt die Häuser der Unteren Stadt topographisch genauer (vgl. die Abbildung im Beitrag von Rolf Bidlingmaier in diesem Heft). Auf-



*Kupferstich nach Frisonis Erweiterungsprojekt aus der Reisebeschreibung von Dielhelm (1740).*

wärts verläuft die Bietigheimer Straße, nach rechts die Talstraße. Entlang der oberen Kasernenstraße (am linken Bildrand) stehen Häuser mit Fachwerk an der Giebelseite, wie sie auf den Häuserskizzen im Alten Corps de logis zu sehen sind. Die Bauhofstraße verläuft am oberen Bildrand und hat bis heute ihren Charakter eines »Handwerkerviertels« bewahrt.

Mit Frisonis Übernahme der Planungen der Stadtanlage musste in der Stadt nach der »Regularité« seines Planes gebaut werden. Alle Häuser mussten zweigeschossig erbaut und diejenigen, die eingeschossig schon erstellt waren, erhöht werden. »Das ging manchem Hausbesitzer über sein Vermögen. So sind nicht wenige in die Untere Stadt gezogen, da diese Gegend nicht oder noch nicht unter diese Planregel fiel. Manche Häuser standen dann dort ganz ohne einheitliche Ausrichtung herum und waren wissend auf späteren Abbruch angelegt.«<sup>82</sup>

Schon im herzoglichen Reskript vom 16. August 1719 wurde beklagt, dass »niemand oben in der Stadt, wo lauter zweistöckichte Häuser seyn müssen, zu bauen sich resolvirn will, weil alle Fremde und Handwercks-Leuthe sich unten bey dem Schloß herum auffhalten«. <sup>83</sup> Schönleber berichtet, dass sich oft zwei niedere Hofbediente, Heiducken, Handwerksgesellen oder Tagelöhner zusammengetan und gemeinsam eine kleine Hütte gebaut hätten. »Diese Leute, hieß es, haben sich aller Orten in und ausser der Stadt ohne Zusagen angebaut, die Bauplätze nach Gefallen genommen, Saiten dabei eingezäunt und, wie der Augenschein zeige, die Baumaterialien von der Herrschaft entwendet.«<sup>84</sup>

Nur wenig ist über Bauaktivitäten in der Unteren Stadt bekannt. Am 17. September 1715 wurde dem Knecht Judeshurth, der hinter dem Marstall ein Häuschen erbauen wollte, eine Baukonzession erteilt. Allerdings wurde er darauf hingewiesen, dass er »künftighin sein Haus wieder abbrechen müsse, weil die Lakaienhäuschen dahin transportiert werden sollen«. Im Jahre 1721 wurde das Häuschen wegen des Bauhofs wieder abgebrochen.<sup>85</sup>

Die Bauhofstraße liegt auffällig schräg im ansonsten rechtwinklig angelegten Stadtgrundriss. Wahrscheinlich ist die Erklärung dafür ganz einfach: Die Bauarbeiter gingen den kürzesten und direkten Weg am Abhang beim Waldhorn entlang (unten war das so genannte Täle) und errichteten etwa 400 Meter von der Baustelle entfernt ihre kleinen eingeschossigen Häuser mit Satteldach. Sie reihten Haus an Haus mit der Traufseite zur Straße. »So war alles einfach und der Weg bequem zur Arbeit. Die Häuser waren stabiler als die Baracken, doch immer noch ein Provisorium und ohne jede Absicht, Kern einer Stadt zu werden.«<sup>86</sup>

Aufschlussreich ist das Haus Bauhofstraße Nr. 16, denn der Giebel zeigt drei Bauphasen, in denen das Dach zweimal angehoben wurde. Zuerst war das Häuschen eingeschossig mit steilem Satteldach errichtet, dann wurde es aufgestockt und mit einem flacher geneigten Dach versehen. Ob hier ein Zusammenhang mit der durch den Herzog geforderten Zweigeschossigkeit aller Häuser oder der Regularité Frisonis besteht, kann nicht beantwortet werden. In einer dritten Bauphase wurde das Dach wieder steiler geneigt, wohl um den Dachraum zu vergrößern.

Viele Häuser waren zu Eberhard Ludwigs Zeiten »nur von Holz und sehr leicht aufgebaut«<sup>87</sup> und wahrscheinlich waren nicht mal alle verputzt, obwohl das gefordert war. Zumindest scheinen die Giebelseiten fachwerksichtig geblieben zu sein, da stets die Traufseite zur Straße zeigt. So zeigen noch zwei Häuser in der Laufgasse und im Postgässle giebelseitiges Fachwerk, letzteres ebenfalls mit Umbauphasen, oder erinnern wir uns an die von Heim vorgeschlagene Steinmetzhütte.



### *Kroaten – Krawatten*

Am wenigsten greifbar sind in den schriftlichen Quellen die einfachen Handwerker und Handlanger.<sup>88</sup> Sie haben aber Spuren an den Wänden des Schlosses hinterlassen. Ausgangspunkt für die folgende Betrachtung über Kroaten und Krawatten sind zwei Karikaturen aus der Bauzeit des Schlosses.

In Raum 259 im 2. Stock des Neuen Hauptbaus befinden sich vier Karikaturen von Pfeifenrauchern. Die Figuren rauchen unterschiedliche Gesteckpfeifen italienischer Herkunft sowie klassische Tonpfeifen deutscher Herkunft. Am Schlossbau herrschte ein multikulturelles Getümmel, in dem jeder seine Traditionen bewahrt zu haben scheint, zumindest was das Rauchwerk betrifft. Näher betrachten wir hier jene zwei Pfeifenraucher, die eine Gesteckpfeife rauchen (Pfeifenraucher 1 und 4). Es handelt sich um flüchtig an die Wand geworfene, spotthafte Portraits, Karikaturen im klassischen Sinn, von Arbeitskollegen oder Vorgesetzten, entstanden zwischen 1725 und 1735 in der Bau- und Ausstattungszeit des Neuen Corps de logis.<sup>89</sup> In unserem Zusammenhang interessieren jedoch weniger die Pfeifen, sondern die Krawatte, die »Pfeifenraucher 4« vermutlich trägt.<sup>90</sup>

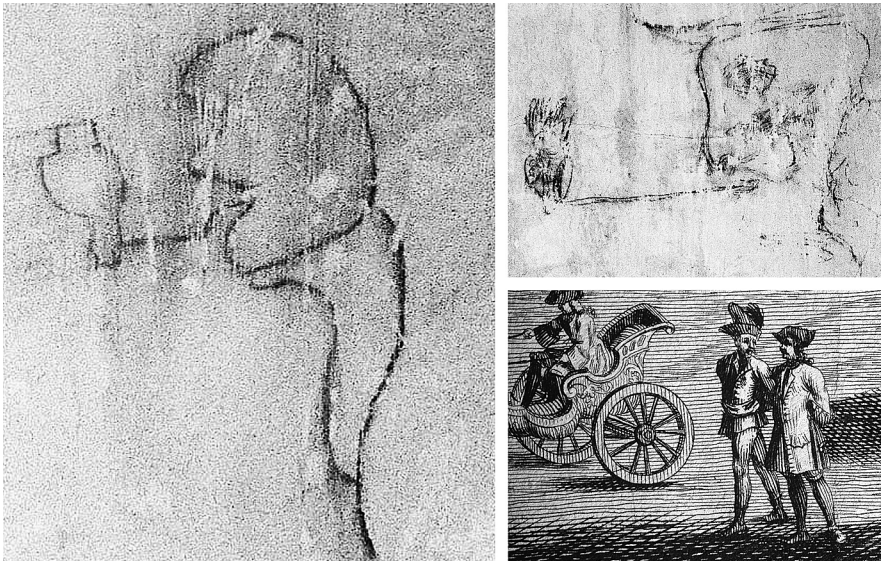
Dargestellt ist wahrscheinlich die Karikatur eines Kroaten. Sie haben hierzulande auffällige Halsbinden getragen und wurden deshalb »Krawatten« genannt – und darauf bezieht sich die Benennung der Bauhofstraße als »Krawattendörfle«. Vielleicht bezieht sich der Begriff »Krawatten« sogar auf alle Fremde, die sich in der Bauhofstraße ansiedelten. Vermutlich trugen auch die italienischen Handwerker das bequeme und nützliche Halstuch der Kroaten.

Die Krawatte des bürgerlichen Volkes im 18. Jahrhundert variiert zwischen dem, was wir heute als Krawatte bezeichnen (Langbinder), und einem Hals-, Camping- oder Pfadfindertuch. In der Regel war es ein gewickeltes Leinenband, das vorne geknotet wurde, oder ein zum Dreieck gefaltetes Tuch. Das Dreieck wurde auf den Rücken gelegt, vorne geknotet und die Enden hingen auf die Brust. Da die Figur hier im Profil gezeichnet ist, ist nur ein Ende der Krawatte sichtbar. Vielleicht hat der Pfeifenraucher aber auch das Dreieck auf die Brust gelegt, den Knoten im Rücken. Das Männchen raucht eine zweiteilige Gesteckpfeife. Der separate Pfeifenkopf aus Ton ist auf ein Rohr aufgesteckt (ein ausgehöhltes Hölzchen). Solche Pfeifen waren in Italien, Südosteuropa und auf dem Balkan in Gebrauch. In Deutschland dagegen rauchte man im 18. Jahrhundert Tonpfeifen, die in einem Stück gefertigt waren. Die Form der Pfeife des Kroaten ähnelt den fassförmigen Pfeifenköpfen aus Chioggia im Süden der Lagune von Venedig.<sup>91</sup>

»Pfeifenraucher 1« raucht ebenfalls eine Gesteckpfeife. Vermutlich ist auch hier ein kroatischer oder ein italienischer Handwerker karikiert worden. Der angedeutete geschwungene Oberlippenbart (?) spricht eher für einen kroatischen Volkstypus, da solche Bärte im slawischen Raum weit verbreitet waren. Eine solche Figur findet sich auch in einem der Kupferstiche Frisonis, vermutlich ein Heiducke. Die windschnittige Frisur des Pfeifenrauchers wird durch die Länge der Pfeife betont, die Pfeife ist sozusagen länger als seine Tolle; der Pfeifenkopf bald so groß wie sein halber »Quadrat-Kopf«.

Beide Figuren waren anscheinend keine Fantasiegestalten: Jemand hat sich hier über Kollegen lustig gemacht, den Karikaturen liegen tatsächliche Gesichter zugrunde. Vielleicht haben einheimische Handwerker hier sogar ausländische Vorgesetzte oder in der Hierarchie am Schlossbau höher stehende Facharbeiter verspottet. Vielleicht





»Pfeifenraucher 4« (links) und »Pfeifenraucher 1« (rechts oben), Graffiti im Neuen Corps de logis (um 1730). Rechts unten: »Kroate« auf dem Erweiterungsplan Frisonis von 1721 (Ausschnitt aus der Südansicht).

haben die Einheimischen mit diesem Spott sogar ihrem Unmut freien Lauf gelassen, da die Ausländer vom Herzog in vielem bevorzugt waren. Es ist auffällig, dass alle Schriftgraffiti im Raum in Deutsch sind, und im Ludwigsburger Schloss wurden bisher überhaupt keine bauzeitlichen Inschriften in italienischer Sprache entdeckt, obwohl das die gängige Sprache am Bau war.<sup>92</sup>

Da »Pfeifenraucher 4« also eine Krawatte trägt, soll hier der Herkunft der Krawatte, ihrer Entwicklung und ihrer Beziehung zu den Kroaten kurz nachgegangen werden.

Die Krawatte war ein Teil der militärischen Tracht der Kroaten im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648). Die Halsbinden waren ein Erkennungszeichen im Kampf, da es Uniformen im heutigen Sinn noch nicht gab. 1827 beschreibt der Baron L'Empésé (ein Pseudonym für Honoré de Balzac), dass im Jahr 1660 in Frankreich ein ausländisches Regiment aus Kroatien eintraf, in dessen sonderbarer Gewandung man ein Halsstück entdeckte. Für den Soldaten war es aus einfachem Stoff hergestellt, für den Offizier aus Musselin oder Seide, dessen Enden zu einer Rosette geschlungen, mit einer Eichel oder einer Quaste verziert waren und graziös auf die Brust herabfielen. »Dieses neue Kleidungsstück wurde zunächst Kroate genannt und bald Krawatte abgewandelt, was ebenfalls auch für das Regiment galt, das fortan und bis zur Revolution den originellen Namen »Königliche Krawatte« trug.«<sup>93</sup>

Meist bestanden die ersten Krawatten des 17. Jahrhunderts aus feinem Musselin- oder Batistband, waren manchmal an den Enden mit Spitze verziert oder bei den kostbareren ganz aus Spitze. Die Krawatte hing über den Leibrock bis zum Brustansatz faltig herab, wurde über den niedrigen Stehkragen des Hemdes zweimal um den Hals geschlungen und nach 1675 vorne mit einer separaten, auch farbigen Schleife

zusammengehalten oder selbst zu einer Schleife gebunden.<sup>94</sup> Die Krawatten der Soldaten und des einfachen Volkes bestanden aus einem Stück Laken, Baumwolle oder schwarzem Taft, das man mittels zweier kleiner Schnüre um den Hals schlang.

Im Riesenbau des Ludwigsburger Schlosses befinden sich zwei Schlachtenbilder von Georg Philipp Rugendas mit Szenen aus dem Spanischen Erbfolgekrieg (um 1705/06 entstanden).<sup>95</sup> Das Gemälde »Trinkende Soldaten« zeigt an einer Quelle Wasser schöpfende und trinkende Soldaten. Der Reiter auf dem Schimmel, der sich zum Trinken beugt, trägt einen Justaucorps mit weiten Ärmeln und hohen Ärmelaufschlägen, einen Dreispitz und eine lange weiße Krawatte. Das Gegenstück »Plünderung eines brennenden Hauses« zeigt im Vordergrund, wie plündernde Soldaten versuchen, eine Kiste mit einem Stein aufzuschlagen. Von links werden gefesselte Männer herbeigeführt, die den Anführer des Reitertrupps um Gnade anflehen. Beide Reiter tragen ebenfalls lange weiße Krawatten, die vorne geknotet sind und deren Enden im Wind flattern.<sup>96</sup> Es finden sich weitere Krawatten auf Darstellungen der Schlachten Prinz Eugens, so in der »Schlacht von Belgrad 1717«, ein von August Querfurt 1736 gemaltes Monumentalgemälde in der Galerie zum Schlosstheater. Der voranreitende Offizier trägt eine schwarze Krawatte, im linken Vordergrund tragen Soldaten der kaiserlichen Truppen gelbe Krawatten.<sup>97</sup> Diese würden wir heute eher als geknotete Halstücher bezeichnen, doch im 18. Jahrhundert wurden auch Halstücher Krawatten genannt.<sup>98</sup>

Die Ursprünge der Krawatte sind noch nicht eindeutig belegt. Eine Halsbinde trugen bereits römische Legionäre nördlich der Alpen als Kälteschutz. Sie nannten das Tuch Focale, das sie vermutlich von nördlichen Völkern übernommen haben, wahrscheinlich von den Dakern.<sup>99</sup> Bis zum Dreißigjährigen Krieg gibt es keine weiteren bildlichen Darstellungen einer solchen Halsbinde. Das Tragen der Krawatte hatte bei



*Soldaten mit Krawatten in zwei Ausschnitten aus Schlachtenbildern von Rugendas (links) und auf August Querfurts »Schlacht von Belgrad 1717«.*

den Kroaten sicher eine Tradition, die weit vor dem Dreißigjährigen Krieg beginnt. Ob aber die Kroaten »das Tuch im 16./17. Jahrhundert erst wieder entdeckten, es in der Tradition der römischen Focale ununterbrochen kannten oder es durch Berührung mit dem türkisch-orientalischen Kulturkreis kennen lernten bzw. wieder entdeckten, bleibt offen.«<sup>100</sup> Im Dreißigjährigen Krieg und im Spanischen Erbfolgekrieg, ebenso später im Österreichischen Erbfolgekrieg und im Siebenjährigen Krieg rekrutierten sich weite Truppenteile des französischen Königs und des deutschen Kaisers aus ausländischen Söldnern, u. a. Kroaten.<sup>101</sup>

Die kroatischen Söldner fielen durch ihr kleines schwarzes bzw. weißes Tuch auf, das sie um den Hals gebunden hatten. Es wurde von den Deutschen zunächst als »Croatta« bezeichnet<sup>102</sup>, schließlich als Krawatte. Das neuartige Bekleidungsstück verbreitete sich um 1665 am Hof Ludwigs XIV. und die modische Bezeichnung »a la croate« entwickelte sich zum Begriff »Cravate«. Das französische Wort »Cravate« scheint aber aus dem deutschen »Krawatte« oder »Krobate« entlehnt zu sein.<sup>103</sup> Auf einer Karte Ungarns aus dem Jahre 1528 wird Kroatien als »Krawatn« bezeichnet.<sup>104</sup> Die Kroaten verbreiteten also ein Halstuch, das als Krawatte den Volksnamen der Kroaten erhielt.<sup>105</sup> Das Verdienst, die Krawatte zur Mode erhoben zu haben, gebührt aber Ludwig XIV.: In Versailles reichte der »Cravatier du Roi« jeden Morgen einen Korb mit Krawatten, aus dem der König seine Auswahl traf.

Letztlich bleibt derzeit der einzige greifbare Hinweis auf die Anwesenheit von Kroaten am Ludwigsburger Schlossbauwesen »Pfeifenraucher 4« – der Kroat mit Krawatte und Gesteckpfeife. Umso bedauerlicher ist es, dass die Karikatur in der Neugestaltung des Keramikmuseums keinen Platz gefunden hat. Sie musste hinter der neuen Seidentapete verschwinden.

Archivarisch nachweisbar sind hingegen einige Kroaten im Hofstaat Herzog Eberhard Ludwigs. Bereits um 1700 wurden Heiducken<sup>106</sup>, Kroaten, Ungarn, Türken und Mohren als Läufer und Diener am württembergischen Hof beschäftigt. In der Tracht ihrer Heimatländer sollten sie dem Hof phantastischen und exotischen Glanz verleihen.<sup>107</sup> Der Oboist Schiavonetti in der Hofkapelle war kroatischer Herkunft<sup>108</sup>, ebenso die zwei Heiducken Andreas Battein (Bedey) und Johannes Görteck.<sup>109</sup>

Es ist zwar nicht eindeutig durch schriftliche Quellen bewiesen, dass es unter den Arbeitern am Schlossbau wirklich Kroaten gab, aber es ist nicht auszuschließen und als wahrscheinlich anzunehmen. Heute gibt es übrigens seit über 30 Jahren eine kroatische Gemeinde in Ludwigsburg – sie feiert jeden Sonntag ihren Gottesdienst in der Schlosskirche. Im Treppenhaus zur Empore haben sie sich u. a. mit kroatischen Wappen und Mariendarstellungen verewigt.

### Anmerkungen

- 1 Rolf Bidlingmaier: Italienische Künstler und Kunsthandwerker am Ludwigsburger Schloss. Herkunft, Verwandtschaftsbeziehungen, Werke, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004) S. 13-44, hier S. 15.
- 2 Albert Sting: Baugeschichte der Unteren Stadt, in: Das Buch der Unteren Stadt, hrsg. vom Bürgerverein der Unteren Stadt Ludwigsburg 1893 e.V., Ludwigsburg 1993, S. 85-100, hier S. 90.
- 3 Eckhard Olschewski: Der Ausbau der Schlossanlagen in den Jahren 1721 bis 1733, in: Schloss Ludwigsburg. Geschichte einer barocken Residenz, Tübingen 2004, 46-77, hier S. 77. – Das

- Bürgerrecht in Ludwigsburg konnten nur Besitzer solcher Häuser erwerben, die der Regularität entsprachen (also zweistöckig gebaute Häuser). Alle anderen Bewohner waren so genannte Beisitzer.
- 4 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 248 Bü 2222, Protokollbuch der Baudeputation, 27. März 1715.
  - 5 Stadtmuseum Ludwigsburg Inv. 551.
  - 6 Hermann Stroebel: Ludwigsburg. Die Stadt Eberhard Ludwigs. Ein Beitrag zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700, Ludwigsburg 1918, S. 47.
  - 7 Ilse Manke: Eine Ludwigsburger Chronik von 1704-1775, in: Hie gut Württemberg 11 (1960) S. 7; Quelle: Handschrift im Stadtarchiv Ludwigsburg (StadtALB) L 1 Bü 120.
  - 8 StadtALB L 1 Bü 56; Stroebel (wie Anm. 6), S. 18.
  - 9 Der Stuckateur und Architekt Donato Giuseppe Frisoni und seine Familienangehörigen stammten aus Laino im Intelvi-Tal und den Nachbarorten Casasco, Arogno und Scaria in der italienisch-schweizerischen Grenzregion zwischen Lugano und Como; vgl. Bidlingmaier (wie Anm. 1).
  - 10 Der Maler Carlo Carlone war 1706/08 in Venedig; Bidlingmaier (wie Anm. 1) S. 38. – Vergolder Agostino Grandi (gestorben 1720) stammte aus Venedig und kam 1709 von Prag nach Ludwigsburg; Werner Fleischhauer: Barock im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1958, S. 158. – Ebenso aus Venedig stammte der am 11. März 1734 gestorbene »Johann Baptista Sabo, geborener Venetianer, und Vergulder bey Herrn Ober-Baumeister Retti. Alter 22«; StadtALB L 34, Gedruckte Kirchenregister Ludwigsburg (1726-1751), Bd. 1, S. 181.
  - 11 Walter Baumgärtner: Die Erbauung des Ludwigsburger Schlosses. Ein Beispiel staatlicher Bauwirtschaft im 18. Jahrhundert, Würzburg 1939, S. 38 f.; Fleischhauer (wie Anm. 10) S. 176 f.
  - 12 Gerhard Heß: Häuser und Menschen in Alt-Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 14 (1960) S. 6-17, hier S. 15. – Zu Pironi vgl. Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 46. Pironi (Bironi) und seine Frau waren oft Taufpaten, vgl. Kirchenregister Oeffingen (Mikrofilm StadtALB).
  - 13 Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 46.
  - 14 Gerhard Heß: Zur Geschichte der Alt-Ludwigsburger Markung, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 13 (1957) S. 43-80, hier S. 44.
  - 15 Ute Esbach: Die Ludwigsburger Schlosskapelle. Eine evangelische Hofkirche des Barock, Worms 1991, S. 544 (Anm. 480).
  - 16 StadtALB L 34, Gedruckte Kirchenregister Ludwigsburg (1726-1751), Bd. 1, S. 92
  - 17 Ebd. S. 81; Kinder S. 31, 81.
  - 18 Vgl. Lucia Pedrini Stanga: I Colomba di Arogno, Lugano 1994, S. 164 f.
  - 19 Kirchenregister Oeffingen, Hochzeitsregister 1721.
  - 20 Denkwürdigkeiten der zweyten Residenz und Dritten Hauptstadt Ludwigsburg vornehmlich das Kirchenwesen betreffend, verfasst im Jahr 1777 von dem damaligen Spezialsuperintendenten und Stadtpfarrer M. Georg Sebastian Zilling als einem geborenen Ludwigsburger, S. 66 f. (neue Zählung der Kopie im StadtALB S 40/5). Die Aufzeichnung beginnt erst im Jahr 1719.
  - 21 Der erneute Anstieg 1737 hängt wohl nicht mehr mit erneuten Baumaßnahmen zusammen und auch die 16 katholischen Bürger werden nichts mit dem Schlossbau zu tun haben.
  - 22 Vgl. Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 49 ff. – Baumgärtner führt die wichtigsten Künstler und Kunsthandwerker auf, die nicht Einheimische sind (Kroaten werden nicht explizit erwähnt). Die meisten waren bereits zu Nettes Zeiten gekommen, an erster Stelle sind Frisoni und die Brüder Retti zu nennen. Ferner: die Maler Luca Antonio Colomba, Carlo Carlone aus Wien, sein Compagnon Pietro Scotti, Giulio Quaglio aus Venedig, Giovanni Battista, Bellavita und Giuseppe Baroffio. Folgende italienische Bildhauer und Stuckateure arbeiteten in Ludwigsburg: die Stuckateure Riccardo Retti, Diego Francesco Carlone und Tommaso Soldati, der Hofbildhauer Carlo Ferretti, der Marmorierer Giacomo Antonio Corbellini, die Vergolder Genesini und Agostino Grandi aus Venedig, Steinmetzmeister Johann Mattheo sowie die Maurermeister Anthonio und Ambrosio Spineta. Der Maler Jacquin de Bethoncourt kam aus Frankreich. »Ausländische«, aber nicht italienische oder französische Maler waren: Gottfried Aicheler von Augsburg, Johann Adelbert Kratochwyle von Eger, Johann Christoph Groth, die



- Hofmaler Johann Burkhard Kempf und Johann Liefkoop, Lackierer J. J. Sänger. Fremde Bildhauer und Stuckateure waren der Bildhauer Andreas Philipp Quittainer aus Prag, Vergolder Johann Pesina, Sigmund und Jeremias Körner. Aus Dänemark stammte der Gärtner Johann Adam Classen, französischer Abstammung war der Tapezier Carl Tellier.
- 23 Vgl. Bidlingmaier (wie Anm. 1).
- 24 Vgl. herzogliches Reskript vom 16. August 1719, abgedruckt in: Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Bd. 1, Ludwigsburg 2000, S. 365.
- 25 Retti wurden aber auch komplette Bauzüge mit Pferden und Geräten überlassen; HStAS A 248 Bü 2241 (Übergabe-Protokoll an Retti, was sich alles an »Bauzeugen« auf dem Fuchshof befindet, Jacobi 1725).
- 26 Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 52.
- 27 Ebd. S. 107.
- 28 HStAS A 248 Bü 2222.
- 29 HStAS A 282 Bü 810, Schreiben Frisonis an den Herzog vom 22. Juni 1719.
- 30 HStAS A 248 Bü 2237.
- 31 Ludwig Timotheus Spittler: Sammlung einiger Urkunden und Aktenstücke zur neuesten wirttembergischen Geschichte, Göttingen 1791, S. 178 (Vergleich des regier. H. Herz. Carls wegen Bezahlung der Eberhard-Ludwigischen Schulden, Stuttgart den 12ten Mai 1780).
- 32 Karl Weiß: Schloss Ludwigsburg. Baugeschichtliche Abhandlung über die von Johann Friedrich Nette erbauten Teile, Stuttgart 1914, S. 35 f.; Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 144 ff.
- 33 Zu den Fronen vgl. Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 35 ff.
- 34 Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 161 ff. – Der ursprüngliche Zweck war zwar, die ernteschadigende Spatzenplage einzudämmen, doch rechnete man damit, dass das Spatzenfangen schnell allen lästig fallen und daher der bequemere Weg der Strafzahlung gewählt würde.
- 35 Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 161 (Schreiben an Herzog Friedrich vom 23. Mai 1798 aus Willmandingen, ohne Quellenangabe).
- 36 Albrecht Gühring: Der Bau von Schloss und Stadt Ludwigsburg aus der Sicht Marbachs, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004) S. 111-134, hier S. 116; Petra Schad: Die Auflösung des traditionsreichen Amtes Markgröningen, in: ebd. S. 135-157, hier S. 139 f.
- 37 Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 176.
- 38 Hans-Joachim Scholderer: Altes und Neues. Zum Abschluss der umfangreichen Bau- und Sanierungsmaßnahmen, in: Barockerlebnis Schloss Ludwigsburg (Vernissage 2/2004) S. 20.
- 39 Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 109.
- 40 Ebd. S. 111; vgl. auch Heinz Voigtlaender: Löhne und Preise in vier Jahrtausenden, Speyer 1994; Bernd Sprenger: Das Geld der Deutschen. Geldgeschichte Deutschlands von den Anfängen bis zur Gegenwart, Paderborn 1991.
- 41 Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 114, 117.
- 42 Ebd. S. 115.
- 43 Ebd. S. 170 f.
- 44 Ebd. S. 110.
- 45 Ebd. S. 72.
- 46 Ebd. S. 73.
- 47 Ebd. S. 75, 78, 80.
- 48 Ebd. S. 81 f.
- 49 Ebd. S. 85, 110.
- 50 Ebd. S. 87.
- 51 Ebd. S. 87.
- 52 Ebd. S. 42.
- 53 Ebd. S. 110.
- 54 Ebd. S. 93.
- 55 Ebd. S. 93.
- 56 Ebd. S. 105.
- 57 Günther Bergan: »Zum goldenen Waldhorn«. Herrschaftliches Wirtshaus und Herberge. Ludwigsburgs ältestes Haus, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 55 (2001) S. 109.
- 58 HStAS A 19a Bd. 970, fol. 164 (»Verbauen am Wirthshau, Gypserverdienst, 1709/10«).



- 59 Frisoni und Soldati? Es gab auch den Stuckateur Lorenzo Matteo Retti aus Laino, gestorben 1714, 50 Jahre alt; Kirchenregister Oeffingen, Sterberegister 1714 (Mikrofilm StadtALB).
- 60 Johann Jakob Stevens von Steinfels?
- 61 HStAS A 19a Bd. 970, fol. 169.
- 62 Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 107.
- 63 Heß (wie Anm. 14) S. 52.
- 64 Ebd. S. 58.
- 65 Georg Friedrich Schönleber: Historisch-Statistisch-Topographische Nachrichten von der Stadt Ludwigsburg, Entwurf um 1834/36, S. 35 (HStAS J 1/222; hier zitiert nach der Kopie im StadtALB S 40 Nr. 7 mit den dort verwendeten neuen Seitenzahlen).
- 66 HStAS A 348 Bü 2241; vgl. Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 55, 79.
- 67 Heß (wie Anm. 12) S. 14 f.
- 68 Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 79, 84, 103.
- 69 Schönleber (wie Anm. 65) S. 304.; vgl. Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 79, 103.
- 70 Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 84.
- 71 Schönleber (wie Anm. 65) S. 37.
- 72 HStAS A 248 Bü 2264.
- 73 Heß (wie Anm. 12) S. 16.
- 74 Der Neuweiler war kein Bestandteil des Frisonischen Stadtplanes. »In den Akten wird er auch nirgends erwähnt, war somit auch kein rechtmäßiges Glied der Stadtgemeinde«, Stroebel (wie Anm. 6) S. 11.
- 75 Schönleber (wie Anm. 65) S. 215.
- 76 HStAS A 248 Bü 2243, Schreiben vom 2. Juni 1732; Baumgärtner (wie Anm. 11) S. 32; Andrea Hauser: Die Untere Stadt als Handwerker- und Arbeiterviertel, in: Das Buch der Unteren Stadt (wie Anm. 2) S. 101-116, hier S. 101.
- 77 Freundliche Auskunft von Wolfgang Läßle, Stadtarchiv Ludwigsburg.
- 78 Sting (wie Anm. 24) S. 365.
- 79 Weiß (wie Anm. 32) S. 36.
- 80 Vgl. Daniel Schulz: Sprechende Wände. Graffiti aus der Bauzeit des Ludwigsburger Schlosses, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004) S. 45-70, bes. S. 60 ff. (mit Abbildung).
- 81 Stich aus dem Umkreis Frisonis (nach dessen Ostansicht des Schlosses in »Vues de la Residence Ducale«), Illustration zu Johann Herrmann Dielhelms Reisebericht über seinen Besuch von Ludwigsburg im Jahr 1740 (Johann Hermann Dielhelm: Denkwürdiger und nützlicher Antiquarius des Neckar-, Myn-, Lahn- und Mosel-Stroms, Frankfurt am Main 1740, S. 85); vgl. Olschewski (wie Anm. 3) S. 48 f.
- 82 Sting (wie Anm. 2) S. 93; vgl. auch Stroebel (wie Anm. 6) S. 31.
- 83 Sting (wie Anm. 24) S. 366.
- 84 Schönleber (wie Anm. 65) S. 290 f.
- 85 Stroebel (wie Anm. 6) S. 11 f.
- 86 Sting (wie Anm. 2) S. 88.
- 87 Dielhelm (wie Anm. 81) S. 50.
- 88 Nur wenige Quellen nennen die Namen von Mauern, ihren Handlangern und Tagelöhnern: Aufstellung der Handwerker am Riesenbau vom November 1712 von Baumeister Johann Ulrich Heim (HStAS A 282 Bü 811); »Specificatio« über Baumaterial, Handwerker und Künstler 1716-1723, erstellt am 4. Oktober 1725 (HStAS A 282 Bü 817); Verzeichnisse von Künstlern und Handwerkern, die vom Kirchenrat bezahlt wurden, u. a. 1715, 1716, 1719 (HStAS A 282 Bü 810).
- 89 Schulz (wie Anm. 80) S. 52 ff.
- 90 Vgl. Daniel Schulz: Smoking – No Smoking. Pfeifenraucher in Schloss Ludwigsburg, Württemberg, in: Knasterkopf. Fachzeitschrift für Tonpfeifen und historischen Tabakgenuss 16 (2003) S. 154-159.
- 91 Vgl. Rüdiger Articus: Tonpfeifen aus Italien, in: Knasterkopf 12 (1999) S. 63 f.
- 92 Dagegen gibt es zwei französische Inschriften: Eine unleserliche, da stark verwischte befindet sich im Treppenhaus des Riesenbaus, die andere in einer Fensterscheibe im Gardesaal des Alten Corps de logis.

- 93 Émile de L'Empésé: Die Kunst des Krawattenbindens auf alle gebräuchlichen und bekannten Arten, Paris 1827 (ND Schindellegi 1992, hrsg. von Stefan Thull), S. 23 f.; vgl. auch: Majestät Krawatte und ihre Vorgänger, hrsg. SB Computer Leasing GmbH (Stefan Benczak), Wien 2000, S. 61.
- 94 Ingrid Loschek: Reclams Mode- und Kostümllexikon, Stuttgart 1987, S. 326.
- 95 Herzog Eberhard Ludwig hatte um 1706 etliche Stücke von Rugendas erhalten; vgl. Anke Charlotte Held: Georg Philipp Rugendas (1666-1742), München 1996, S. 191 f.
- 96 Die Bilder reflektieren die seit dem Ausbruch des Krieges auf Seiten aller Kriegsparteien erfolgten Ausschreitungen gegen die Zivilbevölkerung. Aufgrund fehlender Attribute ist eine bestimmte Nationalitäts- oder Regimentszugehörigkeit der Soldaten nicht zu ermitteln.
- 97 Vgl. Batailles Gagnées par le Serenissime Prince Fr. Eugene de Savoye, 1725 (mit Stichen von Jean Hutchenburg). In der dort dargestellten Schlacht von Belgrad reitet der Prinz über einen gefallenen Türken hinweg. Prinz Eugen selbst trägt eine schwarze Krawatte, das Dreieck vorne auf den Hals gelegt, den Knoten im Rücken. Auch der am Boden liegende Türke trägt eine Krawatte.
- 98 Johann Heinrich Zedler: Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, Halle/Leipzig, 1732-1754, S. 1552: »Cravatte heist ein Hals-Tuch, eine Hals-Binde, Krause.«
- 99 Loschek (wie Anm. 94) S. 326. – In Rom selbst galt das Umlegen der Focale aber als weibisch. Die auf der Trajanssäule in Rom mit der Focale dargestellten Soldaten sind daher wahrscheinlich Söldner nicht-römischer Herkunft. Bereits die Soldaten der Terrakotta-Armee im Grabmal des chinesischen Kaisers Qin Shihuangdi tragen krawattenartige Schals; vgl. Riccardo Villarosa, Davide Mosconi: Fliegen und Krawatten. Die verbindliche Kunst des feinen Knotens, Augsburg 1997, S. 12.
- 100 Loschek (wie Anm. 94) S. 233. – Eventuell kommt tatsächlich eine Übernahme aus dem osmanischen Kulturraum in Frage; vgl. Villarosa/Mosconi (wie Anm. 99) S. 15: »Der Stamm des Wortes braucht nicht unbedingt von Kroate abgeleitet zu sein, sondern könnte auch vom türkischen Kyrbàc oder vom ungarischen korbàcs abstammen, was beides Peitsche heißt oder jedenfalls Objekte meint, die lang und schmal sind.«
- 101 Als Kroaten oder Panduren bezeichnete man eine Gattung leichter Kavallerietruppen mit Krummsäbel und Karabiner bewaffnet, die aus Kroatien, Bosnien und Ungarn stammten; vgl. Croatian light forces, in: The Oxford Companion to military History, Oxford 2001.
- 102 Auskunft des Heeresgeschichtlichen Museums Wien.
- 103 Die Deutschen standen im Dreißigjährigen Krieg stärker im Kontakt mit den Kroaten. Es gibt kein Wort für Krawatte slawischer Herkunft, eine kroatische Formerfindung hrvatka hat sich nie durchgesetzt. »Kravata« ist ebenfalls aus dem deutschen »Krawattn« entlehnt; Vera Kuhn: Beiträge zur Wortgeographie der serbokroatischen Umgangssprache, Diss. Berlin 1961, S. 147.
- 104 Mirko Markovic: Descriptio Croatiae, Zagreb 1993, S. 49: Kroatien auf Lazarus' Karte Ungarns, 1528. – Andere Bezeichnungen Kroatiens sind: Krabaten i Winden (1501), Crabaten (1545), Croatia Krawaten (1550) und Crabaten (1570).
- 105 »Nun ging der Name der Träger in gewandelter Form auf jenes Halstuch selbst über«; Ruth Klein: Lexikon der Mode, Baden-Baden 1950, S. 235 f.
- 106 Die Heiducken waren eine Art Leibgarde des Herzogs bzw. dienten der Repräsentation. In Ungarn war ein Heiduck »ein Kriegs-Knecht zu Fuße, der nach gemeiner Landes-Art gekleidet, mit einem kurzen Rohr, einem Sebel und Hand-Beil bewehret, und eine Filtz-Mantel um die Schulter hangen hat«; Zedler (wie Anm. 98) S. 1144. Ungarn meint hier auch alle zugehörigen Nebenländer wie Kroatien.
- 107 Fleischhauer (wie Anm. 10) S. 129.
- 108 Ulrich Drüner: 400 Jahre Staatsorchester Stuttgart, Stuttgart 1994, S. 67.
- 109 Battein war von 1697 bis zu seinem Tod 1701 im Dienst, Görteck von 1697 bis 1699; Walther Pfeilsticker: Neues Württembergisches Dienerbuch, Stuttgart 1957, §§ 298, 301.

# Kaufleute, Handwerker und Künstler

## Die soziale und geographische Herkunft der ersten Ludwigsburger Einwohner\*

von Rolf Bidlingmaier

Die Gründung von Ludwigsburg erfolgte 1709 durch Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg. Dieser ließ hier seit 1704 ein nach ihm benanntes Jagd- und Lustschloss errichten, das damals vor allem aus dem Fürstenbau, dem heutigen Alten Corps de logis, bestand. Mit der Gründung des Ordensbaus war soeben begonnen worden. Außerhalb des Schlosses waren Baracken für die zahlreichen Bauarbeiter und Handwerker errichtet worden. Aus dem Material des wieder abgebrochenen Kavalierbaus wurde 1707 das Gasthaus zum Waldhorn an der Schlossstraße erbaut. Zur Unterbringung der Pferde entstand der Marstall, für die Ludwigsburger Baudeputation das Kanzleigebäude und für die Bedürfnisse der Parforcejagd das Jägerhaus, das später zur Talkaserne umgebaut wurde. In der Bauhofstraße errichteten die Bauarbeiter, Handwerker und Reitknechte einfache Unterkünfte. Die Kolonie wurde Neuweiler oder auch Krawattendörfle genannt.<sup>1</sup>

Dies war die Situation, als Herzog Eberhard Ludwig im Sommer 1709 sich entschloss, neben seinem Schloss Ludwigsburg eine Stadt zu gründen. Am 17. August 1709 erließ er ein Generalreskript, das von den Vögten und Amtleuten der Bevölkerung im Herzogtum Württemberg zur Kenntnis gebracht wurde: »Unsern Gruß zuvor, liebe Getreue! Demnach Wir zu mehrerer Aufnahm und Erweiterung allhiesigen Lustschlosses Uns gnädigst resolvirt haben, allen und jeden, so allhier zu bauen und sich häufiglich nider zu lassen willens seynd, nicht nur den Platz und die Baumaterialien gratis und ohne Entgelt zu überlassen, sondern auch solche Leuthe, fünfzehen Jahr lang, von allen Beschwerden und per omnia genera Onerum, sie mögen Namen haben, wie sie immer wollen, befreyt zu lassen.«<sup>2</sup>

Herzog Eberhard Ludwig richtete das Generalreskript an die Bürger seines Landes. Es sollten also nicht Einwohner aus dem Ausland im Sinn einer im Absolutismus vielerorts propagierten Peuplierungspolitik angeworben werden, sondern es ging um die Bürger und Einwohner des Herzogtums Württemberg. Diese sollten bewogen werden, sich in Ludwigsburg anzusiedeln. Als Anreiz hierzu nennt das Generalreskript Vergünstigungen für jene, die bereit waren, sich in Ludwigsburg niederzulassen. Der Herzog räumte ihnen den Bauplatz und die Baumaterialien kostenlos ein. Darüber hinaus stellte er den neuen Bewohnern eine fünfzehnjährige Steuerfreiheit in Aussicht.

Trotz dieser Vergünstigungen meldete sich zunächst niemand auf das Generalreskript. Dies ist nicht weiter verwunderlich, wenn man die damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse kennt. Die Einwohner der Gemeinden und Städte in Württemberg waren zu ihrem Lebensunterhalt auf die Landwirtschaft angewiesen. Auch wenn die

\* Überarbeitete Fassung des am 12. März 2009 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

Von Gottes Gnaden/  
**Eberhard Ludwig**  
 Herzog zu Württemberg  
 und Teck / ꝛ.

Der Röm. Kayserl. Majest. und des H. R.  
 Reichs / wie auch des Köbl. Schwäbischen  
 Crayses / respè. General - Feld - Mar-  
 chall, und General der Cavallerie.

Unsern Gruß zuvor / Liebe Getreue:

**D**ennach Wir zu mehrerer Aufnahm und  
 Erweiterung allhiefigen Lust = Schlosses  
 Uns gnädigst resolvirt haben / allen und je-  
 den / so allhier zu bauen / und sich häußlich  
 nider zu lassen / willens seynd / nicht nur  
 den Platz und die Bau = Materialien gratis  
 und ohne Entgelt / zu überlassen / sondern  
 auch solche Leuthe / Fünffzehen Jahr lang/  
 von allen Beschwerden und per omnia genera Onerum , sie  
 mögen Namen haben / wie sie immer wollen / befreyt zu las-  
 sen; Als ist hiemit Unser Befehl / Ihr sollet solche Unsere  
 gnädigste Resolution in Euch gnädigst anvertrauten  
 so gleich nach Empfang dieses behörig publiciren  
 und Unsere gnädigste Intencion dardurch Männiglich be-  
 kant machen / umb sich ein und andern Orths darnach ent-  
 schliessen zu können / an deme beschiehet Unsere Meynung.  
 Datum Ludwigsburg den 17. August. 1709.

*Aufruf zur Ansiedlung in Ludwigsburg,  
 Generalreskript Herzog Eberhard Ludwigs vom 17. August 1709.*



Männer einen handwerklichen Beruf ausübten, so betrieben sie und ihre Familienangehörigen nebenher noch Landwirtschaft. Die Menschen waren an ihren Grundbesitz gebunden, der mit zu ihrer Existenzgrundlage beitrug. Von daher war der kostengünstige Bau eines Hauses und ein Leben ohne Steuern auf freiem Feld in der Nähe eines Jagd- und Lustschlosses wegen der fehlenden wirtschaftlichen Grundlage und ohne geeignete Infrastruktur nicht attraktiv.

Herzog Eberhard Ludwig erließ deshalb am 10. Januar 1710 ein zweites Generalskript an die Vögte und Amtleute im Herzogtum Württemberg, in denen die Bedingungen, unter denen eine Ansiedlung in Ludwigsburg möglich war, konkretisiert wurden:

»Lieber Getreuer! Was Wir ohnlängsten wegen Erweiterung Unsers angelegten Lusthauses Ludwigsburg, und daß wir denjenigen, so dahin zu bauen Lust hätten, neben 15jährigen Freyheit, mit Baumaterialien gratis an die Hand zu gehen resolvirt, per Rescriptum Generale, in das Land publiciren lassen, dessen wirst du dich noch wohl zu erinnern wissen. Wann Wir nun über dieses vor nöthig angesehen, Uns ferner Gnädigst und deutlichen zu expliciren, mit was vor Subsidiis, nebst denen Freyheitsjahren, denen Bauenden an Hand gegangen werden solle, damit ein Jeder von Unsern Unterthanen oder Frembder, ehe er sein Domicilium anderer Orten mit Schaden endert, sich verlässig darnach zu achten wisse; So ist hiemit Unser Befehl an Dich, du sollest in dem dir Gnädigst anvertrauten Stadt und Amt nochmahlen kund und mittelst Verlesung dieses Unsers Fürstlichen Rescripts publiciren lassen, daß wer auf folgende Conditiones nacher Unserm Lusthauß Ludwigsburg zu bauen und zu wohnen Lust trüge, der, oder dieselbe, sich bey Unserer angeordneten Ludwigsburger Baudeputation zu Stuttgart, schriftlich anmelden, und von daraus, wegen Anweisung des Platzes und deren Materialien, ferner Bescheids und Citation gewärtig seyn solle:

- I. Gedenken Wir um diß Unser Lusthauß Ludwigsburg in so bald, und mehrer Aufnahme zu bringen, Unser Hoflager öffters daselbst zu haben, allerhand Commercien, Handthierungen, neben andern Handwercken, allda zu stabiliren, zu Beyziehung deren aber wollen Wir
- II. Einem jeden, Er seye Unterthan oder Fremder, der dahin zu bauen und seine Nahrung allda zu suchen Lust trägt, den Platz zu einer Wohnung, auch denen Umständen und eines Jeden Profession nach, zur Scheur, Hoff und Stallungen, ohne Entgelt anweisen, und vor Eigenthum überlassen. Hingegen solle
- III. Ein jeder obligirt seyn, Unserer Bauordnung, in specie aber, denen über diesen Orth gemachten Rissen und Ordonnanz nach, zu bauen, darzu Wir aber
- IV. Die Baumaterialien als Stein, Holtz und Sand, gratis verfolgen lassen, der Bauende jedoch
- V. Die Brechung der Stein, Flotzkosten und Beyschaffung der Materialien auf den Platz, selbst gut möglichen besorgen solle. Dieses Bauwesen aber so mehr zu facilitiren, haben Wir
- VI. Denen Bauenden zu gut, Uns in Gnaden dahin resolvirt, daß alle, so auf diese Art dahin ziehen und bauen werden, vor ihre Häuser und Persohnen, eine Freyheit von allen Oneribus, sie haben Nahmen wie sie wollen, 15 Jahr lang, genießen sollen, und damit auch ein jeder nach Erheischung seine Handthierung diß Orths, so besser zu hoffen, und nöthige Oeconomie einrichten. Seynd Wir
- VII. Gnädigst bedacht, wie denenselben mit nöthigen Aeckern, in billichen Kauff an die Hand gegangen: Und endlich ein Waidgang, nach Beschaffenheit deß Orths, angewiesen werden könne.«<sup>3</sup>



Der Aufruf richtete sich nun nicht mehr ausschließlich an die Einwohner des Herzogtums Württemberg, sondern es waren auch Fremde willkommen. Die Interessenten hatten sich bei der Ludwigsburger Baudeputation zu melden, die ihnen den Bauplatz und die Baumaterialien zuweisen sollte. Um eine Ansiedlung für Kaufleute und Handwerker attraktiv zu machen, stellte Herzog Eberhard Ludwig in Aussicht, in Ludwigsburg gelegentlich Hof zu halten. Alle an einer Ansiedlung Interessierten sollten einen Bauplatz und die Baumaterialien gratis erhalten, wobei die Herbeischaffung der Baumaterialien durch den Bauherrn zu erfolgen hatte. Beim Bau waren die herzogliche Bauordnung und die genehmigten Baurisse einzuhalten. Jedem Bauinteressenten wurde eine Steuerfreiheit von 15 Jahren zugesichert. Um Landwirtschaft in kleinerem Umfang zu ermöglichen, stellte der Herzog den billigen Erwerb von Ackerland und die Nutzung von Wiesen in Aussicht.

Der zweite Aufruf verfehlte seine Wirkung nicht. Es meldeten sich insgesamt 20 Handwerker und ein Feldscher aus dem Land, die am 3. März 1710 nach Ludwigsburg gerufen wurden. Es waren dies je ein Bäcker aus Oberstenfeld, Oberriexingen und Vaihingen an der Enz, je ein Metzger aus Backnang, Ossweil, Strümpfelbach und Vaihingen an der Enz, je ein Schneider aus Murr, Kornwestheim und Uhlbach, ein Strumpfwirker aus Vaihingen an der Enz, ein Feldscher aus Möglingen, ein Sattler aus Vaihingen an der Enz, ein Hufschmied aus Kornwestheim und zwei aus Winnenden, ein Kupferschmied aus Winnenden, ein Schlosser aus Großsachsenheim, ein Wagner aus Ossweil und je ein Ziegler aus Zuffenhausen und aus Strümpfelbach.<sup>4</sup> Dies zeigt, dass vor allem Handwerker aus der näheren Umgebung an eine Ansiedlung in Ludwigsburg dachten. So finden sich in der Aufzählung die Nachbarorte Ossweil, Möglingen, Kornwestheim und Zuffenhausen wieder. Auch nicht allzu weit entfernt lagen die Amtsstädte Vaihingen, Großsachsenheim, Winnenden und Backnang sowie die Orte Oberstenfeld, Oberriexingen, Murr, Uhlbach und Strümpfelbach im Remstal. Alle Orte lagen im Unterland, also unterhalb der Neuen Weinsteige. Von den Fildern, aus dem Oberen Gäu, aus dem Albvorland, von der Schwäbischen Alb oder aus dem Schwarzwald hatte sich niemand gemeldet.

Von den genannten 21 Personen haben jedoch nur zwei tatsächlich in Ludwigsburg gebaut. Es waren dies der Bäcker Heinrich Pausback und der Strumpfwirker David Beck, die 1710 und 1718/19 ein Haus in Ludwigsburg erbauten. Strumpfwirker Beck und seine Frau starben allerdings, kaum dass sie ihr neues Heim bezogen hatten. Reinhard Schweikert, der Schwiegersohn von Strumpfwirker Beck, wird in der Literatur als »allererster Ludwigsburger« bezeichnet, da er bereits 1705 als ausgedienter Gardesoldat und Fahnen­sattler auf die Schlossbaustelle kam, wo er als Bauknecht die Tagelöhner und Arbeiter beaufsichtigte. Als erster Adelige errichtete 1710 der General von Sternenfels in der Mömpelgardstraße ein Palais.<sup>5</sup>

Da das Interesse an einer Ansiedlung in Ludwigsburg schnell wieder verebbte und lediglich der Wirt Johann Valentin Arnspurger durch den Kauf des Gasthauses zum Waldhorn und der Krämer Melchior Witschgen und der Hofschlosser Johann Michael Lauffer durch den Bau je eines Hauses zu Bürgern von Ludwigsburg wurden<sup>6</sup>, sah sich Herzog Eberhard Ludwig veranlasst, im Dezember 1712 ein erneutes Generalreskript an die Vögte und Amtleute zu erlassen: »Wann Wir nun, in dem Absehen, besagt Unser Lusthauß in bessern Auffnahm zu bringen, Uns Gnädigst resolvirt haben, solch offerirte Privilegien und Conditionen ferners dahin theils zu declariren, theils zu extendiren und zu vermehren, daß gleichwie Wir Uns auf solchem Lusthauß mit Unserer Hofstaat öftters aufzuhalten und allerhand Commerciën, Manufacturen und

Künsten neben andern Handwerckern allda zu stabiliren gemeynet seynd.« Die Vergünstigungen an die Bauinteressenten, sie seien »frembd oder einheimisch«, wurden dahingehend abgeändert, dass die Steuerfreiheit statt 15 nun 20 Jahre gelten sollte. Allerdings enthielt Punkt III eine wesentliche Einschränkung gegenüber den beiden ersten Generalreskripten: »Dargegen aber ein jeder, so daselbst recipirt zu werden begehrt, obligirt seyn solle, wenigstens tausend Reichsthaler zu seinem Vermögen mitzubringen.«<sup>7</sup>

Der Herzog war also nicht mehr an allen Bauwilligen gleichermaßen interessiert, sondern vor allem an wohlhabenden Hofleuten, Handwerkern, an Kaufleuten und an Künstlern, wie auch aus der Vorrede des Generalreskripts unmissverständlich deutlich wird. Die neue Ansiedlung mit einem glanzvollen Schloss sollte nicht durch arme Schlucker bevölkert werden, sondern durch Leute, die den Hof mit den notwendigen Gütern versorgen konnten. Darauf zielte die Voraussetzung eines Vermögens von 1000 Reichstalem ab, was 1500 Gulden in der damaligen württembergischen Landeswährung entsprach. Eine Durchsicht der 1720 in Metzingen inventarisierten Vermögen bei Teilungsfällen zeigt, dass ein Vermögen in dieser Höhe nur von den Honoratioren eines Ortes erreicht wurde. Der normale Bauer, Weingärtner oder Handwerker hatte solche Summen nicht zur Verfügung.<sup>8</sup>

Die Bauinteressenten, die sich meldeten, wurden von nun an einer strengen Prüfung unterzogen. Der Vogt des Heimatortes hatte über die Vermögensverhältnisse des Bewerbers und dessen Prädikat ausführlichen Bericht zu erstatten. Im Fall unbefriedigender Auskünfte wurde der Interessent vom Bauverwalter abgewiesen. Es sollte »keine Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung eingeladen werden wegen des anscheinenden Mangels an liegenden Güthern«.<sup>9</sup>

Dementsprechend war es für Herzog Eberhard Ludwig auch keine Option, die um 1700 ins Land gekommenen Waldenser in Ludwigsburg anzusiedeln. Andere deutsche Landesfürsten hatten die Hugenotten in ihren Residenzstädten angesiedelt und damit den Städten erheblichen Auftrieb gegeben. Dies gilt sowohl für den brandenburgischen Kurfürsten in Potsdam, den hessischen Landgrafen in Kassel wie auch für den Bayreuther Markgrafen in Erlangen. Die Waldenser waren zum einen als ehemalige Bergbauern der Landwirtschaft verhaftet und hatten zum anderen kein Vermögen. So kamen sie für eine Ansiedlung in Ludwigsburg nicht in Frage.<sup>10</sup>

Aufgrund der von Herzog Eberhard Ludwig aufgestellten Voraussetzungen für eine Ansiedlung in Ludwigsburg nahm die Einwohnerzahl in den folgenden Jahren nur langsam zu. Eine geregelte Stadtplanung setzte unter Donato Giuseppe Frisoni ein. Dieser hatte 1715 mit der Leitung des Schlossbaus auch die Aufsicht über den Bau der Stadt übernommen. Bis 1718 wurde lediglich an der Schlossstraße und am Kaffeberg gebaut. Erst unter Frisoni erfolgte die Anlage des Holzmarkts und des Marktplatzes mit der Stadtkirche.<sup>11</sup>

Im Februar 1715 erließ der Herzog einen vierten Aufruf, in denen die »Privilegien, Freyheiten und Benefizien vor diejenige, welche sich zu Ludwigsburg häufiglich niederlassen und stabiliren wollen«, noch einmal zusammengefasst wurden.<sup>12</sup> Herzog Eberhard Ludwig kündigte darin an, dass er beabsichtige, künftig in Ludwigsburg zu residieren »und zu dem Ende Gnädigst gesinnet seyn, ein Etablissement von allerley Manufacturen, ehrlichen Gewerben und Handthierungen, zumahlen da sothaner Orth, weil der Neccar navigabel gemacht wird, zu denen Commerciën gar bequem und gelegen ist, aufzurichten, und diejenige, so sich zu besagtem Ludwigsburg anbauen und wohnhafft niederlassen werden, mit besondern Privilegiis, Freyheiten und Beneficiis zu begnadigen«.



*Gegenüber dem Schloss liegt die Untere Stadt mit den Häusern der Bauleute und Handwerker. Lithographie aus der Zeit um 1860 (Ausschnitt).*

Insbesondere die Ankündigung des Herzogs, künftig in Ludwigsburg zu residieren, erhöhte die Attraktivität des Ortes. Hintergrund war dabei der Gegensatz zwischen Herzog Eberhard Ludwig, seiner Mätresse Wilhelmine von Grävenitz, deren Anhängern auf der einen Seite und den württembergischen Ständen und der Landbevölkerung auf der anderen Seite. Die Verlegung der Residenz an einen anderen Ort brachte den Mitgliedern der Grävenitzpartei, die bislang im Land keine Liegenschaften hatten, erhebliche Vorteile. All jenen aber, die in der bisherigen Residenzstadt Stuttgart schon ansässig waren, verursachte ein Umzug nach Ludwigsburg einen bedeutenden Kostenaufwand. Die Aussage des Herzogs, dass Ludwigsburg aufgrund der beabsichtigten Schiffbarmachung des Neckars ein günstiger Handelsplatz sei, entsprach mehr dem Wunschdenken als der Realität. Tatsächlich lag Ludwigsburg damals nicht verkehrsgünstig, da die Handelswege von Pforzheim über Stuttgart nach Ulm liefen und damit an Ludwigsburg vorbeingingen. Der Ort war also für Händler und marktorientierte Gewerbetreibende wenig attraktiv.<sup>13</sup>

Als »Avantages« versprach der Herzog im vierten Aufruf den neuen Bürgern eine eigene Gerichtsbarkeit, wobei alles so eingerichtet werden sollte, »daß ein jeder einer prompten und unpartheyischen Administration der Justiz ganz gewiß zu gewarten habe«. Des Weiteren sicherte Eberhard Ludwig den Einwohnern Religionsfreiheit zu: »Solle daselbst Niemanden, der Religion wegen, einige Hinderung gemacht, sondern jedermann, wer sich zu einer von denen im Heil. Röm. Reich recipirten Religionen bekennet, ohne Unterscheid derselben, aufgenommen und tolerirt, auch zu deren

Exercitio eine bequeme Gelegenheit angewiesen werden.« Dies war vor allem für Katholiken von großer Bedeutung, da das Herzogtum Württemberg damals ein rein evangelisches Land war. Die Ansiedlung von Sekten hingegen war durch den Passus ausgeschlossen. Es folgen dann die schon bekannten Privilegien des kostenlosen Bauplatzes und Baumaterials sowie der zwanzigjährigen Steuerfreiheit, wobei diese nun auch vererbbar war. Mobilien und Waren, die die neuen Einwohner mitbrachten, sollten vom Zoll befreit sein.

Den Einwohnern wurde freigestellt, »zu Ludwigsburg ihre ehrliche Nahrung, Handel und Wandel, so gut als sie können und wollen, zu suchen, ihre Negoces, Commerciens, Manufacturen, Handwercker und Handthierungen, ohngehindert zu treiben, Wein, Bier und Brandtenwein zu schencken, und durchgehends mit allen erlaubten Sachen« zu handeln. Zur Belebung des Handels sagte Herzog Eberhard Ludwig nicht nur die Abhaltung von zwei Jahrmärkten zu, »sondern auch die Gnädigste Veranstaltungen dahin machen wollen, daß da Dero Hoffstaat bekindtlich nombreus, und die Consumption groß ist, mit der Zeit alles an Tüchern, seidenen Zeugen, Stoffen, Eß- und anderen Waaren, wann solche nur zu Ludwigsburg zu bekommen seyn werden, preferablement vor andern Orthen, daselbst eingekauft werden solle«. Dieser Passus sollte vor allem Kaufleute, Wirte und Handwerker nach Ludwigsburg locken. Auch dem Personal des Hofes wurde durch das Versprechen besserer Aufstiegschancen eine Ansiedlung in Ludwigsburg schmackhaft gemacht: Es solle »hier-nächst, bey Besetzung deren Charges bey Hoff und sonst, auf diejenige, welche zu Ludwigsburg etablirt seyn, wann sie nur zureichende Capacität darzu haben, vor anderen reflectirt« werden.

Der letzte Punkt des Aufrufs regelte die Antragstellung. Der Interessent hatte sich mittels einer Eingabe direkt beim Herzog zu melden, worauf dieser eine Resolution an die Ludwigsburger Baudeputation erließ. Sollte ein Bewerber über die allgemeinen Privilegien und Freiheiten hinaus »noch etwas weiters zu seinem bessern Etablisement desideriren«, wollte der Herzog ihm dies zugestehen, »so viel vorkommenden Umständen nach es immer thunlich und billig seyn wird«.

Dass jene, die sich in Ludwigsburg niederließen und in den Genuss der Privilegien kamen, bei den Einwohnern der Umgebung nicht unbedingt gut angesehen waren, kann man sich vorstellen. Verstärkt wurde dies noch durch den Gegensatz zwischen der Grävenitzpartei und den Landständen sowie der Landbevölkerung. Bald schon sprach der Volksmund von »Lumpenburg« anstatt von Ludwigsburg. Dementsprechend enthielt der Aufruf abschließend noch die Aufforderung, dass den neu zuziehenden Personen und Familien im ganzen Land »durchgehends von jedermänniglich alle Hülff, Freundschaft, Liebs und Guts erwiesen werde«.

Aufgrund dieses Aufrufs kam eine Reihe neuer Einwohner nach Ludwigsburg, doch die entscheidenden Weichenstellungen für ein Aufblühen des Ortes erreichte Herzog Eberhard Ludwig mit anderen Maßnahmen. Am 3. September 1718 wurde Ludwigsburg, das damals circa 600 Einwohner zählte, per Generalreskript zur Stadt, zur Amtsstadt des neu gebildeten Oberamts Ludwigsburg und zugleich zur dritten Residenzstadt des Herzogtums Württemberg erhoben. Anderthalb Jahre später, im Mai 1720, bestimmte der Herzog Ludwigsburg zur ständigen Residenz. Zugleich drang er darauf, dass sämtliche Regierungsbehörden ihren Sitz von Stuttgart nach Ludwigsburg verlegten. Diese Maßnahmen gaben dem Wachstum von Ludwigsburg erheblichen Auftrieb. Die Einwohnerzahl stieg von 686 im Jahr 1720 auf 1070 im Jahr 1723, 2607 im Jahr 1727, 4224 im Jahr 1730 und 5668 Einwohner im Jahr 1733 an.<sup>14</sup>



Ein gute Übersicht über die Einwohner von Ludwigsburg vermittelt das Seelenregister vom Mai 1723, das in der Zusammenstellung die Zahl aller Seelen der Stadt mit 1070 angibt.<sup>15</sup> Tatsächlich enthält das Seelenregister nur 996 Personen. Gleichwohl kann die Zahl 1070 Einwohner durchaus zutreffen, da die oberen Hofchargen, so der in Ludwigsburg wohnende Baron von Pöllnitz, im Seelenregister nicht erfasst worden sind. Die namentlich genannten 996 Personen bilden die Grundlage für die folgenden statistischen Angaben. Die Stadt bestand im Mai 1723 aus 222 Haushaltungen. Von den Einwohnern waren 82,2 Prozent evangelisch und 17,7 Prozent katholisch. Von den Evangelischen gehörten 3,6 Prozent der reformierten Kirche an, die anderen 96,4 Prozent waren lutherisch. Die Bevölkerung setzte sich zu 78,2 Prozent aus Familienangehörigen zusammen, 21,8 Prozent waren ledige Gesellen, Knechte und Mägde. Die Zahl der Kinder umfasste 35,7 Prozent der Bevölkerung. In der Stadt arbeiteten zahlreiche katholische Gesellen. Ihr Anteil an der Zahl der Gesellen betrug 38 Prozent. 25 Personen oder 2,5 Prozent der Gesamtbevölkerung waren Italiener.

Die Berufsstruktur zeigt, dass sich vor allem die in den Generalreskripten genannte Zielgruppe der Handwerker und Kaufleute in Ludwigsburg angesiedelt hatte. Abgesehen von den Maiern des Fuchshofs und des Schafhofs finden sich keine Bauern oder Weingärtner unter der Bevölkerung. Allerdings war der Wunsch des Herzogs nach vielen vermögenden Einwohnern nicht in Erfüllung gegangen. Die Geringverdiener, so die Tagelöhner, Gesellen, Knechte und Mägde machten 60,3 Prozent aller Berufstätigen aus.

Eine anhand der 222 Haushaltungen aufgestellte Berufsstatistik bringt das wenig überraschende Ergebnis, dass Ludwigsburg vom Bau des Schlosses und vom Hof dominiert wurde. 35,1 Prozent der Beschäftigten waren Handwerker, unter denen die Bauhandwerker mit mehr als 50 Prozent den Hauptanteil ausmachen. Daneben war das Nahrungsmittelgewerbe mit Bäckern, Metzgern und Wirten mit 19,2 Prozent gut vertreten. Auf die Bedürfnisse des Hofes zugeschnitten war das Handwerk des Perückenmachers Johann Vogel und der drei Barbieri. Der Anteil der Hofbediensteten lag bei 19,8 Prozent der Beschäftigten. Hierbei war vor allem das Hofgesinde mit Lakaien, Läufern und Heiducken und das Personal des Stalls mit dem Stallmeister, den Vorreitern und Reitknechten gut vertreten. Hinzu kam das Gartenpersonal mit Lustgärtner Johann Nikolaus Hemmerling und Küchengärtner Arnold Metzger. Die Verwaltung war mit 10,3 Prozent der Beschäftigten gleich stark vertreten wie die Tagelöhner. Zur Verwaltung gerechnet wurden unter anderem die Amtsschreiber, die Bauschreiber, die Pfarrer, der Präzeptor, die Schulmeister, der Organist, die beiden Bürgermeister, die Bettelvögte, der Stadtbote und der Stadtknecht. Die Gruppe der Kaufleute, Ärzte und Apotheker – bestehend aus den Kaufleuten Antonio Pironi und Giulio Lazaro, den Apothekern Gottlieb Jakob Bischoff und Peter Wilhelm Schöndorfer sowie dem Arzt Johann Philipp Gmelin – umfasste 2,2 Prozent der Beschäftigten. Die Künstler, darunter die Baumeister Donato Giuseppe Frisoni, Paolo und Leopoldo Retti, die Bildhauer Adam Kaspar Seefried und Paul Groppi, die Marmorier Giovanni Mattheo und Francesco Pedetti sowie der Maler Luca Antonio Colomba, machten vier Prozent der Beschäftigten aus. Berufstätige Frauen finden sich abgesehen von den Mägden nur wenige. Es sind in der Regel Witwen, die nach dem Tod des Ehemanns selbst für ihren Lebensunterhalt und den ihrer Kinder sorgen mussten und daher einen Beruf ausübten. Hierzu zählen die Obsthändlerin Sybilla Schmidt, eine Knopfmacherin und die Leichensagerin Barbara Freytag.



Soldaten gab es damals in Ludwigsburg nur sehr wenige. Die Leibgarde des Herzogs in Ludwigsburg bestand aus zwei Kompanien zu Fuß und einer zu Pferd. Da keine Kasernen vorhanden waren, legte Herzog Eberhard Ludwig die Truppen in den benachbarten Orten Ossweil, Eglosheim und Hoheneck den Bürgern ins Quartier. Erst unter Herzog Carl Alexander wurde das Jägerhaus zur Talkaserne ausgebaut, womit die Geschichte Ludwigsburgs als Garnisonsstadt beginnt.<sup>16</sup>



*Blick in die Baubhofstraße.*

Aufgrund der Ortsangaben vermittelt das Seelenregister vom Mai 1723 auch einen Überblick über die damalige Größe der Stadt. So begann die Aufnahme der Einwohner an der Schloßstraße, setzte sich dann über den Kaffeeberg und die Untere Marktstraße zum noch kaum bebauten Marktplatz und zur Lindenstraße fort, verlief

über den Holzmarkt wieder herunter zur Schlossstraße und ging über den Marstall zum Neuweiler, der heutigen Bauhofstraße, in der 51 Einwohner gezählt wurden. Dann folgten die Außenbezirke, so der Talbau, die Mömpelgardstraße, die Schorn-dorfer Straße und schließlich der Fuchshof und der Schafhof.

Über die Herkunft der ersten Ludwigsburger geben sowohl die Bürgerliste als auch das 1718 einsetzende Ehebuch der evangelischen Stadtkirche Auskunft.<sup>17</sup> Die Handwerker stammten zum größten Teil aus dem Herzogtum Württemberg, hauptsächlich aus dem Unterland, also den Orten der näheren und weiteren Umgebung. So stammte Waldhornwirt und Bürgermeister Johann Valentin Arnspurger ebenso wie Kronenwirt Gottfried Arnspurger aus Willsbach, der Bäcker Johann Peter Beuttenmüller aus Stuttgart, der Metzger Veit Eckhardt aus Brackenheim, der Seckler Johann Georg Rieger aus Asperg, der Seiler Jakob Herdtlen aus Schorndorf, der Sattler Johann Jakob Wern aus Ossweil, der Hofschmied Michael Ankelin aus Stuttgart, der Metzger Jakob Friedrich Kauffmann aus Bietigheim, der Strumpfwirker David Beck aus Vaihingen an der Enz, der Schmied Johann Georg Gösele aus Pflugfelden, der Glaser Johann Georg Renz aus Markgröningen, der Schneider Julius Friedrich Tritschler aus Neckarweihingen, der Schreiner Johann Nagel aus Schorndorf, der Steinhauer Salomon Pommer aus Beihingen und der Zimmermeister Johann Jakob Roth aus Kleinsachsenheim. Aus den südlich von Stuttgart gelegenen Landesteilen zogen nur wenige Einwohner nach Ludwigsburg, so der Zimmermann Johann Georg Figel aus Kemnat auf den Fildern und der Metzger Philipp Jakob Dürrenberger aus Sulz am Neckar. Ganz gering war die Zuwanderung an Handwerkern von außerhalb des Herzogtums Württemberg, zumal in jener Zeit in Südwestdeutschland neue Residenzstädte wie Pilze aus dem Boden schossen. Erinnert sei hier an das von Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach gegründete Karlsruhe, an das vom »Türkenlouis« Ludwig Wilhelm von Baden-Baden gegründete Rastatt und an Mannheim, die Residenz der Kurfürsten von der Pfalz. Von den Handwerkern stammte der Schreiner Caspar Paul aus Schlitz in Hessen.

Die Beamten gehörten den Honoratiorenfamilien im Herzogtum Württemberg an, wie die Pfarrer Christoph Andreas Schmidlin, Georg Ludwig Gmelin, Martin Ludwig Neuffer und Stadtschreiber Friedrich Isaak Andler belegen. Dasselbe gilt für den Arzt Johann Philipp Gmelin.<sup>18</sup>

Eine stärkere geographische Durchmischung ist bei den Hofbediensteten und insbesondere beim Hofgesinde erkennbar. Dies fällt bereits bei den Namen auf. So sahen 1723 Pierre Partasin und Matthäus Wuckwitz den Dienst als Leiblakaien des Herzogs. Als Heiducken waren damals Wenzel Dollischan, Matthäus Nackwitz und Christoph Saxseffsky tätig, die den Namen nach vermutlich aus Böhmen und Sachsen nach Ludwigsburg an den herzoglichen Hof kamen. Als Läufer stand Girolamo Fancelli im Dienst des Herzogs.<sup>19</sup> Im September 1718 verheiratete sich Kammermohr Wilhelm Samson mit der »von ihme schon zum zweyten Mal impraegnirten Maria Barbara Härter« aus Oeffingen.<sup>20</sup> Die niederen Hofbediensteten, so die Lakaien, Stallknechte und Heiducken, machten der Baudeputation erheblichen Ärger: »Sie bauten kleine Hütten allerorten und außerhalb der Stadt, ungefragt, nahmen die Plätze weg, wo es ihnen gefiel, »organisierten« das Baumaterial, trieben Wirtschaft mit Speis und Trank, Logierung, Waschen um Lohn und dergleichen. Hatten sie genug verdient, stiegen sie eine Stufe höher und bauten in der Stadt nach der Regularité.«<sup>21</sup>

Eine besondere Gruppe bilden die Italiener, die als Künstler und Kaufleute das Bild Ludwigsburgs in den Anfangsjahren prägten. Im Jahr 1723 wohnten in dem im



*Die Häuser von Paolo Butti und Antonio Pironi  
an der Ecke Marstallstraße/Schlossstraße.*

Jahr zuvor erworbenen Haus Schlossstraße 27 der Kaufmann Giulio Lazaro, seine Frau Margaretha und ihre gleichnamige Tochter. Im Geschäft unterstützten ihn Domenico Brathani und der Ladenjunge Antonio Bernardini.<sup>22</sup> 1725 eröffnete er in seinem Anwesen ein Kaffeehaus, nach dem der »Kaffeeberg« seinen Namen hat. Kaufmann Antonio Pironi errichtete zwischen 1715 und 1720 zusammen mit Paolo Butti die Häuser Schlossstraße 35 und Marstallstraße 9.<sup>23</sup> 1723 wohnte Pironi zusammen mit seiner Frau Catharina und Paolo Butti im Anwesen Schlossstraße 35.<sup>24</sup> Mit dem Bau seines Hauses hatte Pironi 1715 das Ludwigsburger Bürgerrecht erworben. Nach 32 Jahren gab er es 1747 auf und zog wieder nach Italien.<sup>25</sup>

Mit dem Bau des Schlosses kamen italienische Künstler nach Ludwigsburg. Da im Herzogtum Württemberg keine Künstler und Kunsthandwerker vorhanden waren, die die vorgesehenen Stuckaturen und Malereien im Schloss im Stil des Barock hätten ausführen können, reiste Architekt Johann Friedrich Nette im Herbst 1708 nach Prag, um dort entsprechende Künstler anzuwerben. Zu diesen gehörten neben anderen die Stuckatoren Donato Giuseppe Frisoni und Tommaso Soldati. Die italienischen Künstler trafen im Frühjahr 1709, wenige Monate vor Herzog Eberhard Ludwigs erstem Aufruf zur Ansiedlung, in Ludwigsburg ein. Anfang Mai 1709 kam es zu einem Akkord zwischen Nette, Frisoni und Soldati über die Stuckdekorationen im Alten Corps de logis des Schlosses. Bis 1712 führten Frisoni und Soldati zahlreiche Stuckaturen im Alten Corps de logis und im Ordensbau aus.

Während Soldati 1713 nach Frankfurt am Main weiterzog, blieb Frisoni in Ludwigsburg. 1712 hatte er seinen Neffen Riccardo Retti, ebenfalls ein Stuckator, nach Ludwigsburg geholt, der ihn von nun an bei den Stuckarbeiten unterstützte. Zwischen

1713 und 1715 führten die beiden die Stuckaturen im Riesenbau aus, wobei Frisoni zum Inspektor über die Stuckatoren berufen wurde. Nachdem Frisoni die Leitung des Schlossbaus übernommen hatte, trat Riccardo Retti als Stuckatorinspektor an seine Stelle. Wohl auf Empfehlung Frisonis kam 1710 der Maler Luca Antonio Colomba nach Ludwigsburg. Er führte die Deckenfresken in zahlreichen Räumen des Schlosses aus und wurde 1715 zum württembergischen Hofmaler ernannt.<sup>26</sup>

Im Jahr 1720 logierten sowohl Luca Antonio Colomba wie auch Riccardo Retti im Haus des Kaufmanns Antonio Pironi. Das Seelenregister verzeichnet: »Herr Columba, Hofmaler« und seine Ehefrau Anna Maria, zwei Lehrjungen und eine Magd sowie »Rieckhart Retty, Stuckidor«, seine Frau Barbara und ein Kind.<sup>27</sup> Drei Jahre später, im Mai 1723, ergibt sich ein anderes Bild. Riccardo Retti hatte seine Arbeiten beendet und war mit Familie abgereist. Hofmaler Luca Antonio Colomba und seine Frau wohnten hingegen noch immer im Haus von Antonio Pironi.<sup>28</sup>

Einen Schwerpunkt der italienischen Kolonie bildeten nun die Wohnhäuser von Donato Giuseppe Frisoni und Paolo Retti in der Schorndorfer Straße 25. Herzog Eberhard Ludwig hatte den Hausbau Frisonis durch Dekret vom 27. September 1720 genehmigt.<sup>29</sup> Frisoni war durch den Bau des Hauses zugleich Bürger von Ludwigsburg geworden. Das Seelenregister vom Mai 1723 verzeichnet als Bewohner unter Nr. 104: »Herr Donato Frysony«, seine Ehefrau und die Kinder Josepha und Paul. Im Haus wohnten außerdem der Lakai Martin mit Frau und Tochter sowie der Aufwartungsbube Johann Patistae. Unter Nr. 105 werden »Herr Paul Retty, Baumeister« und seine Ehefrau Anna Barbara genannt, dazu die Brüder des Mannes, Leopoldo und Livio Retti, wie auch die Schwestern der Ehefrau, Anna Maria und Francesca Carlone, und der Maurerlehrlinge Marcus Bolla. Weitere, zur Familie gehörende Italiener waren 1723 der im Uracher Amtshaus logierende Marmorierer Johann Mattheo mit seiner Frau Anna und dem Kind Francesco sowie der im »Marvelierhaus« zusammen mit vier Gesellen wohnende Marmorierer Francesco Pedetti.<sup>30</sup>

Auf Betreiben von Herzog Eberhard Ludwig war innerhalb von anderthalb Jahrzehnten neben dem nunmehrigen Residenzschloss die Stadt Ludwigsburg entstanden. Sie bildete eine wichtige Ergänzung zur Schlossanlage. Als Anreiz zur Niederlassung gewährte der Herzog den Einwohnern persönliche Freiheitsrechte und Subventionen zur Existenzgründung, verlangte jedoch gleichzeitig eine solide Vermögensgrundlage. Ludwigsburg war eine für das 18. Jahrhundert moderne Stadt, in der die Landwirtschaft weitgehend bedeutungslos war. Die Einwohner lebten vor allem vom Handwerk und vom Handel, wobei die Anwesenheit des Hofes eine wichtige Rolle spielte.

### Anmerkungen

1 Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg. Band 1: Von der Vorgeschichte bis zum Jahr 1816, Ludwigsburg 2000, S. 65-68.

2 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 39 und A 238. Abgedruckt bei Sting (wie Anm. 1) S. 348.

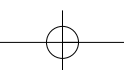
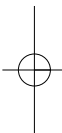
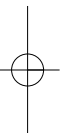
3 HStAS A 39 und A 238. Abgedruckt bei Sting (wie Anm. 1) S. 348 f.

4 Sting (wie Anm. 1) S. 103.

5 Ebd. S. 69 f. und 103.

- 6 Ebd. S. 70.
- 7 HStAS A 39 und A 238. Abgedruckt bei Sting (wie Anm. 1) S. 349 f.
- 8 Stadtarchiv Metzingen, Inventuren und Teilungen, Jahrgang 1720.
- 9 Sting (wie Anm. 1) S. 77.
- 10 Hermann Ehmer: Die Waldenser in Württemberg und Baden (1699-1823), in: Albert de Lange (Hrsg.): Dreihundert Jahre Waldenser in Deutschland 1699-1999. Herkunft und Geschichte, Karlsruhe 1998, S. 93-101.
- 11 Sting (wie Anm. 1) S. 72-77.
- 12 HStAS A 39 und A 238. Abgedruckt bei Sting (wie Anm. 1) S. 350-352.
- 13 Christina Müller: Peuplierung. Zu einem Aspekt absolutistischer Residenzgründungen, in: »Klar und lichvoll wie eine Regel«. Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Ausstellungskatalog, Karlsruhe 1990, S. 259-278, hier S. 264 f.
- 14 Sting (wie Anm. 1) S. 105-108 und 115 f.
- 15 Ev. Stadtpfarramt Ludwigsburg, Seelenregister 1723.
- 16 Sting (wie Anm. 1) S. 158 f.
- 17 Stadtarchiv Ludwigsburg, L 34, Bd. 9, Nr. 1-65; Ev. Stadtpfarramt Ludwigsburg, Ehebuch 1718-1721.
- 18 Sting (wie Anm. 1) S. 606-609; Walther Pfeilsticker: Neues Württembergisches Dienerbuch, 3 Bände, Stuttgart 1957-1975, § 2568.
- 19 Pfeilsticker (wie Anm. 18) §§ 266, 295, 300, 302, 303.
- 20 Ev. Stadtpfarramt Ludwigsburg, Ehebuch 1718; Pfeilsticker (wie Anm. 18) § 290.
- 21 Sting (wie Anm. 1) S. 117.
- 22 Ev. Stadtpfarramt Ludwigsburg, Seelenregister 1723, Nr. 45.
- 23 Sting (wie Anm. 1) S. 70-72.
- 24 Ev. Stadtpfarramt Ludwigsburg, Seelenregister 1723, Nr. 49.
- 25 Stadtarchiv Ludwigsburg, L 34, Bd. 9, Nr. 14.
- 26 Rolf Bidlingmaier: Italienische Künstler und Kunsthandwerker am Ludwigsburger Schloss. Herkunft, Verwandtschaftsbeziehungen, Werke, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004) S. 13-44.
- 27 Ev. Stadtpfarramt Ludwigsburg, Seelenregister 1720, Nr. 31.
- 28 Ev. Stadtpfarramt Ludwigsburg, Seelenregister 1723, Nr. 49.
- 29 Stadtarchiv Ludwigsburg, L 34, Bd. 9, Nr. 42.
- 30 Ev. Stadtpfarramt Ludwigsburg, Seelenregister 1723, Nr. 50, 85, 104 und 105.





## Einzüge – Auszüge – Umzüge\*

von Andrea Fix

Als ich das Thema wählte, schien es eher ein marginales zu sein. Da war der 20. Januar 2009 noch weit – da hatten noch nicht Millionen Menschen auf der ganzen Welt mit wachsender Begeisterung der Parade zur Amtseinführung Barack Obamas zugesehen. Ich wurde zu diesem Thema angeregt durch das für 2009 ausgerufene Ludwigsburger Jubeljahr. Es soll (unter vielem anderen) einen gigantischen Umzug bringen. Die Vorbereitungen werden fleißig und ambitioniert betrieben, und es wurden beachtliche Geldsummen bereitgestellt, um den Zug, wie es der Stadtverwaltung vorschwebt, möglichst lang, attraktiv und vor allem telegen zu gestalten.

Schon beim Schlossjubiläum 2004 wollte man anknüpfen an das große Jubiläum von 1954. Darüber gibt es im Stadtarchiv und im Städtischen Museum einschlägiges Material: Broschüren, Fotos, Zeitungartikel und sogar Original-Aquarelle von den Entwürfen für die Festwagen. Die ausgewählten Themen haben sich von 1954 bis 2004 kaum geändert, die Ambitionen auch nicht. Es scheint sich hier um interessante Konstanten zu handeln, und so kam ich auf den Gedanken, der »Festzugs-Tradition« in Ludwigsburg ein wenig genauer nachzugehen.

Einzüge, Auszüge, Umzüge: Sie begleiten die Highlights der Stadtgeschichte und manchmal haben sie selbst Geschichte geschrieben. Sie sind tief in der Erinnerung verhaftet und haben das kollektive Gedächtnis der Stadt mitgeprägt. Das Publikum verlangt nach öffentlicher Inszenierung (siehe Obama), nach Feiern, Festen und Prachtentfaltung, nach »Brot und Spielen«. Und was wäre geeigneter als ein Festzug? Er ist ein geradezu geniales Medium. Es ist – schon Jahrhunderte vor seiner Erfindung – wie im Kino: Man steht (wer Glück hat, kann sitzen) und die Bilder rollen an einem vorbei.

Als barocke Gründung mit überwiegend protestantischer Bevölkerung würde man dem Umzugswesen in Ludwigsburg auf den ersten Blick keine guten Chancen einräumen. Kein Anlass für religiöse Prozessionen, für historische Ritterumzüge oder gar einen römischen Triumphzug. Dass die Ludwigsburgerinnen und Ludwigsburger dennoch das ein oder andere Mal einen Triumphbogen zu Gesicht bekamen, das liegt an der unausrottbaren Vorliebe der Mächtigen, ihre Macht zu inszenieren, sich selbst Denkmäler zu setzen, auch wenn sie manchmal nur aus Pappe sind. Politische Macht kommt nicht ohne »spectaculum« aus, das lehren uns die allerorts etablierten Festzüge und u. a. eine von September 2008 bis Januar 2009 im Kulturhistorischen Museum Magdeburg gezeigte Ausstellung, die sich mit den »Ritualen der Macht« und damit auch mit Umzügen beschäftigt hat.<sup>1</sup>

Was Ludwigsburg an bildmächtiger und damit umzugs-wirksamer Historie mangelt, das macht es wett mit seinem für Festzüge geradezu prädestinierten Stadtgrundriss. Die rechtwinkligen Straßenzüge und geradlinigen Alleen sind ideal für Aufmärsche,

\* Um die Anmerkungen erweiterte Fassung des am 12. Februar 2009 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.



*Ehrenpforte am Schillerplatz zum Einzug des neu vermählten Kronprinzenpaares,  
des späteren Königs Wilhelm II. und seiner Frau Charlotte von Schaumburg-Lippe, 4. Mai 1886.*

Paraden und Umzüge. Die antike Prozessionsstraße von Eleusis nach Athen war immerhin 3,5 m breit, da kann Ludwigsburg als großzügig gebaute Planstadt des 18. Jahrhunderts leicht mithalten.

Der antike Triumphzug ist das Vorbild *par excellence*. Als feierlicher Einzug eines siegreichen Feldherrn hat er schon alle Kriterien aller späteren Umzüge in sich vereint. Nach genauen Hierarchien ist die Abfolge des Zuges geregelt, eine kluge Dramaturgie steigert Erwartung und Spannung. Es ist eine politische Machtdemonstration mit allen Raffinessen – aus der Staatskasse bezahlt.

Im Triumphzug werden Wagen mit reicher Kriegsbeute, werden Gefangene und Tiere mitgeführt. Auf hohen Tragegestellen bekommt die Menge die geplünderten Schätze offeriert. Anzeigetafeln und Gemälde erzählen von siegreichen Schlachten und eroberten Städten. Auch der Karnevalsumzug ist hier schon angelegt: Den Soldaten war es – nur zu dieser Gelegenheit – erlaubt, in Spottliedern die Schwächen ihres Feldherrn öffentlich vorzutragen, und dem Publikum war es erlaubt, seine eigene Meinung lauthals beizusteuern. Ein Triumphzug war ein Spektakel, das Hunderttausende nach Rom trieb.

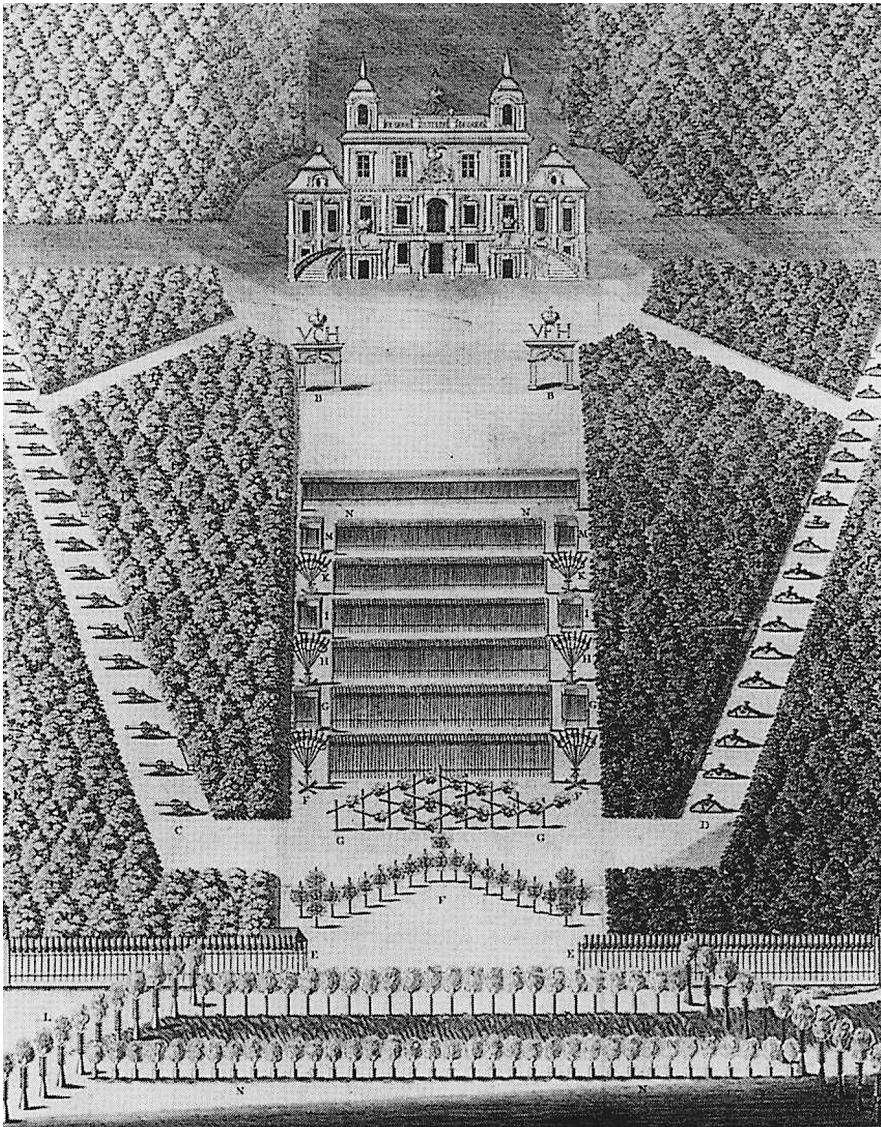
Die Begeisterung sowohl der Mitwirkenden als auch des Publikums ergibt sich aus einem gleichwertigen Geben und Nehmen: Die einen sind ohne die anderen nicht denkbar. Jeder Teilnehmer und jede Teilnehmerin ist ein kleiner Triumphator – wenn ihn die Außenstehenden dazu machen. Dieses gegenseitige Geben und Nehmen macht einen Umzug so unwiderstehlich.

Dass Ludwigsburg im 18. Jahrhundert wirklich fulminante Einzüge und Umzüge erlebte, das ist wohl nicht zufällig dem katholischen Herzog Carl Eugen zu verdanken, der die Stadt 1764 wieder offiziell zu seiner Residenz ernannte. Schon gleich zu Beginn seiner Regentschaft 1744 hatte der 16-jährige Herzog erklärt, im Alten Schloss in Stuttgart könne er unmöglich wohnen; nach Baron Pöllnitz hatte es das »Ansehen eines Gefängnisses«. Mit den Jahren wandelte sich die Meinung über Carl Eugens Hofhaltung grundlegend. Sprach seine Schwiegermutter 1748 noch von »einem höchst unerfreulichen und steifen Hof in Stuttgart«, lobte Baron Wimpfen 1763 Ludwigsburg mit dem Ausruf: »So ein Hof war damals nicht, wie der württembergische.« Es gab fast täglich »spektakeln ... und viele außerordentliche Feten«.<sup>2</sup>

Seine Prunksucht zeigte der junge Herzog im großen Stil erstmals 1748 bei seiner Heirat mit der Prinzessin Elisabeth Friederike von Brandenburg-Bayreuth und besonders bei der Heimführung der Braut in sein Herzogtum. Wie ein »solenner«, also ein feierlicher Einzug auszusehen hatte, dokumentiert ein aufwändig gestaltetes Buch, das alle Festivitäten anlässlich der Hochzeit in Text und großformatigen Kupferstichen festhält. Der Titel des Buches nimmt eine ganze Seite ein, handelt es sich doch um die »Ausführliche Beschreibung des zu Bayreuth im September 1748 vorgegangenen Hoch Fürstlichen Beylagers, und derer zu Anfang des Octobers darauf, ... so wohl zu Stuttgart als Ludwigsburg erfolgten Hoch Fürstlichen Heimführungs Festivitäten«.<sup>3</sup> Alles wird genauestens geschildert, auch die »Ankunft zu Ludwigsburg und die darauf all dort fürgedaurte Hof-Feyerlich- und Lustbarkeiten«.

Bevor der Herzog in einem spektakulären Einzug seine Braut der damaligen Residenzstadt Stuttgart vorführte, hielt er am 9. Oktober 1748 in Ludwigsburg eine »prachtvolle« Parade ab (leider nicht im Kupferstich festgehalten). Zudem kamen Ludwigsburg und seine Bewohnerinnen und Bewohner in den Genuss eines grandiosen Feuerwerks, das wirkungsvoll vor der Kulisse des Favorite-Schlusses abgefeuert wurde. Die ganze Gegend war »durch viele tausend Ampeln beleuchtet«. Das





*Feuerwerk vor Schloss Favorite anlässlich der Hochzeit Herzog Carl Eugens.  
Kupferstich, 1749.*

Feuerwerk begann mit 20 Kanonenschüssen (ein Ritual, dem wir noch häufig begegnen werden). Dann wurden u. a. 80 Lust-Kugeln, 12-, 9- und 6-pfündige Raketen, 300 andere Raketen, 24 Feuerräder, sechs »Pfauschwänze«, 2 100 Raketen, Feuerpfeile, »Cannen-Rohre«, »Bomben-Rohre«, 36 »Bienenkörbe« und zuletzt noch mal 1 200 Raketen abgefeuert.<sup>4</sup>



Am nächsten Morgen wurde dann »nach eingenommenem Frühstück ... die Abreyse von Ludwigsburg nach Stuttgart würcklich angetreten«. Auf gelbem Satinstoff gedruckt, ist der Einzug des Herzogspaares in Stuttgart festgehalten. Er begann mit 24 Kanonenschüssen und mit dem »Geläut aller Glocken« (ein weiteres unverzichtbares Ritual). Die Straßen waren dicht gesäumt mit den Bewohnern der Stadt, mit Fremden und Gästen. Der Spannungsbogen baute sich langsam auf. Voran ritt der fürstliche »Cammercourier«, es folgten 20 Postillions, sechs Postmeister, eine Eskadron des Kreis-Drögoner-Regiments, ein Hof-Fourier, die Pferde der adeligen Hofvasallen und der Herren Obervögte, prächtigst geschmückt, usw., usw. – bis auf dem Höhepunkt des Zuges die Kutsche mit dem Hochzeitspaar erschien.<sup>5</sup>

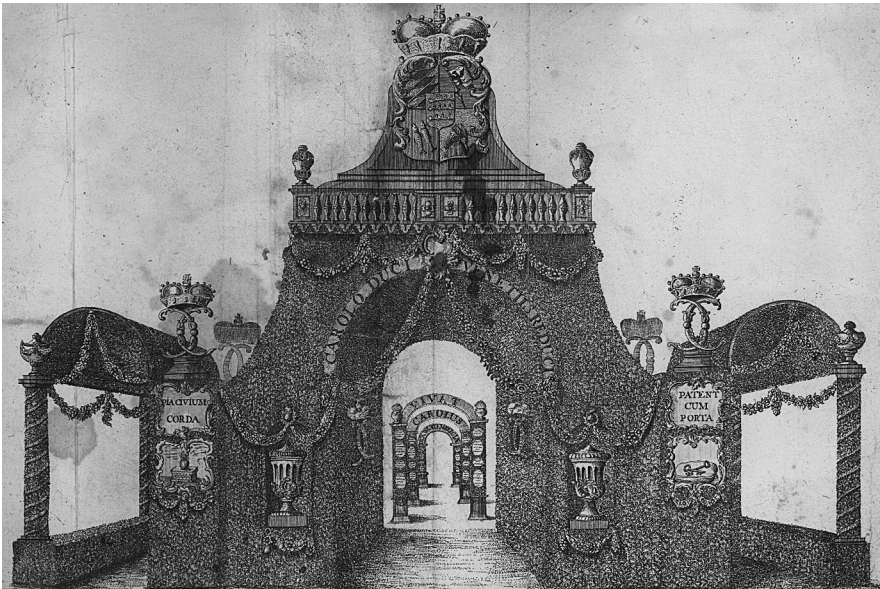
Der Zug zeigt die für das 18. Jahrhundert typische Rollenverteilung: Die Akteure sind die hohen Herren mit ihrer Entourage, die Macht und Reichtum öffentlichkeitswirksam inszenieren. Die Untertanen sind zum Jubeln da. Sie sind die unverzichtbare Öffentlichkeit, ohne die keine Repräsentation funktioniert. Die Macht bedarf dieser »repräsentativen Öffentlichkeit«.

Carl Eugen hat es im Laufe seiner Regierung geschafft, noch in den Genuss einer ganz speziellen Form des Einzuges zu kommen. Denn: Wenn man auszieht, dann kann man auch einziehen. Der Herzog hat das exzessiv vorgelebt. Seine ausgedehnten Reisen – vor allem der legendäre halbjährige (!) Venedig-Aufenthalt 1766/67 – führten zu fulminanten Einzügen bei seiner Rückkehr. Die gebeutelten Untertanen sehnten den Despoten zurück, auf dass er sein Vermögen wieder im eigenen Lande ausgabe. 1766 hatte es Carl Eugen auf die Spitze getrieben. Für ein halbes Jahr kehrte er seinem Herzogtum einfach den Rücken, und damit auch seiner Residenzstadt Ludwigsburg, die mit ihrem Handel und Gewerbe ganz auf den Herzog und seinen Hof angewiesen war. Der Herzog nahm sich einfach eine Auszeit, legte die Probleme des Regierens, legte Landstände, Kirche, Schulden, legte seine Ehefrau (die befand sich zu der Zeit schon längst wieder zu Hause in Bayreuth), legte alles ad acta und vergnügte sich in Venedig. Er gab ein Vermögen aus für Palazzi, für kostbare Möbel, Mätrissen, Roben, Maskenbälle, für Geschenke, Theater und Lustbarkeiten.

1767 aber musste Carl Eugen Venedig dann doch etwas überstürzt verlassen. Die Schulden waren ins schier Unermessliche gestiegen, für die Rückreise verpfändete er seinen Hausschmuck. Dieser prekären Situation ungeachtet, übertrafen sich seine Untertanen darin, ihrem verantwortungslosen Fürsten bei seiner Rückkehr einen »solennen« Empfang zu bereiten. Der Herzog wird zum Adressaten, die Untertanen sind nicht mehr nur Publikum, sie werden zu Akteuren. Im Mittelpunkt aber steht die Apotheose des Fürsten – bezahlt von der Ludwigsburger Bürgerschaft!

Die Festlichkeiten geraten so grandios, dass beim Ludwigsburger Hofdrucker Cotta eine Broschüre samt Kupferstich gedruckt wird.<sup>6</sup> Die Ausführungen sind sehr aufschlussreich und als Quelle für die Stadtgeschichte von großem Wert. Zum Teil sind sie aber auch so ungewollt komisch, dass ich einige Passagen daraus etwas ausführlicher zitieren möchte.

»Angeflammt von der reinsten Treue und Freude, versammelten sich Ludwigsburgs Burgere und beschloßen, ihren theuresten Regenten mit feyerlichen Zeichen zu empfangen.«<sup>7</sup> Einmütig beschlossen sie sogleich, nicht nur eine große Ehrenpforte auf eigene Kosten zu errichten, sondern auch ein »unterthänigstes Glückwünschungs-Gedicht verfertigen und drucken zu lassen«.<sup>8</sup> »Der Stadt-Magistrat zu Ludwigsburg, deme solche freywillige Triebe der Bürgerschaft nicht anders als angenehm seyn



*Triumphbogen für den Empfang Herzog Carl Eugens nach seiner Rückkehr aus Venedig, entworfen von Gottlieb Friedrich Riedel. Kupferstich, 1767.*

konnten, ermangelte nicht, solchen Eifer noch mehr anzufeuern.« Es wurden also auf Befehl des Magistrats noch drei weitere Ehrenbögen errichtet. Auch wird der Vorschlag einer Illumination »von allen Häusern der Stadt mit Freuden ergriffen und ins Werk gesetzt, daß also die Nacht, wie der Tag, auch ihren Antheil an dem erfreulichen Einzug Seiner Herzoglichen Durchlaucht bekam«. <sup>9</sup>

Die Ehrenpforte war der ganze Stolz der Bürger. Gottlieb Friedrich Riedel von der Porzellanmanufaktur hatte sie entworfen, was für den hohen künstlerischen Anspruch der Bürger spricht. Wenn auch nur für einen Tag (und eine Nacht!) errichtet, war sie der krönende Mittelpunkt des Einzuges. Sie stand mitten auf der Stuttgarter Straße am Stern, hatte »schöne Auszierungen, Mahlereyen und Sinnbilder« und fiel »prächtig in die Augen«. Auf beiden Seiten »des großen Portals sahe man große, in einer Nische stehende Vasen, welche von oben herunter mit lebendigen Blumen-Guirlanden häufig behangen waren. Das übrige des Gebäudes aber ware gänzlich mit grünen Tann-Zweigen umflochten.« <sup>10</sup> Akribisch beschrieben werden die »goldene, große Schrift und Zierrathen«, die »gülden Emblemata« und »das Herzogliche Wappen mit seinen gehörigen Farben und reicher Vergoldung«. <sup>11</sup>

Den Bogen überspannte der Satz: »Carolo Duci Venetiis Reduci«. Das war kurz und bündig, und gereimt hat es sich auch! Auf der anderen Seite der Ehrenpforte konnte man folgenden dreizeiligen Spruch lesen:

Vivat! Es lebe CARL, und sey den Bürgern gut!  
Die Treue lebt in ihrem Blut,  
Unsterblich, wie der Ruhm von seinem Fürsten-Hut. <sup>12</sup>

Die bildhafte Sprache des 18. Jahrhunderts scheint unübertrefflich. Auch die drei Bögen des Magistrats waren von bemerkenswerter Unterwürfigkeit. Sinnbilder und Devisen wechseln sich ab. Die oberen stellen eine Fürsten-Tugend dar, die unteren »die Pflicht getreuer Unterthanen«. <sup>13</sup> Das sieht dann folgendermaßen aus: Für die Gerechtigkeit des Fürsten gibt es den Gehorsam der Untertanen, für seine Freundlichkeit: Eintracht; für Weisheit: Liebe; für den Verstand: die Hoffnung; für Großmut: Redlichkeit; für Freigebigkeit: Dankbarkeit, usw.

Nachdem alle Vorbereitungen zum Einzug getroffen waren, organisierte man den letzten Programmpunkt: »Zu dem devotesten Empfang Seiner Herzoglichen Durchlaucht wurden noch besonders 24 Canonen auf der Anhöhe vor Ludwigsburg ausser dem so genannten grossen Sallon aufgepflanzt, und so dann der glückliche Tag mit äusserster Begierde erwartet«, an dem der »huldreichst zugesagte Einzug« stattfinden sollte. <sup>14</sup>

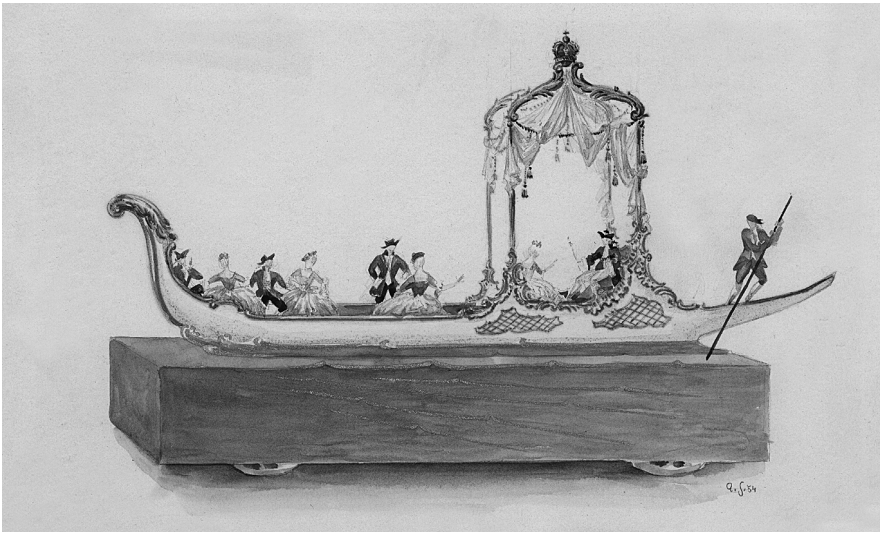
Festgesetzt war er auf den 11. Juli 1767. Schon Tage vorher waren »Fremde aus aller Orten zu Tausenden« <sup>15</sup> gekommen und alle Einwohner waren auf den Beinen. Carl Eugen brach um 4 Uhr nachmittags von der Solitude auf, stieg beim Lerchenholz in einen achtspännigen »offenen prächtigen Staats-Wagen« <sup>16</sup> um und fuhr durch das Stuttgarter Tor in die Stadt ein. Dort wird er vom Oberamtmann Kerner, dem Vater Justinus Kerners, vom Magistrat und der Geistlichkeit begrüßt. Es folgen Reden von allen Seiten und Kerner überbringt von »der ganzen Burgerschaft Millionen unterthänigste Glücks-Wünsche«. <sup>17</sup> Serenissimus antwortet, wie man es von ihm erwartet und endet mit dem viel versprechenden Satz: »Ich versichere Euch Meiner Herzoglichen Huld und Gnade und werde den gnädigsten Bedacht nehmen, der Stadt Ludwigsburg werthtätige Proben davon zu erkennen zu geben.« <sup>18</sup>

Alles läuft wie geplant, »ohngeachtet des eingefallenen Regens«. <sup>19</sup> »Von dem Thor an stunde die Burgerschaft, und vor ihnen die samtlige Jugend beederley Geschlechts ... in doppelten Reihen, und die ganze Straße war mit einer unzähligen Menge Volks, auch von benachbarten Städten und Dörfern angefüllt, deren beständiges Vivat- und Freuden-Geschrey mehr als deutlich anzeigte, welche Freude durch alle Herzen des gesamten Volkes herrsche.« <sup>20</sup> Unter den Zuschauern befand sich übrigens auch ein achtjähriger Junge, der Carl Eugen damals zum ersten Mal zu Gesicht bekam: Friedrich Schiller.

Bei der großen Ehrenpforte hielt der Zug. Hier erwarteten die Honoratioren der Stadt den Herzog. Auf der Galerie ertönten die Pauken und Trompeten, Kinder streuten Blumen. Ein Mädchen »genoße der höchsten Ehre, Seiner Herzoglichen Durchlaucht das unterthänigste Glückwünschungs-Gedicht auf einer silbernen Platte zu überreichen«. <sup>21</sup> Aber es war nicht irgendein Mädchen, es war »Louisa Friederica Mörickuin«, die spätere Tante Eduard Mörikes.

Endlich beim Schloss angekommen, wird Carl Eugen von der Garde, der Dienerschaft und dem ganzen Hof empfangen. Und erst jetzt werden, als krönender Abschluss des Einzuges, die 24 Kanonenschüsse am Salon abgefeuert.

Ich lasse die Beschreibung des Festmahls aus und konzentriere mich auf die nun anstehende Illumination, zu der jetzt »alle Anstalten vorgekehret werden«. So sah man alle Häuser »im schönsten Feuer da stehen, und die meiste Fenster und Gemälden und Devisen von verschiedenen wohl ausgesonnenen Erfindungen gezieret«. Die ganze Illumination »gewann endlich ein so prächtiges und großes Ansehen, daß es nicht nur Jedermanns Erwartung weit übertraf«, sondern auch die anwesenden Fremden gestehen mussten, dass diese Illumination »prächtiger und größer



*Entwurf des Wagens zum Thema »Carl Eugens Rückkehr aus Venedig«  
beim Festzug 1954. Aquarell von Alfred Gabel.*

seye, als alle, die sie noch in fremden Landen und den ansehnlichsten Städten jemahls gesehen hätten«. <sup>22</sup> Was will man mehr!

Der Herzog setzt sich aufs Neue in seinen achtspännigen Wagen, begleitet vom Baron Üxküll und gefolgt vom ganzen Hof und den ausländischen Gästen. Eine lange Reihe von Kutschen fuhr langsam durch »die vornehmsten Straßen der Stadt« und der Herzog hat »alle Anstalten der Stadt und der Geringen sowohl als der Vornehmsten mit gnädigster Zufriedenheit bemerken wollen«. <sup>23</sup>

Die Broschüre beschreibt nun ausführlich alle illuminierten Häuser, teilt in Stadtviertel ein und nummeriert die Häuser von I (»Herzogliche Garde-Caserne«, spätere Kanzleikaserne in der Wilhelmstraße) bis zur Nr. CCXXVII (Zimmermann Meyer in der Stuttgarter Straße, oben am Stuttgarter Tor). Die Besitzer und teilweise auch die Bewohner der Häuser werden genannt, so dass die Broschüre mit Hilfe weiterer Recherchen zu einer Art Einwohner- und Adressbuch werden konnte und damit zu einer wichtigen Quelle zur Geschichte der Bürgerstadt Ludwigsburg im 18. Jahrhundert. Beschrieben werden die Dekorationen und Malereien, die Zahl der Lichter und Lampen, die Sinnsprüche und Emblemata. Es sind zum Teil köstliche kleine Gedichte, wert der Nachwelt überliefert zu sein. Am Rathaus konnte man z. B. lesen:

Er ist von uns hinweg gegangen.  
Wer stillt uns nun das Verlangen?  
Bey dem frohen Wiederkehren  
Läßt man Freuden-Lieder hören. <sup>24</sup>

Oder, sehr optimistisch: »Schutz und Nahrung finden wir, denn wir halten uns zu Dir«. <sup>25</sup> Bei Galanterie-Händler Faber in der Marstallstraße hieß es: »CARL bleibe



bey uns lange Zeit, so macht er uns die größte Freud«. <sup>26</sup> Und Holz-Inspektor Bommer dichtete: »CARL zieht zu Ludwigs Mauern ein: Wie glücklich muß die Burg und ihre Bürger seyn«. <sup>27</sup>

Im heutigen Ratskeller wohnte Madame Toscani, einstige Favoritin des Herzogs. Sie hatte ihr »Logis auf eine ganz besonders prächtig in die Augen fallende Weise erleuchten lassen«. Vor dem Haus war »ein Garten mit Orangerie und anderen Bäumen, in deßen Mitte ein Parterre mit Füllungen, in welchem der hohe Name Seiner Herzoglichen Durchlaucht nebst dem Wort Vivat! von brennenden Lampen« beleuchtet wurde. Das Portal und übrige Teile der äußeren Fassade waren »mit einer sehr großen Menge von Lampen und Wachslöchtern besetzt«. <sup>28</sup>

Auch Mademoiselle Bonafini, die neueste Mätresse, in der Marstallstraße 9 untergekommen, hatte das Haus »mit Festonen und Guirlanden auf das niedrigste ausgezieret«. <sup>29</sup> Die Beschreibung der Dekoration von Bibliothek und Académie des Arts im ehemaligen Gesandtenbau an der Stuttgarter Straße nimmt allein zwei Seiten der Broschüre ein. Sie scheint ein Gesamtkunstwerk für sich gewesen zu sein. Auch hier brannten »etlich 1000 Lichter und Lampen«. <sup>30</sup>

Alle öffentlichen Gebäude, die Kirchen, Kasernen und die meisten Bürgerhäuser waren illuminiert. Auch wenn die Anzahl der Lichter wohl mit etwas Vorsicht zu behandeln ist, muss es ein wirklich eindrucksvoller Anblick gewesen sein – eine ganze Stadt erstrahlt in einem Lichtermeer abertausender von Kerzen, und mitten drin fährt der Herzog in seinem achtspännigen Wagen.

Dieses Bild nun bringt mich endlich weg von der atemberaubenden Schilderung dieses denkwürdigen Einzuges 1767 und leitet über zu einem anderen Einzug Carl Eugens in Ludwigsburg. Wieder in einer Nacht, 26 Jahre später waren »Wachskerzen und brennende Pechkränze« vom Stuttgarter Tor bis zur Schlosskirche aufgestellt. »Durch diese ging der Zug mit der Leiche des Herzogs, von acht schwarzbehängten Schimmeln gezogen, gefolgt von Wagen, Trabanten und Reitern, aber nicht langsam und feierlich, sondern unbegreiflicherweise rasch, dem Dunkel zu, in dem aller Erdenglanz auf immer erlischt. Der zum Himmel aufwirbelnde Rauch der Wachsfackeln und Pechkränze bildete, wie mir noch wohl im Gedächtnis steht, hoch über den Alleen, dem Schlosse und den Häusern der Stadt, in dem erhellten Nachthimmel die sonderbarsten Gestalten, gleichsam einem gespenstischen Zug, mit dem mir der Geist des Herzogs über seiner Leiche zu schweben schien.« So beschreibt Justinus Kerner in seinem »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit« den Leichenzug Herzog Carl Eugens, wie er am 31. Oktober 1793, »morgens zwischen 1 und 2 Uhr« durch Ludwigsburg zog. Dass auch Friedrich Schiller Zeuge dieses Ereignisses wurde, dass das Zusammentreffen dieser beiden Kontrahenten auf diese makabere und doch so symbolhafte Weise zustande kam, das gibt diesem Einzug, der ja eigentlich ein Auszug war, noch ein besonderes Gewicht. <sup>31</sup>

Die Geschichte der Ludwigsburger Auszüge und Einzüge ist trotz hoher monarchischer Präsenz von der Garnisonstadt Ludwigsburg geprägt. Manöver, Aufmärsche, Paraden, Fahnenweihen und Truppenvereidigungen sah die Einwohnerschaft zur Genüge. Die breiten Straßen, die Alleen und das Schloss boten eine angemessene Kulisse. Österreichische, französische und württembergische Truppen zogen durch die Stadt. Und von Ludwigsburg aus zog an einem nasskalten Februartag 1787 das erste Bataillon (ca. 400 Mann) des unglücklichen »Kap-Regiments« in Richtung Afrika. Carl Eugen hatte rund 2000 Männer, schlecht ausgebildet und schlecht ausgerüstet, als Söldner an die Holländisch-Ostindische Handelskompanie verkauft. Vor dem Auszug die





*Stuttgarter Straße um 1910.*

üblichen Rituale: Gottesdienst, für Gottes Segen, Reden, für Mut und Zuversicht, Fahnenweihe und Fahneneid für die Treue zum Heer, Lieder fürs Herz. Die Ludwigsburger Bevölkerung nahm – wie die Quellen berichten – lebhaften Anteil am Auszug des Bataillons.

Einige Wochen vorher hatte Schubart, auf dem Hohenasperg gefangen gehalten, seine »zwey Kaplieder« gedichtet, vertont und drucken lassen.

Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark!  
 Der Abschiedstag ist da.  
 Schwer liegt er auf der Seele, schwer!  
 Wir sollen über Land und Meer  
 Ins heiße Afrika.

Schubart selbst schreibt dazu in einem Brief: »Künftigen Montag geht das aufs Vorgebirg der guten Hoffnung bestimmte württembergische Regiment ab. Der Abzug wird einem Leichenconducte gleichen, denn Eltern, Ehemänner, Liebhaber, Geschwister, Freunde verlieren ihre Söhne, Weiber, Liebchen, Brüder, Freunde – wahrscheinlich auf immer. Ich hab ein paar Klaglieder auf diese Gelegenheit verfertigt, um Trost und Muth in manches zagende Herz auszugießen.« Schubart sollte Recht behalten: Nur rund 100 Soldaten kamen zurück, und »schon in Hagenau sind viele Soldaten fast barfuß geloffen«.<sup>32</sup>

80 Jahre später gibt es den Augenzeugenbericht eines anderen militärischen Auszuges, der nicht ganz so unheilvoll enden wird. Die Jugendbuchautorin Tony

Schumacher, als Tochter des damaligen Gouverneurs von Ludwigsburg nicht unbedingt eine neutrale Zeitzeugin, liefert sehr anschauliche Berichte, die in ihrer Naivität und Überschwänglichkeit wohl den Zeitgeist einfangen. Sie hat Aus- und Einzüge von Truppen, hat Sieger und Verlierer, Verwundete und Kriegsgefangene gesehen. Immer war sie durch die einflussreiche Stellung ihres Vaters Fidel von Baur-Breitenfeld nahe am Geschehen, und durch die Wohnung im ehemaligen Gesandtenbau an der Stuttgarter Straße saß sie dabei stets »in der ersten Reihe«.

Als 17-jährige hat sie zum ersten Mal einen »ernsthaften« Truppen-Auszug miterlebt – und ihn nie mehr vergessen. 1866, im preußisch-österreichischen Krieg um Schleswig und Holstein war auch Württemberg als Bündnispartner Österreichs involviert. »Man hatte zu viele Jahre im Frieden gelebt«, schreibt Tony Schumacher in ihren Lebenserinnerungen, »um sich ganz klar zu machen, was das Wort Krieg eigentlich bedeute. Viele dachten auch ganz einfach, ein Krieg zwischen deutschen Brüdern ist so unnatürlich, daß er nicht lange dauern kann. Als aber eines Morgens ein Bataillon nach dem andern, ein Regiment nach dem andern an unserem Hause vorbeizog, dem Heilbronner Tore zu, als die Sache doch auch ganz anders aussah als wenn es sonst in die Manöver ging, als wir unsere bekannten Herren zu Pferde, in der gänzlich ungewohnten Felduniform sahen und hinterdrein die langen Fourage- und andere Wagen kamen, da ward es einem doch recht unbehaglich zumute.«<sup>33</sup>

Und später gesteht sie, sentimental, aber auch sehr anrührend: »Es war einer unter den jungen Offizieren, mit welchem ich mich besser unterhielt als mit anderen, ein junger, frischer Mensch voll Leben und Humor. Ich glaube, ich war nicht verliebt in ihn, aber ich hatte ihn gerne. Und als er an unserem Hause vorüberritt, da spürte ich, daß er mir lieber war wie die andern. Mit seinem ganzen guten, sympathischen Gesicht lachte er zu mir herauf. Und immer – dabei spielen die vielen Jahre, die seither vergingen, keine Rolle – wird es mir in Erinnerung bleiben, wie er sich, schon ziemlich weit entfernt, noch einmal auf dem Pferde umdrehte und mit der Hand an die Mütze griff.«<sup>34</sup> Dieser junge Mann kehrte nicht mehr aus dem Krieg zurück.

Ausführlich beschreibt Tony Schumacher auch die Auswirkungen des deutsch-französischen Krieges 1870/71 auf Ludwigsburg: »Manche Offiziersfrau, die noch gar nicht wagte, ihrer Angst Worte zu leihen, mochte in der Stille schon sorgend an dies und jenes denken, was wohl in den Militärkoffer von 1866 gepackt werden mußte, der verstaubt im hintersten Winkel der Bühne stand. Und schneller als man geglaubt, mußte er hervorgeholt werden, denn am 19. Juli erfolgte die offizielle Kriegserklärung. Schleunigst wurde auch jetzt wieder aufgebrochen; es war ein Fortgehen, wer weiß auf wie lange.«<sup>35</sup> »Und wieder verließen unsere Regimenter mit klingendem Spiel die Stadt, glänzend, grüßend, genau so wie im Jahre 1866. Und doch hatte jedermann das Gefühl: diesmal wird es nicht so gnädig verlaufen, diesmal wird's ernst!«<sup>36</sup>

Nachrichten über Niederlagen und Siege werden in der Stadt begierig aufgenommen. Dann, eines Tages, erblickte man plötzlich »herausgehängte Fahnen, und überall ertönte der Ruf: Großer Sieg bei Sedan! Kaiser Napoleon ist gefangen! ... Aus allen Häusern stürzten die Menschen, der Jubel und die freudige Überraschung war unsagbar, und die Schulkinder, die man wohlweislich sofort entlassen hatte, zogen singend und jubelnd durch die Straßen.«<sup>37</sup>

Die weitere Beschreibung lässt an die Zeiten Carl Eugens 100 Jahre zuvor denken: »Bald erfuhr man auch, daß bei den Kämpfen um Sedan keine Württemberger beteiligt gewesen waren. Als des Abends unsere Stadt in hellem Lichterglanze erstrahlte, zog jung und alt aus, so etwas hatte man noch nie gesehen. Alles lief in freudiger

Erregung in den Straßen herum, man wunderte sich nur, woher so plötzlich Hunderte von kleinen Lämpchen, welche die Häuser zierten, gekommen seien. Elektrizität gab's ja noch keine. Wer Leuchter und Lichter hatte, stellte diese hinter die Scheiben. Schnell angefertigte Bilder der Germania mit dem Schwerte in der Hand hingen über den Haustüren und die kleinsten Häuser und Lädchen schmückte irgend ein, oft nur aus einer Zeitung herausgeschnittenes Bild von Bismarck oder Moltke. Wer keine Leuchter und Lämpchen besaß, hatte Unschlitt in ausgehöhlte Kartoffeln gegossen, und die rührendsten, wie auch komischsten Inschriften wurden ausgehängt.«<sup>38</sup>

Der Einzug der siegreichen Truppen war auf den 29. Juni 1871 festgesetzt. »Für deren Empfang wurde in Stadt und Land, im Schloß und in dem kleinsten Hause gearbeitet. Wer Hände hatte, sich zu regen, der nähte schwarzweißrote oder schwarzrote Fahnen, der wand Kränze und Girlanden oder band kleine Sträußchen für die Knopflöcher der Heimkehrenden.«<sup>39</sup>

»Der 29. Juni brach an. Zuerst, zu aller Jammer, mit Regen, aber bald klärte sich der Himmel auf. Und nun begann ein geschäftiges Treiben, wie man es noch nie in der Stadt erlebt hatte.«<sup>40</sup> Vom Stuttgarter Tor an »waren Spaliere von den eroberten französischen Kanonen gebildet. Das Tor selbst war als Triumphpforte sehr geschmackvoll mit Fahnen und Inschriften verziert. Dann kamen Tribünen, weiter abwärts standen die bürgerlichen Kollegien, der Sanitätsverein, Festjungfrauen, Turner, Feuerwehr und altertümlich gekleidete Handwerker.«<sup>41</sup>

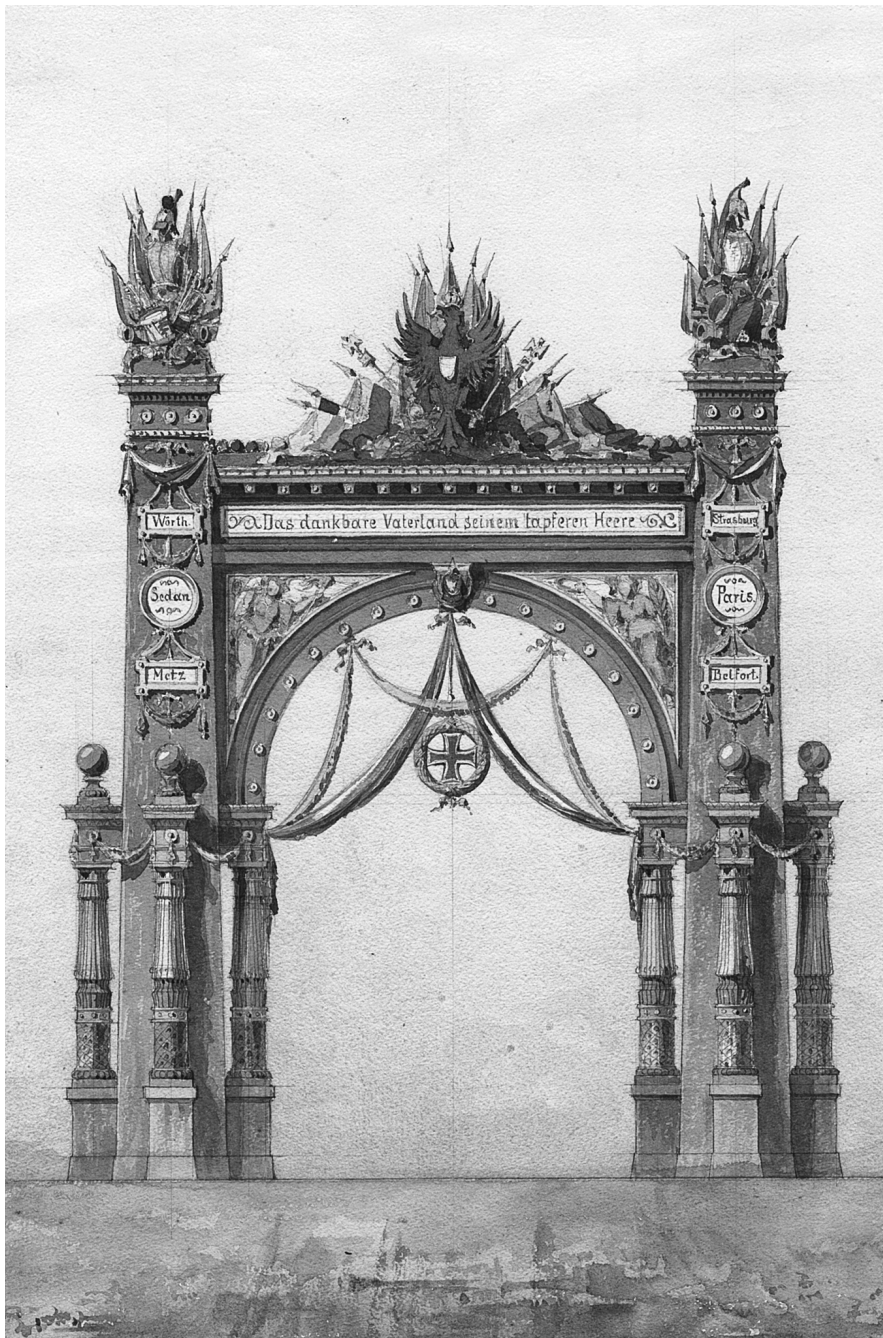
»Nun erfolgte der Einmarsch, der von einem unendlichen Jubel und von fortwährendem Hoch- und Hurrarufen begleitet wurde. Unzählige Lorbeer- und Blumenkränze, Sträuße und Blumen wurden den Offizieren und Truppen gegeben und zugeworfen, und bald war kein Mann, ja kein Pferd mehr, das nicht mit Kränzen und Blumen geschmückt gewesen wäre.«<sup>42</sup> Diese Beschreibung erinnert an einen Einzug 69 Jahre später: den Einzug der Truppen nach dem Frankreich-Feldzug 1940.

Die Dramaturgie solcher Truppeneinzüge will die kollektive Erinnerung an Siege im Gedächtnis verankern. Zum Gedenken aber gehört Distanz, Gedenken setzt Wissen voraus. Festzüge, und in besonderem Maße die Einmärsche siegreicher Truppen, waren politische Rituale zur Stabilisierung von Herrschaft und zur Legitimation des Krieges. Es waren politische Inszenierungen, bei denen nichts dem Zufall überlassen wurde. Die gefährliche Suggestivkraft eines Triumphzuges haben schon die Römer klug erkannt. Wenn auf dem Höhepunkt der siegreiche Feldherr, gottgleich, auf der Quadriga erschien, dann stand hinter ihm ein Sklave, den Siegeslorbeer über ihm haltend und ihn unausgesetzt mahnend: *hominem te esse memento* – bedenke, dass du ein Mensch bist. Und auch der Satz: *sic transit gloria mundi* – so geht er hin, der Ruhm der Welt – ist zeitlos. Er gehört zum römischen Triumphzug genauso, wie er zu den Fotos von 1940 passt.

Das hohe Maß an Organisation und Logistik, das hinter der Ausrichtung eines Triumphzuges oder eines Aufmarsches stand, zu dem hunderttausende Menschen kamen, beherrschten die Nazis perfekt. Inszenierung und Dramaturgie, Lichtregie, Musik und Kulissen vereinten sich zu einer Ästhetik von beängstigender Wirkung. Ludwigsburg mit seinen Alleen, seinen Plätzen und der beeindruckenden Kulisse seines Schlosses war wie geschaffen dafür. Das zeigen die vielen Aufmärsche und Umzüge während der Nazi-Diktatur.

Dass auch der demokratische Verfassungsstaat auf politische Rituale nicht verzichten will oder verzichten kann, wurde uns am 20. Januar 2009 bildmächtig per TV auf allen Kanälen vorgeführt. Nicht ohne Grund wurden bei der Amtseinführung





*Triumphpforte zum Einzug der Truppen am 29. Juni 1871.  
Aquarell von Architekt Julius Jung, Ludwigsburg 1871.*

Barack Obamas »monarchistische Züge« festgestellt. Vom Gottesdienst über Glockengeläut, Salut-Schüsse, den Eid, mitreißende Lieder bis zu einer nicht enden wollenden Parade wurde nichts ausgelassen. Rituale, in dieser Dichte präsentiert, schaffen einen Ausnahmezustand, eine Auszeit, weit entfernt von der Normalität des Alltags.

Zwei Millionen Menschen waren nach Washington gekommen, 300 000 sahen bei Eiseskälte der Parade zu, 10 000 nahmen aktiv daran teil. Aus allen 51 Bundesstaaten zogen Volksgruppen mit Tanz und Musik, zu Fuß, zu Pferde und auf Wagen mit. Aber: Wir müssen nicht neidisch sein, denn wir haben den »Festzug der Württemberger«! Wenn auch leider nicht in Ludwigsburg, sondern in Stuttgart stattgefunden, hat er sich tatsächlich in das kollektive Gedächtnis eingegraben, hat selbst württembergische Geschichte geschrieben. Mit ihm fand 1841 das statt, was auch heute noch jedem Umzug zu einem Spiegel der Gesellschaft macht: eine Selbstdarstellung, in diesem Fall die Selbstdarstellung des aufstrebenden württembergischen Bürgertums. Hier sind die Rollen endgültig festgelegt: Bürger und Bürgerinnen, Stadt- und Landvolk präsentieren sich selbst im stolzen Bewusstsein ihrer eigenen Verdienste. Insgesamt nahmen 10 390 Personen am Festzug teil, kein Grund also, sich mit Blick auf Washington zu schämen! Es war eine logistische Großleistung – und man stelle sich vor: alles ohne Handy.

Auch wenn der »Festzug der Württemberger« noch immer ein »Herrschaftsfest« war, ausgerichtet zum 25-jährigen Krönungsjubiläum König Wilhelms I., so wurde er doch getragen von einem bürgerlichen Impetus. Initiiert, organisiert und durchgeführt von bürgerlichen Vereinen und Gremien, wurden die Bürgerinnen und Bürger »zu Gestaltern ihrer eigenen Geschichte«. <sup>43</sup> Der Zug vereinte Wirtschaft, Handel und Gewerbe Württembergs in dieser Zeit gerade beginnender Industrialisierung. Landwirtschaftliche Vereine, Handwerk, Zünfte, Manufakturen, erste frühe Fabriken, Bürgerwehren, geistliche und weltliche »Würdenträger« aus dem ganzen Land zogen mit und präsentierten sich stolz vor dem König – und vor 200 000 Zuschauern. Der Zug zeigte das Königreich Württemberg in all seiner Vielfalt in friedlicher, idyllischer Übereinkunft. Eine Eintracht, die, man denke nur an den Zwist zwischen Alt- und Neuwürttembergern, nicht ganz der Realität entsprach. Das Bürgertum hat offensichtlich von der glorifizierenden Selbstdarstellung ihrer Fürsten gelernt! Die strenge Abfolge des Zuges ließ keinen Raum für Spontaneität. Die oppositionell eingestellten Turner und Burschenschaftler waren nicht angetreten. <sup>44</sup>

Interessant in unserem Zusammenhang ist es, wie sich Ludwigsburg beim Festzug der Württemberger präsentiert. Fünfmal ist die Stadt vertreten, in unterschiedlicher Besetzung, bei unterschiedlichen Themen. Stolz marschiert die Ludwigsburger Bürgerwehr daher, und stolz wird die Stadtfahne geschwungen, an der Spitze reitend beim Pulk der so genannten »sieben guten Städte« (Ellwangen, Tübingen, Reutlingen, Ulm, Heilbronn, Stuttgart, Ludwigsburg). Etwas verhaltener dann schon der Landwirtschaftliche Verein, der es alleine nicht schaffte und zusammen mit Leonberg einen ausstaffierten Heuwagen auf die Beine stellte. Vertreten müssen auch die Ludwigsburger Jungfrauen gewesen sein, die beim Zug dieser Spezies aus den Oberamtsbezirken sicher mit marschiert sind. Zuletzt noch ein weiterer, interessanter Beitrag Ludwigsburgs: der Wagen der Orgelfabrik Walcker, der hoch aufragend das Versatzstück eines neogotischen Orgelprospektes geladen hatte. Er vertrat zukunftsweisend die Industrie, die beim Festzug mit insgesamt sechs Wagen nur marginal in Erscheinung trat. Noch dominierten Landwirtschaft und Handwerk. Auch Ludwigsburg musste 1841 noch 25 Jahre auf weitere industrielle Ansiedlungen warten.





*Die Ludwigsburger Bürgerwehr im »Festzug der Württemberger« von 1841.*



*»Festzug der Württemberger« von 1841: Abordnung der »sieben guten Städte«, angeführt von einem Reiter mit der Ludwigsburger Stadtfahne.*



*Heuwagen der Landwirtschaftlichen Vereine Leonberg und Ludwigsburg im »Festzug der Württemberger« von 1841.*



*Titelblatt der Broschüre zum Festzug am 23. Mai 1954.*

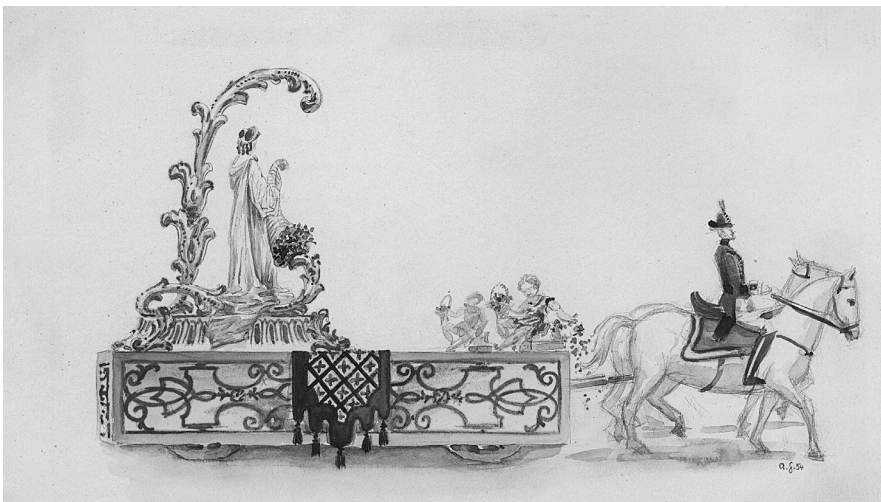
Die identitätstiftende Wirkung dieses großen Festzuges von 1841 wurde zum Motor und Vorbild für viele weitere Jubiläums-Umzüge, machte ihn zu einem Stück württembergischer Festzugs-Kultur. Auch eine herausragende, schon eingangs erwähnte Jubiläumsfeier in Ludwigsburg steht in dieser Tradition. Wir machen einen Sprung von über 100 Jahren und schreiben den 23. Mai 1954. Die Stadt hat sich mit der Einweihung des Blühenden Barocks, mit Festveranstaltungen und Bürgerfeier zum 250. Schlossjubiläum selbst übertroffen. Ein großer historischer Bürger-Festzug sollte den Höhepunkt der Feierlichkeiten bilden. Das Bedürfnis nach öffentlicher Selbstdarstellung, nach Inbesitznahme des öffentlichen Raumes war in den letzten 100 Jahren nicht weniger geworden. Aber jetzt wollte man nur noch sich selbst feiern, der Adressat war man selber, man war Subjekt und Objekt gleichermaßen geworden. Die Stuttgarter Nachrichten titelten: »Ludwigsburg hat seinen Bürgersinn bewiesen«. Und Oberbürgermeister Dr. Robert Frank meinte beim Festakt einige Tage vorher: »Dieser Festtag der Stadt ist

auch für den letzten Bürger der Stadt sein ureigenster Festtag.« Und: »Gerade in dieser Stunde sollen wir uns bewusst werden, dass wir als Ludwigsburger Bürgerschaft zusammengehören.«<sup>45</sup>

75 Wagen, Gruppen und Reitergruppen, Kutschen und Musikkapellen zogen beim vier Kilometer langen Umzug mit. Wenn auch in vorgegebenen Bahnen und mit dem gewohnten Schuss Idealisierung inszeniert, wurden Vergangenheit und aktuelle Themen unterhaltsam gemischt. Einige Beispiele: Schlossbau mit Schlossmodell und den Architekten Nette, Frisoni und Retti in historischen Kostümen; Zug der Handwerker mit ihren Zunftzeichen; »Das Bauhandwerk ist immer dabei!«; Ludwigsburg als Garnisonstadt; Ludwigsburger Porzellan; Venezianische Gondel mit Herzog Carl Eugen, Franziska von Hohenheim und höfischer Entourage; Wagen mit Pegasus, darauf u.a. Justinus Kerner, Friedrich Schiller, Eduard Mörike und Friedrich Theodor Vischer; Ludwigsburg als »Weltmetropole für Vogelkäfige«<sup>46</sup>; Ludwigsburg als Gartenstadt mit dem neuen L-Logo und einer »Flora«; Modell des Marktbrunnens zum damals aktuellen »Marktbrunnen-Streit« um die Aufstellung des frisch restaurierten Brunnens.

Ein historisch ausgerichteter Festzug will die Erinnerung an die gemeinsame Geschichte aktivieren. Bilder mit hohem Wiedererkennungseffekt rollen wie im Zeitraffer am Publikum vorbei. Akteure und Zuschauer sollen sich damit identifizieren. Ein gelungener Festzug stellt, wenn auch nur für einen flüchtigen Moment, eine unwiederbringliche Gemeinschaft in Raum und Zeit her.

Dass das nicht immer funktioniert, zeigen Fotos eines Ludwigsburger Faschingsumzugs von 1962. Die strenge Ordnung vergangener Zeiten, die dichte Abfolge der Gruppen, die durchdachte Dramaturgie vermisst man hier genauso wie das disziplinierte Publikum. Es zeigt sich aber auch das, was einem noch so chaotischen und unprofessionellen Umzug seinen unwiderstehlichen Charme verleiht: die gegenseitige Freude.



*Entwurf für den Wagen mit »Flora« und dem Ludwigsburger L-Logo zum Festzug 1954.  
Aquarell von Alfred Gabel.*





*Wagen mit Schlossmodell beim Festzug 1954.*



*Wagen zum Thema »Carl Eugens Rückkehr aus Venedig« beim Festzug 1954.*



*Kinderumzug 1951 mit Wagen zum Freibad-Bau.*

Die große Zeit der Ein-, Aus- und Umzüge scheint also – trotz public viewing – noch immer nicht vorbei. Auch Trauerzüge haben ihre Massenwirksamkeit nicht eingebüßt. Bekannt ist der Trauerzug für Wilhelm II. am 7. Oktober 1921 zum Alten Friedhof in Ludwigsburg. Dass solch eine Inszenierung auch 1966 bei der Beerdigung des ehemaligen SS-Generals Josef Dietrich noch funktionierte, darauf hat erst vor kurzem Jochen Faber aufmerksam gemacht.<sup>47</sup>

Die Festzugs-Kultur hat sich dennoch in manchem geändert. Das zeigen gerade auch die Umzüge, die nicht mehr stattfinden. Könnte es heute in Ludwigsburg noch einen »Kinderumzug« geben, eine Tradition, die sich in der Stadt bis ins frühe 19. Jahrhundert zurückverfolgen lässt? Die Fotosammlung des Stadtarchivs vermittelt einen guten Überblick über diese liebevoll ausgerichteten Umzüge. Dass Kinder sie sehr wohl für ihre Belange nutzen konnten, zeigt ein Foto von 1951, auf dem der Bau eines Freibades gefordert wird. Andere Fotos zeigen Motive, die belegen, dass der »Festzug der Württemberger« auch bei diesen Umzügen noch Pate stand, und Girlanden gab es hier nicht weniger reichlich, wie schon beim Einzug Carl Eugens 1767.

Ich komme zum Anfang zurück. Die Stadtverwaltung baut auch 2009 auf die Unwiderstehlichkeit eines Festzuges, auf das spannende Wechselspiel zwischen Zeigen und Schauen, bei dem das Publikum eine so wichtige Rolle spielt, wie die Akteure und Akteurinnen des Zuges selbst. Ohne Reaktion der Zuschauer, ohne Zurufe, Anfeuern, Applaudieren, Mitsingen, ohne Begeisterung, aber auch ohne gelegentliche Unmutsäußerungen wäre ein Umzug tot. Um die Massen aber zu einem Umzug zu bringen, bedarf es heute beeindruckender, einzigartiger Bilder. Und ich hätte da zum Schluss noch ein Vorbild anzubieten.





*Die vier Erdteile, als Köpfe, denen Bewohner der Erdteile entsteigen. Kupferstich von Matthäus Merian aus der Beschreibung der Ritterspiele und des »fürstlichen Aufzugs« von 1616 in Stuttgart.*

Im Städtischen Museum gibt es zwei seltene Kupferstich-Bände über einen geradezu berausenden Umzug.<sup>48</sup> Er fand am 17. März 1616 in Stuttgart statt. Zur feierlichen Taufe des zweiten Sohnes von Herzog Johann Friedrich von Württemberg wurden Ritterspiele und ein »fürstlicher Aufzug« abgehalten. Hier waren die hohen Damen und Herren noch unter sich. Der Adressat war die höfische Gesellschaft mit ihren Hierarchien und Ränkespielen. Jeder wollte jeden übertreffen, das Volk war als Publikum nur geduldet. Mit der Geburt des zweiten Sohnes war die Erbfolge für Herzog Johann Friedrich so gut wie gesichert. Grund genug also zu feiern. Seine fünf jüngeren Brüder konnten sich keine Chancen mehr auf die Herrschaft ausrechnen. Ihnen blieben nur noch die herzoglichen Nebenlinien. Um so mehr ging es darum, sich dennoch prächtig, mächtig, reich und herrschaftlich zu präsentieren. Und dafür war ein »fürstlicher Aufzug« genau das richtige Medium.

Um solch umwerfende Effekte wie 1616 zu zaubern, ist es für 2009 wohl zu spät. Aber: es können ja noch so viele Stadtjubiläen gefeiert werden. Dieses Jahr gönnt sich die Stadt das 300-jährige Jubiläum eines Aufrufes Herzog Eberhard Ludwigs, der die Ansiedlung von Bürgern in seiner neu zu gründenden Stadt forcieren wollte. Es kam aber keiner! Erst 1711 sind die ersten zwei zu vermelden – also ein doppelter Grund, 2011 schon wieder zu feiern. 1715 kommt dann Antoni Pironi. Er war Handelsmann – das gefiel dem Herzog – und er war Schornsteinfeger. Ich wünsche der Stadt Ludwigsburg für alle zukünftigen Jubiläen und Jubiläumsumzüge viel Glück!

## Anmerkungen

- 1 Barbara Stollberg-Rilinger u.a. (Hrsg.): Spektakel der Macht. Rituale im alten Europa 800-1800. Ausstellungskatalog, Magdeburg 2008.
- 2 Zitate nach Klaus Merten: Schloss Ludwigsburg, München/Berlin 1989.
- 3 Städtisches Museum Ludwigsburg, Inv. Nr. 1621 W 85.
- 4 Ebd. S. 71 f.
- 5 Ebd. S. 74-77.
- 6 Beschreibung des feyerlichen und gnädigsten Einzugs Seiner Herzoglichen Durchlaucht, des regierenden Herrn Herzog Carls ... nach Höchst Dero beglückten Zurückkunfft aus Italien ... den 11ten Julii 1767. Ludwigsburg bey Christoph Friederich Cotta (Exemplar im Städtischen Museum Ludwigsburg, Inv. Nr. 1689 W 86). Ein handschriftlich verfasstes »Adressbuch«, das anhand dieser Broschüre erstellt wurde, befindet sich im Städtischen Museum.
- 7 Ebd. S. 7.
- 8 Ebd. S. 9.
- 9 Ebd. S. 10.
- 10 Ebd. S. 11.
- 11 Ebd. S. 11.
- 12 Ebd. S. 12.
- 13 Ebd. S. 13.
- 14 Ebd. S. 22.
- 15 Ebd. S. 22 f.
- 16 Ebd. S. 23.
- 17 Ebd. S. 25.
- 18 Ebd. S. 25.
- 19 Ebd. S. 26.
- 20 Ebd. S. 27.
- 21 Ebd. S. 27 f.
- 22 Ebd. S. 29 f.
- 23 Ebd. S. 31.
- 24 Ebd. S. 33.
- 25 Ebd. S. 34.
- 26 Ebd. S. 93.
- 27 Ebd. S. 91.
- 28 Ebd. S. 35.
- 29 Ebd. S. 35.
- 30 Ebd. S. 91 f.
- 31 Das Städtische Museum hat 2005 diesem Zusammentreffen eine eigene Ausstellung gewidmet. Vgl. Andrea Fix: Ein mächtiger Vermittler ist der Tod. Schiller und Carl Eugen. Textheft zur Ausstellung des Städtischen Museums Ludwigsburg, Ludwigsburg 2005.
- 32 Johannes Prinz: Das württembergische Kapregiment 1786-1808. Die Tragödie einer Söldnerschar, Stuttgart 1932, S. 28 ff.
- 33 Tony Schumacher: Was mein einst war. Erinnerungen aus späteren Jahren, Stuttgart 1925, S. 55.
- 34 Ebd. S. 56.
- 35 Ebd. S. 123.
- 36 Ebd. S. 124.
- 37 Ebd. S. 130 f.
- 38 Ebd. S. 131 f.
- 39 Ebd. S. 152.
- 40 Ebd. S. 153.
- 41 Ebd. S. 155.
- 42 Ebd. S. 154 f.
- 43 Markus Dewald (Hrsg.): Der Festzug der Württemberger von 1841, Ostfildern 2005, S. 11.
- 44 Ebd. S. 17.

- 45 Ludwigsburger Kreiszeitung, 10. Mai 1954.
- 46 Es gab damals in Ludwigsburg allein sechs Betriebe, die Vogelkäfige produzierten, u.a. die Firmen Wagner und Keller, Th. Kapff Nachf., Carl Weis + Cie.
- 47 Jochen Faber: Das Ausland ist schockiert. Die Beerdigung des Josef Dietrich, in: Augenblicke / Ereignisse in Ludwigsburg, hrsg. vom Verein der Freunde des Städtischen Museums e.V., Ludwigsburg 2008, S. 30 f.
- 48 Repraesentatio der fürstlichen Aufzug und Ritterspil, so ... Herr Johan Friderich Hertzog zu Württemberg ... bey Ihrer F. Gn. neuwgeborenen Sohn Friderich Kindtauffen d. 10-17. Martii anno 1616 in Stuetgarten gehalten, hrsg. von Esaim van Hulsen. Kupferstiche von Matthäus Merian. 2 Bände. Städtisches Museum Ludwigsburg, Inv. Nr. 1709 W 86 und 1710 W 86.

# Der Ludwigsburger Pferdemarkt

von Günther Bergan

»1731 war der erste Ross-Markt« – »Ludwigsburger Pferdemarkt: Tradition seit 1768« – »Stadtgründer Eberhard Ludwig initiierte 1715 zum ersten Mal das bunte Treiben« – »Erster Ludwigsburger Pferdemarkt am 8. und 9. März 1920« – »Ludwigsburger Pferdemarkt geht ins dritte Jahrhundert«.

Die inhaltliche Vielfalt einiger exemplarischer Überschriften von Zeitungsartikeln, die alle über dasselbe Thema berichten, mag einen ersten Eindruck von dem vermitteln, was den Chronisten erwartet, der über den Ludwigsburger Pferdemarkt berichten will. Eine bunte Mischung aus historischen Fakten, Fehlinterpretationen, Verwechslungen und Legenden, die aber, einzeln oder alle zusammen, den Erfolg und die Bedeutung des Ludwigsburger Pferdemarkts nicht schmälern können.

Der Pferdemarkt wäre sicher nicht beliebter, wenn man 2009 den 300. einer laufenden Zählung hätte feiern können, und er wäre auch nicht weniger wert, wenn es 2009 eben erst der 76. gewesen wäre. Es sei aber trotzdem ein Wort zum Thema Zählung erlaubt: Eine exakte Zählung ist erst seit 1920 möglich, als der erste reine Pferdemarkt nach dem Ende des Ersten Weltkriegs veranstaltet wurde, was bedeutet, dass – bedingt durch eine Unterbrechung während des Zweiten Weltkriegs und durch Ausfälle wegen Tierseuchen – im Jahr 2008 der 75. moderne Pferdemarkt in Ludwigsburg gefeiert werden konnte. Alles, was vorher war, ist ungewiss und unsicher. Kriege, Hungersnöte, Bevölkerungsrückgang, An- bzw. Abwesenheit des Hofstaats beeinflussten die Marktentwicklung.

Vieh- und Rossmärkte in Ludwigsburg wurden zwar nachweislich per Dekret aus den Jahren 1715, 1731 und 1768 gestattet, aber wie sie florierten oder wie lange sie Bestand hatten, darüber sind zur Zeit keine sicheren Aussagen möglich. Man konnte daher 1968 durchaus sagen, dass es vor 200 Jahren in Ludwigsburg einen Vieh- und Rossmarkt gegeben hat, hätte aber niemals daraus folgern dürfen, dass 1968 deshalb auch der 200. Pferdemarkt veranstaltet wurde.<sup>1</sup>

Unklarheiten herrschen offensichtlich auch über den Begriff »Pferdemarkt« an sich. Deshalb vorab der Versuch einer Klärung: Es gab, zumindest in Ludwigsburg, während des 18. und 19. Jahrhunderts keine reinen Pferdemarkte in unserem heutigen Sinn. Vielmehr wurden Märkte mit Nutztieren, etwa mit Kühen oder Rindern, und Pferden unter dem Begriff »Viehmärkte« zusammengefasst. In offiziellen Verlautbarungen wie Privilegien wurde deshalb nur von Viehmärkten gesprochen, während im allgemeinen Sprachgebrauch meist von Vieh- und Rossmärkten die Rede war.

Die Vieh- und Rossmärkte wurden zusammen mit den Jahr- und Krämermärkten abgehalten. Diese in der Regel einwöchigen Markttage waren für die Bevölkerung eine ideale Möglichkeit, sich zum einen mit lebensnotwendigen Verbrauchsgütern zu versorgen, zum anderen aber auch einen Großteil des Lebensunterhalts durch den Verkauf eigener Produkte zu verdienen.



Mit der heute praktizierten Form des Pferdemarkts hatten die Vieh- und Rossmärkte der damaligen Zeit absolut nichts zu tun. Es waren Markttage, an denen natürlich Bier und Wein ausgeschenkt und wahrscheinlich auch getanzt wurde, aber Volks- bzw. Stadtfeste, wie heute oft geschrieben, waren die Märkte sicher nicht. Der Ludwigsburger Pferdemarkt in seiner heutigen Form ist eine Erfindung der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Eine Inspiration durch den benachbarten Leonberger Pferdemarkt<sup>2</sup> kann dabei nicht verleugnet werden.

### *Vieh- und Rossmärkte*

#### *1715: Der vierte Aufruf zur Ansiedlung*

Bereits drei Mal – 1709, 1710, 1712 – hatte Herzog Eberhard Ludwig die Bürger seines Landes und des Auslandes per Dekret dazu aufgerufen, wegen der Erweiterung seines »Lust-Hauses« Ludwigsburg »allda zu bauen und sich häuslich niederzulassen«. <sup>3</sup> Trotz der Ankündigung, dass er sich mit seinem Hofstaat öfters hier aufhalten wolle, und der Zusicherung finanzieller Vorteile reagierten bekanntlich nur wenige auf sein Angebot. Um die Besiedlung doch noch voranzubringen, entschloss er sich auf Empfehlung seines Regierungsrats im Lauf des Jahres 1714, in Ludwigsburg jährlich zwei »allgemeine Jahr-, auch Pferde- und Viehmärkte« jeweils am 3. Mai und 1. November halten zu lassen. <sup>4</sup> In einem Dekret vom 18. Februar 1715, dem vierten Aufruf zur Ansiedlung, wurde dieses Ansinnen veröffentlicht. Außerdem ließ der Herzog am 2. April 1715 seinem Bauverwalter in Ludwigsburg mitteilen, dass der erste Markt am 3. Mai 1715 stattfinden solle. Der Bauverwalter solle dies gebührend ausschreiben und dabei darauf hinweisen, dass die Handelsleute auf fünf Jahre von Zoll, Steuern und Standgeld befreit seien und dass Garküchen und Weinschänken während der Märkte betrieben werden dürfen. <sup>5</sup>

Ende 1715 standen in Ludwigsburg allerdings noch nicht einmal 15 Bürgerhäuser, im Jahr 1717 wohnten gerade 260 Personen im Ort. <sup>6</sup> Es ist nicht bekannt, ob unter diesen Bedingungen Märkte überhaupt stattgefunden haben, bzw. wie frequentiert sie waren. Fest steht auf jeden Fall, dass der Herzog im Generalreskript zur Stadterhebung vom 3. September 1718 die beiden Hauptmärkte im Mai und November bestätigte, ebenso in den der Stadt verliehenen Privilegien vom 19. April 1724.

#### *1731: Der erste Vieh- und Rossmarkt?*

Trotz aller Bemühungen scheinen die halbjährlichen Vieh- und Rossmärkte in Ludwigsburg nicht den vom Herzog gewünschten Verlauf genommen zu haben: Sie seien »ganz zurückgeblieben« – im Gegensatz zu den gleichzeitig stattfindenden Krämermärkten, die immer gut frequentiert gewesen seien. Per Dekret vom 30. November 1730 ordnete Eberhard Ludwig deshalb an, dass ab 1731 künftig regelmäßig zusammen mit den beiden Jahr- und Krämermärkten auch Vieh- und Rossmärkte stattfinden hätten. <sup>7</sup>

Wie ist die Formulierung »ganz zurückgeblieben« zu interpretieren? Besagt sie, dass zwischen 1715 und 1730 gar keine Vieh- und Rossmärkte stattgefunden haben, oder soll damit ausgedrückt werden, dass die Märkte nicht wie gewünscht von der Bevölkerung angenommen wurden, also hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind und irgendwann vielleicht eingestellt worden sind? Bisher ging man von der ersten Interpretation aus und folgerte konsequent, dass der erste Ludwigsburger Vieh- und

Rossmarkt im Mai 1731 stattgefunden hat.<sup>8</sup> Akzeptiert man dagegen die zweite Interpretation, bedeutet dies, dass der erste Vieh- und Rossmarkt bereits im Jahr 1715 in Ludwigsburg abgehalten wurde, mit welchem Erfolg auch immer. Damit wäre der hiesige Pferdemarkt gerade 30 Jahre jünger als der Leonberger Pferdemarkt, der seit 1684 veranstaltet wird.

#### *1750: Befreiung von Steuern und Abgaben*

Nach dem Tod von Herzog Eberhard Ludwig im Jahr 1733 verlegte sein Nachfolger Herzog Carl Alexander den Hof und die Residenz zurück nach Stuttgart. Das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Stadt erstarb, die Einwohnerzahl ging um mehr als die Hälfte zurück. Auch nach dem Regierungsantritt von Herzog Carl Eugen im Jahr 1744 änderte sich zunächst nichts an der Situation.

So verwundert es nicht, wenn sich 1750 der Magistrat der Stadt mit dem Hinweis an den Herzog wandte, »dass, wann die berechtigten 2 (Ross- und) Viehmärkte wirklich frequentiert würden, der allhiesig ohnehin sehr nahrungslosen Bürgerschaft namhafte Beihilfe zufließen könnte«. Deshalb erbat der Magistrat die Gewährung einer vierjährigen Zoll-, Steuer- und Abgabefreiheit, um sowohl Käufer als auch Verkäufer wieder anlocken zu können.<sup>9</sup> Im Frühjahr 1751 erhielten die Ludwigsburger eine vierjährige Befreiung von Steuern und Abgaben bei der Abhaltung ihrer beiden Vieh- und Rossmärkte bewilligt.<sup>10</sup>

#### *1768: Rossmarkt und Venezianische Messe*

Seit 1764 ist Ludwigsburg wieder Residenzstadt und blüht auf. Bereits 1760 hatte Herzog Carl Eugen die Gründung einer Neustadt, der nach ihm benannten Carlsstadt, veranlasst. Er ließ die Stadt ummauern und mit eindrucksvollen Toren verschließen. Prachtige Alleen schmückten jetzt die Straßen innerhalb und außerhalb der Stadt. Im neu erbauten Schlosstheater traten nur die besten Künstler auf.

Auch der neue Marktplatz in der Carlsstadt sollte mit Leben erfüllt werden, weshalb der Magistrat den Herzog um die Genehmigung bat, hier einen dritten Jahrmarkt, verbunden mit einem Vieh- und Rossmarkt abhalten zu dürfen.<sup>11</sup> Da der Herzog den Wohlstand und den Handel seiner Residenzstadt »emporbringen« wollte, genehmigte er mit einem Dekret vom 4. Dezember 1767 den Markt auf dem neuen Platz in der Carlsstadt und stattete ihn gleichzeitig mit einer achtjährigen Zoll- und Steuerfreiheit aus.<sup>12</sup>

Als so genannter Vincentii-Markt<sup>13</sup> wurde dieser neu eingeführte dritte Jahr-, Ross- und Viehmarkt zum ersten Mal am 19. Januar 1768 abgehalten. Da zur gleichen Zeit auch die erste Venezianische Messe in Ludwigsburg stattfand, wurden 1768 wegen der größeren Attraktivität beide Veranstaltungen gemeinsam auf dem alten Marktplatz abgehalten. Im Gegensatz zum Erfolg der Venezianischen Messe verlief der Vieh- und Rossmarkt sicher enttäuschend, denn nur zehn Stück Vieh wurden verkauft.<sup>14</sup>

Der Generaladjutant Freiherr von Buwinghamen führte in der Zeit von 1767 bis 1773 über die »Landreisen« des Herzogs Tagebuch.<sup>15</sup> Unter dem 19. Januar 1768 findet sich folgender Eintrag: »Ritte ich morgens früh nach Ludwigsburg, indeme heute erster Pferds- und Vieh-Markt daselbst gehalten wurde. Heute war auch der erste Tag, wo auf dem ordinären Marktplatz von Mittags 11 Uhr bis 1 Uhr und von Abends 4 Uhr bis 7 Uhr Alles in Venetianischen Masquen spazieren gieng.«

Dieser Eintrag, vor allem aber die Formulierung »erster Pferds- und Viehmarkt« wurde als authentischer Beweis dafür gesehen, dass der erste Ludwigsburger Pferde-

markt 1768 stattgefunden hatte. Wobei Buwinghamen nicht den ersten Pferde- und Viehmarkt überhaupt, sondern den ersten Pferde- und Viehmarkt an Vincentii gemeint hatte.

Interessant ist der Eintrag vom 26. Januar 1768, in dem Buwinghamen notierte, dass der Herzog den Leonberger Pferdemarkt besuchte, sich die Pferde vorführen ließ und auch mehrere kaufte – eine Ehre, die er dem Ludwigsburger Markt offensichtlich nicht zuteil werden ließ.

#### *1786: Die verlassene Residenzstadt*

Schon vor zehn Jahren hatte Herzog Carl Eugen seine Residenz wieder zurück nach Stuttgart verlegt. Der Hofstaat und die Beamten sind abgezogen, auch die Venezianische Messe wird jetzt auf dem Stuttgarter Marktplatz gefeiert. Der »Nahrungsstand« der Bevölkerung und das »Commercium« der Stadt sind bedrohlich zurückgegangen. Die zur gleichen Zeit auslaufende Zoll- und Steuerfreiheit hat den Vincentii-Markt unattraktiv für Käufer und Verkäufer gemacht und fast zum Erliegen gebracht.

Zur Abhilfe dieses Notstands ging der Magistrat schlauerweise in zwei Schritten vor: Zuerst erwirkte er vom Herzog unter Hinweis auf den ungünstigen Markttermin Mitte Januar – Kälte, unpassierbare Brücken und Wege – eine Verschiebung des Ross-, Vieh- und Krämer-Marktes auf den zweiten Dienstag nach Lichtmess.<sup>16</sup> Mit dieser Zusage in der Tasche bat er anschließend noch um eine achtjährige Zoll- und Steuerfreiheit für den neuen Markttermin.<sup>17</sup> Die Rechnung ging fast auf, denn am 16. Oktober 1786 bewilligte der Herzog zwar keine achtjährige, aber immerhin eine vierjährige Zoll- und Steuerfreiheit, die im Mai 1791 um weitere vier Jahre verlängert wurde.<sup>18</sup> Es fällt auf, dass im erhaltenen Schriftverkehr dieser Zeit die beiden anderen Jahr-, Vieh- und Rossmärkte im Mai und November an keiner Stelle erwähnt wurden und dass sich die Vergünstigungen nur auf den Vincentii-Markt bezogen, dem dadurch wohl eine gewisse Vorzugsstellung eingeräumt wurde.

In dieser Zeit ist auch das erste Mal ein Vergleich des Ludwigsburger Vieh- und Rossmarktes mit gleichartigen Märkten in anderen Städten des Landes möglich. Nach einer für April 1787 bis April 1788 vorliegenden Statistik wurden in Ludwigsburg in diesem Zeitraum zwölf Pferde aus dem »Ausland« eingekauft und 43 ins »Ausland« verkauft. Die Vergleichszahlen des benachbarten Leonberg sprechen für sich: Den acht aus dem »Ausland« eingekauften Pferden stehen 273 ins »Ausland« verkaufte gegenüber.<sup>19</sup> Weiter ist aus dieser Statistik zu erkennen, dass die Märkte im Oberland und auf der Alb unvergleichlich bedeutender waren als die in der hiesigen Region, eine Tatsache, die sich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein nicht ändern sollte.

Die größere Bedeutung des Leonberger Vieh- und Rossmarktes geht auch daraus hervor, dass die in der Schwäbischen Chronik abgedruckten Marktberichte nur Leonberg, nicht aber Ludwigsburg erwähnen.<sup>20</sup>

#### *1796: Bestätigung der Stadtprivilegien*

Im Oktober 1793 starb Herzog Carl Eugen. Die Stadt musste sich die von Carl Eugen am 9. Dezember 1752 bewilligten Privilegien von dessen Nachfolger Herzog Ludwig Eugen neu bestätigen lassen. Am 26. April 1794 wandte sich der Magistrat mit einer entsprechenden Bittschrift an den Herzog. Neben den beiden im Privileg von 1752 bereits genehmigten Haupt- und Jahrmärkten musste der erst 1767 von Herzog Carl Eugen bewilligte »3. Jahr-, auch Ross- und Viehmarkt« zusätzlich in das neue Privileg aufgenommen werden.<sup>21</sup>

Der Regierungsrat hielt in einer Stellungnahme fest, dass die schon bestehenden Jahr-, Ross- und Viehmarktskonzessionen von keiner großen Bedeutung seien und empfahl, auch den dritten Jahrmarkt und den damit verbundenen Vieh- und Rossmarkt zu bestätigen.<sup>22</sup> Nach dem Tod von Herzog Ludwig Eugen bestätigte erst sein Nachfolger, Herzog Friedrich Eugen, am 23. Februar 1796 die Stadtprivilegien.<sup>23</sup>

Der die Ludwigsburger Märkte betreffende Passus lautet: »Gleichwie wir auch derselben [der Stadt] die zu ihrer größeren Aufnahme bewilligte Haltung dreier Haupt-Jahrmärkte, auch eines Roß- und Viehmarktes [...] bestätigen.« Das heißt, die drei Jahrmärkte im Februar, Mai und November sowie der Vieh- und Rossmarkt im

**Ludwigsburg. (Jahr Markt.) Die hiesige Stadt hat schon im Jahr 1805 die allergnädigste Erlaubniß erhalten, mit ihrem auf Dienstag an oder nach dem dritten Mai, die ganze Woche hindurch abzuhalten berechtigten KrämerMarkt, einen Roß- und ViehMarkt auf den Donnerstag derselben Woche, oder, wenn auf solchen das Himmelahrtsfest fallen sollte, am Mittwoch zuvor, verbinden zu dürfen; da nun die Abhaltung dieses Roß- und ViehMarkts in den MarktRegistern des Kalenders nicht angemerkt ist, so wird hiemit bekannt gemacht, daß dieser Roß- und ViehMarkt Donnerstag den 5 Mai d. J. werde abgehalten werden. Den 11 April 1808. — Ober-Amt und StadtMagistrat.**

*Bekanntmachung des Ludwigsburger Ross- und Viehmarkts  
im Schwäbischen Merkur vom 29. April 1808.*

Februar wurden bestätigt. Aus der gewählten Formulierung geht allerdings nicht hervor, ob den Mai- und November-Märkten so wie früher auch noch Vieh- und Rossmärkte angeschlossen waren.

Spätestens in den ereignisreichen und bewegten Jahren um die Jahrhundertwende scheinen die mit den Mai- bzw. November-Jahrmärkten verbundenen Vieh- und Rossmärkte eingeschlafen zu sein. Denn Ende 1804 bat der Magistrat den Kurfürsten, am Donnerstag des alljährlichen Mai-Jahrmarkts auch einen Vieh- und Rossmarkt durchführen zu dürfen.<sup>24</sup> Die Genehmigung erfolgte am 1. Juni 1805.<sup>25</sup> Ludwigsburg hatte jetzt neben drei Jahrmärkten im Februar, Mai und November auch zwei Vieh- und Rossmärkte im Februar und Mai.

Ein Versuch, Pferde- und Viehmarkt räumlich voneinander zu trennen, hatte zunächst Erfolg. Im Jahr 1811 war der Gemeinderat davon überzeugt, dass eine Trennung in »mehrerlei Hinsicht« vorteilhaft sein müsste und verlegte daher den Februar-Viehmarkt auf einen Platz beim alten Reithaus am Feuersee, während der Pferdemarkt nach wie vor auf dem Karlsplatz blieb.<sup>26</sup> Als aber der Platz am Reithaus 1818 durch Stallbauten verkleinert wurde und deshalb nicht mehr ausreichte, kehrte der Viehmarkt sehr zur Freude der Bewohner des Viertels rund um das Reithaus wieder auf den Karlsplatz zurück.<sup>27</sup>



1820 verlegte man, wieder wegen des »größeren Vorteils für die Stadt«, den Ross- und Viehmarkt des Monats Mai vom Donnerstag auf den Dienstag, so dass jetzt beide Ross- und Viehmärkte einheitlich am Dienstag stattfanden.<sup>28</sup>

*1828: Die erste Prämierung*

Seit 1816 regierte König Wilhelm I. in Stuttgart. Ludwigsburg war nur noch Witwensitz von Königin Mathilde. Als Ausgleich für den Verlust der Sommerresidenz verlegte der König den Sitz der Regierung des Neckarkreises nach Ludwigsburg. Er gründete hier eine Kriegsschule und baute Ludwigsburg zum Hauptwaffenplatz des Landes aus. Der Handel blühte auf, die Bevölkerung nahm zu und die Bedürfnisse stiegen.

Einen Antrag der Stadt, jeweils am Dienstag zusammen mit dem November-Jahrmarkt auch wieder einen Vieh- und Rossmarkt ausrichten zu dürfen, lehnte die Kreis-

### Viehmarkt.

Ludwigsburg. In Folge Decrets der K. Kreis-Regierung vom 19. Januar 1828 wird mit dem hier an Martini abzuhaltenden Krämermarkt ein Viehmarkt verbunden werden. Für diesen am 4. November d. J. statt habenden Viehmarkt sind neben der Befreiung von allem Standgeld etc. folgende Prämien festgesetzt, und zwar:

Für den höchsten Kauf bei einem Pferd

5fl. 24kr.

Für den zweit höchsten „ „ 2fl. 42kr.

Für den dritt höchsten „ „ 1fl. 21kr.

Ebenso bei einem Paar Ochsen:

Für den höchsten Kauf bei einer Kuh 3fl.

Für den zweit höchsten „ „ 2fl.

Für den dritt höchsten „ „ 1fl.

Dies wird mit dem Bemerkten bekannt gemacht, daß von einem Pferd, und Ochsen, Kauf, welcher unter 12 Carolins ist, und von einem Kuh, oder Kalbelkauf unter 50fl. kein Preis gegeben wird.

Den 15. October 1828.

Stadtrath.

*Bekanntmachung im Ludwigsburger Wochenblatt vom 21. Oktober 1828.*

regierung 1822 noch ab, genehmigte den Markt dann aber, nach erneutem Ersuchen der Stadt, am 19. Januar 1828.<sup>29</sup> Gleichzeitig erteilte sie auch noch die Erlaubnis zu einem weiteren, vierten Vieh- (und Ross-)Markt und erwartete von der Stadt Terminvorschläge für diesen Markt.<sup>30</sup>

Den Termin für den vierten Vieh- und Rossmarkt legte die Stadt in Abstimmung mit den Nachbargemeinden und nach Genehmigung durch die Kreisregierung auf den 14. März jedes Jahres fest. Er fand erstmals am 14. März 1829 statt.<sup>31</sup> Vier Monate zuvor, am 4. November 1828, hatte es erstmals wieder im November einen Vieh- und Rossmarkt gegeben. Als bemerkenswerte Besonderheit war dabei für den höchsten Kauf bei einem Pferd eine Prämie von 5 Gulden und 24 Kreuzer ausgelobt worden.<sup>32</sup>

Die Prämierung von Pferden ist im Zusammenhang mit den Bemühungen König Wilhelms I. zu sehen, die Pferdezucht in Württemberg wieder zu beleben und qualitativ zu verbessern. Die hohen Verluste an Pferden während der württembergischen Teilnahme an den Koalitions- bzw. Befreiungskriegen sowie ein inkonsequentes und nachlässiges Verhalten der königlichen Landgestüte bei der Nachzucht der Pferde unter König Friedrich waren die Gründe für die daniederliegende Pferdezucht. Durch eine konsequente Zuchtpolitik und entsprechende Anreize für die Züchter sollte die Pferdezucht soweit verbessert werden, dass die benötigten Arbeits-, Reit-, Luxus- und Militärpferde wieder aus württembergischen Beständen beschafft werden konnten.<sup>33</sup>

#### *1838: Förderung der Pferdezucht*

Jahre der Konsolidierung, aber auch des Stillstands in Ludwigsburg. Die Entwicklung der Bevölkerung und die Bautätigkeit stagnierten. Die schlechte Situation der Stadt spiegelte sich u. a. auch in den vom statistischen Büro des Landes veröffentlichten Verkaufszahlen der Vieh- und Rossmärkte wider. Im Jahr 1830 wurden in Ludwigsburg 14 und im Jahr 1837 17 Pferde verkauft, zur gleichen Zeit waren es in Leonberg 462 bzw. 200.<sup>34</sup> Als Reaktion wurde 1838 im Ludwigsburger Wochenblatt eine »Aufmunterung zur Verbesserung der Pferdezucht im Oberamt Ludwigsburg« abgedruckt.<sup>35</sup> Darin machte sich der Landwirtschaftliche Verein für die Anlage von Weideflächen für Fohlen, für die Haltung von Zuchtstuten verbunden mit einer kontrollierten Beschälung sowie für die Auslobung landwirtschaftlicher Preise stark.

#### *1842–1844: Ein kurzes Intermezzo*

Der Vorstand des Landwirtschaftlichen Vereins, Generalleutnant von Röder, schlug dem Stadtrat am 13. Dezember 1841 die Abhaltung eines eigenen Pferdemarkts zur Hebung der Pferdezucht vor. Dieser Markt sollte immer zusammen mit dem Februar-Jahrmarkt stattfinden. An einem vom Landwirtschaftlichen Verein organisierten und finanzierten Umzug sollten alle Pferdebesitzer mit ihren Tieren teilnehmen. Ferner sollten die schönsten Pferde mit städtischen Ehrenpreisen ausgezeichnet werden. Eine »stadträtliche Kommission von Pferdekennern« sollte über die Preiswürdigkeit entscheiden. Eine Veröffentlichung in der örtlichen Presse wäre vorzusehen.<sup>36</sup> Alles in allem also eine Vorwegnahme der Grundkonzeption der aktuellen Pferdemarkte.

Der Stadtrat war mit den Vorschlägen einverstanden und bildete umgehend eine Kommission, die bereits am 16. Dezember eine fünf Punkte umfassende Pferdemarkt-Ordnung veröffentlichte.<sup>37</sup> Der erste Pferdemarkt dieser Art fand am 15. Februar 1842

## Ludwigsburg.

### Pferde- und Fohlen-Markt.

Ogleich mit jedem der jährlich hier stattfindenden vier Viehmärkte auch ein Pferdemarkt verbunden ist, so eignet sich doch der in den Monat Februar fallende Markt vorzugsweise zum Pferde- und Fohlen-Markt.

Es hat daher die städtische Behörde im Einverständniß mit dem landwirthschaftlichen Bezirks-Verein in Rücksicht, daß ein solcher Markt besonders auch im Interesse der von der hohen Staats-Regierung zur Beförderung empfohlenen, in der Umgegend nicht unbedeutenden Pferdezucht liegt — die besondere Hebung dieses Pferdemarkts im Auge und bringt deshalb folgendes zur allgemeinen Kenntniß:

- 1) der Pferde- und Fohlenmarkt findet am 15. Februar 1842 in Verbindung mit dem Vieh- und Krämermarkt statt.
- 2) Es wird ein Umritt unter Anordnung und Leitung des Vorstands des landwirthschaftlichen Bezirks-Vereins gehalten.
- 3) Für die schönsten zu Markte gebrachten Pferde und Fohlen sind Preise ausgesetzt, und zwar:
  - a) für Stuten und Wallachen 5 Preise von 5, 4, 3, 2 und 1 Kronenthaler.
  - b) für Hengste 2 Preise von 4 und 2 Kronenthaler.
  - c) für Fohlen 3 Preise von 3, 2 und 1 Kronenthaler.

Von Pferden ausländischer Race sind nur Mutterstuten preisfähig; im Uebrigen werden die Preise ohne Rücksicht auf die einzelnen Oberämter vertheilt, nur muß der Preis-Bewerber ein im Lande wohnender Württemberger seyn und sich durch obrigkeitliches Zeugniß darüber ausweisen, daß er wenigstens 4 Wochen im Besitz des zu Markte gebrachten Pferdes ist.

Die Pferde und Fohlen, welche Preise erhalten, werden öffentlich bekannt gemacht.

4) Im Interesse des Verkehrs werden alle Pferde, welche spätestens bis zum 5. Februar 1842 den Stadträthen Maß oder Pfuderer angemeldet werden, nach Alter, Farbe und Race noch vor dem Markt öffentlich bekannt gemacht.

5) Für Ordnung des Marktes und auf Verlangen für Unterbringung der Pferde wird von einer hiezu bestimmten Commission gesorgt werden. Die zu einem solchen Markt besonders geeignete Lage der Stadt, die nicht unbedeutende Pferdezucht der Umgegend, sowie auch die dem Verkehr mit Luxus-Pferden förderlichen Localverhältnisse, lassen für Käufer und Verkäufer ein günstiges Resultat erwarten, daher solche zu zahlreichem Besuch eingeladen werden.

Den 16. December 1841.

Stadtrath. Bunz.

*Pferdemarkt-Ordnung von 1841.*

mit großem Erfolg statt.<sup>38</sup> Die Stadt hatte insgesamt 72 Gulden und 54 Kreuzer an Preisgeldern zur Verfügung gestellt.<sup>39</sup> Vorstand von Röder berichtete darüber vor dem Landwirtschaftlichen Verein:

»Es erfolgten zahlreiche Anmeldungen, die schon auf eine bedeutende Concurrenz von Käufern und Verkäufern hoffen ließen, allein die Erwartungen wurden noch übertroffen, denn es wurden gegen 800 Pferde und Fohlen, worunter manches Ausgezeichnete, auf diesen Markt gebracht, der von dem schönsten Wetter begünstigt war.

Der Umritt, bei welchem – mit Dank seye es erwähnt – der hiesige Musik-Verein auf einem festlich gezierten Wagen, womit der Zug eröffnet wurde, mitzuwirken die Gefälligkeit hatte, bewegte sich in einer unabsehbaren Doppelreihe mit gegen 600 Pferden (denn nicht alle nahmen am Zuge theil) durch die schönen Alleen, die so ganz dazu geeignet sind, und durch einen Theil der Stadt auf den Exerzier-Platz hin, woselbst die Fest-Tribüne sich befand für die Commission zur Austheilung der Preise. Die ausgetheilten Preise mit der Benennung der Preisbewerber und Bezeichnung der Preisthiere wurden im Schwäbischen Merkur vom 22. Februar d. J. S. 206 öffentlich bekannt gemacht. Gegen 200 Käufe wurden abgeschlossen, und der höchste Preis, soweit die Resultate zur amtlichen Kenntniß kamen, war für ein Paar Wagenpferde 45 Carolin.

Ein schönes Ergebnis, das auf vielfachen Anklang bei dem Publikum und namentlich bei den Pferdehaltern und Pferdezüchtern schließen läßt.«<sup>40</sup>

Der zweite Pferdemarkt fand ein Jahr später am 14. Februar 1843 statt.<sup>41</sup> Der dritte Pferdemarkt wurde am 13. Februar 1844 abgehalten, wobei dieses Mal nicht mehr die schönsten Pferde, sondern die Pferde mit den höchsten Kaufpreisen ausgezeichnet wurden.<sup>42</sup> Dieser dritte Pferdemarkt dürfte wohl auch der letzte dieser Art gewesen sein. In den Zeitungen finden sich in den folgenden Jahren keine Ankündigungen mehr und auch die so genannten Bürgermeister-Rechnungen, in denen die Ausgaben für die Preisgelder von 1842 bis 1844 ausgewiesen sind, verzeichnen in den Folgejahren für Pferdemarkte keine Ausgaben mehr.<sup>43</sup>

#### *1850–1900: Verpasste Chancen*

Fünzig Jahre voller einschneidender und nachhaltiger Ereignisse: König Wilhelm I., König Karl und König Wilhelm II. haben in dieser Zeit das Land regiert. Zwei Kriege, der Deutsche Krieg von 1866 und der Deutsch-Französische Krieg 1870/71, belasteten das Land. Das Zeitalter der Industrialisierung begann in Ludwigsburg mit dem Anschluss ans Eisenbahnnetz, der Ansiedlung und Gründung neuer Fabriken und der Erbauung eines Gaswerks. Im Osten der Stadt wurden Kasernen gebaut, die Garnison und die Einwohnerzahl vergrößerten sich.

Die wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen spiegelten sich jedoch in der Entwicklung der Ludwigsburger Vieh- und Rossmärkte nicht wider, die Frequenz war enttäuschend. Trotzdem blieb die Haltung des Stadtrats konservativ, eher bremsend, auf keinen Fall aber offen für Neues. Einen eigenen Pferdemarkt – wie zwischen 1842 und 1844 – gab es schon lange nicht mehr. Der Pferdehandel wurde im Rahmen der Viehmärkte abgewickelt.

Der Umstand, dass Ludwigsburg als Garnison- und Soldatenstadt auch eine Pferdestadt war, wirkte sich allerdings nicht auf den örtlichen Pferdehandel aus. Das Militär beschaffte sich seinen Pferdenachwuchs von jeher unabhängig vom öffentlichen Pferdehandel in eigener Verantwortung über die periodisch stattfindenden so genannten Remontierungen. Den Ludwigsburgern blieb deshalb nur die vielzitierte



# Märkte der Stadt Ludwigsburg.

## Ordnung nach der Gattung:

### Krämermärkte:

(Dauer je 3 Tage.)

- Februar: 2. Dienstag nach Lichtmeß.
- Mai: Dienstag vor der Stuttg. Messe.
- November: Dienstag an oder nach Allerheiligentag.

### Lebermärkte:

- März: 2. Dienstag.
- Mai: 1. Donnerstag, wenn Festtag, Tags zuvor.
- Juli: Donnerstag vor Jakobi.
- November: Dienstag, an oder nach Allerheiligentag.

### Viehmärkte:

- Februar: 2. Dienstag nach Lichtmeß.
- März: 3. Dienstag.
- Mai: Dienstag vor der Stuttg. Messe.
- November: Dienstag an oder nach Allerheiligentag.

### Holzmärkte:

- Februar: 2. Dienstag nach Lichtmeß.
- März: 3. Dienstag.
- Mai: Dienstag vor der Stuttg. Messe.
- Juli: Donnerstag vor Jakobi.
- November: Dienstag an, oder nach Allerheiligentag.

### Fruchtmärkte:

- Jeden Dienstag; Feier- und Festtags: Tags zuvor.

### Schweinsmärkte:

- Ebenso, Jedem Sonntag; wenn nicht Sonntags ein Markt fällt, Tags zuvor.

### Wochenmärkte:

- Jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag; wenn Fest- oder Feiertag: Tags zuvor.

## Ordnung nach der Zeitfolge:

### Februar:

- 2. Dienstag nach Lichtmeß:  
Krämer-, Vieh-, und Holz-Markt.

*Am Donnerstag d. 1. Mai  
Wiese folgen Markt.*

### März:

- 2. Dienstag:  
Lebermarkt;
- 3. Dienstag:  
Vieh- und Holz-Markt.

*Am Donnerstag d. 1. Mai  
Wiese folgen Markt.*

### Mai:

- 1. Donnerstag, wenn Festtag, Tags zuvor:  
Lebermarkt; .
- Dienstag vor der Stuttgarter Messe:  
Krämer-, Vieh- und Holz-Markt.

*Am Donnerstag d. 1. Juli  
Wiese folgen Markt.*

### Juli:

- Donnerstag vor Jakobi:  
Leber- und Holz-Markt

### November:

- Dienstag an, oder nach Allerheiligentag:  
Krämer-, Leber-, Vieh- und Holz-  
Markt.

*Am Donnerstag d. 1. Mai  
Wiese folgen Markt.*

Pur Beurkundung

Ludwigsburg, den 21. Mai 1878.

Stadtkonowverwaltung.

Schmidt.

Ludwigsburger Marktkalender von 1878.

»Liebe zum Pferd«. Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Blick auf die offiziellen Statistiken des Jahres 1865. Danach zählte das Oberamt Ludwigsburg zu den mittleren bis pferdereichen Ämtern des Landes, aber nur, wenn die Militärpferde mitgezählt wurden. Ohne Berücksichtigung der Militärpferde galt das Oberamt als pferdearm.<sup>44</sup>

Mit Bedauern stellte der Landwirtschaftliche Verein deshalb fest, »dass Ludwigsburg, wie keine andere Stadt unseres Vaterlandes, so schöne Marktplätze hat, und doch die hiesigen Märkte im Allgemeinen wenig besucht sind«. <sup>45</sup> Die von Seiten des Vereins im Jahr 1850 vorgeschlagenen Maßnahmen zur Hebung der Frequenz der Viehmärkte wurden vom Stadtrat unter Berufung auf »frühere Erfahrungen« ebenso abgelehnt wie ein Vorschlag des Gewerbe- und Handelsvereins aus dem Jahr 1874, zwei weitere Viehmärkte in Ludwigsburg einzurichten.<sup>46</sup>

Ein erster Antrag, monatliche Vieh- und Rossmärkte in Ludwigsburg einzuführen, stammte aus dem Jahr 1879. Er wurde jedoch abgelehnt.<sup>47</sup> Zwanzig Jahre sollten noch vergehen, bis sich wirklich etwas bewegte.

1857 stand sogar kurzfristig eine Streichung des Lichtmess-Marktes im Februar zur Debatte.<sup>48</sup> Die Schuld für die schlechten Ergebnisse wurde bei den Märkten der Nachbargemeinden wie Leonberg, Stuttgart oder Backnang gesucht. Doch anstatt ideenreich auf die Konkurrenz zu reagieren, beschränkte sich der Gemeinderat in den Jahren 1857, 1874 und 1897 auf den Versuch, mit Terminkorrekturen, wie zum Beispiel der Verlegung des Markttages vom zweiten auf den dritten Dienstag des Monats, die Ludwigsburger Viehmärkte für das Umland wieder attraktiver zu machen.<sup>49</sup> Die Erfolge blieben natürlich aus.

#### *1901: Monatliche Viehmärkte*

Ende 1898 unternahm der Gemeinderat einen weiteren Versuch in Sachen Viehmärkte und übergab »die Frage der Hebung der Frequenz der hiesigen Viehmärkte« zur Klärung und Begutachtung an die städtische Ökonomie-Verwaltung. Nach Besichtigung der Viehmärkte in Bretten und Bietigheim arbeitete eine Kommission einen Acht-Punkte-Plan aus. Kernpunkt war die Forderung nach Einführung monatlicher Viehmärkte.<sup>50</sup>

Der Handels- und Gewerbeverein sowie der Landwirtschaftliche Bezirksverein unterstützten die Pläne.<sup>51</sup> Die Stadt reichte daraufhin ein entsprechendes Gesuch bei der Kreisregierung ein und entkräftete entschieden und erfolgreich die Einsprüche der Nachbargemeinden Bietigheim, Ditzingen, Leonberg, Marbach, Vaihingen und Winnenden.<sup>52</sup>

Am 13. Oktober 1899 erhielt die Stadt die gewünschte Genehmigung.<sup>53</sup> Die monatlichen Viehmärkte starteten am 10. Januar 1901. Sie wurden jeweils am zweiten Donnerstag im Monat abgehalten.<sup>54</sup> Da der Karlsplatz wegen des Neubaus der Garnisonkirche seit 1900 nur noch beschränkt zur Verfügung stand, fand der Markt größtenteils in der Leonberger Straße statt. Die Nähe zum Güterbahnhof erwies sich als vorteilhaft, da das Vieh hauptsächlich mit der Bahn an- bzw. abtransportiert wurde.<sup>55</sup>

Die monatlichen Viehmärkte bewährten sich und erhielten 1904 wie auch 1914 eine Verlängerung der Konzession um jeweils zehn Jahre.<sup>56</sup> Sie überlebten zwei Weltkriege und wurden erst Mitte der 1950er Jahre eingestellt.

Abschließend eine notwendige Anmerkung: Es fiel sicher auf, dass in diesem Kapitel immer nur von Viehmärkten die Rede war. In der Tat handelte es sich bei den 1901 eingeführten monatlichen Märkten um reine Viehmärkte, bei denen auch noch

Pferde verkauft wurden. In den Statistiken der Verkaufszahlen und Umsätze, selbst in Presseberichten tauchten Pferde nicht auf. Lediglich bei den Waage-Gebühren wurden Pferde erwähnt und bei der Klassifizierung dem Großvieh zugeordnet.<sup>57</sup>

### *Pferdemärkte*

Früher größte Garnison,  
Militär gab ersten Ton.  
Heute anderes Gesicht,  
Landwirtschaft gibt Schwergewicht.  
Der Ludwigsburger hat erfasst,  
Hat sich der Neuzeit angepasst.  
Der Pferdemarkt, er sei das Band  
Vom Bürger zu dem Bauernstand.  
Vereinte Kraft, dann lebt man doch.  
Wünsch' voll Erfolg, ein Vivat Hoch!<sup>58</sup>

#### *Das Jahr 1920: Der erste Pferdemarkt<sup>59</sup>*

1920 ist das Geburtsjahr des modernen Ludwigsburger Pferdemarkts. In diesem Jahr erhielt dieser Markt seinen eigenen Namen und seinen eigenen unverwechselbaren Charakter. War er bisher, bis auf die Ausnahmen in den Jahren 1842 bis 1844, immer nur das Anhängsel eines Viehmarkts oder bestenfalls ein Vieh- und Rossmarkt, so ist er jetzt selbständig, emanzipiert von der Dominanz der Viehmärkte.

»Es ist eigentlich unverständlich, warum es so lange gebraucht hat, bis hier ein solches Unternehmen ins Leben gerufen wurde, für das schon längst die denkbar günstigsten Vorbedingungen bestanden.« Diese berechtigte Frage stellte sich ein Journalist der Ludwigsburger Zeitung am Anfang seines Berichts über den ersten Ludwigsburger Pferdemarkt.<sup>60</sup> Eine öfters geäußerte Vermutung führte das damalige Desinteresse darauf zurück, dass ein Pferdemarkt nichts anderes als eine Pferdeschau sei, »und eine solche war für die Ludwigsburger nichts Ungewohntes, hatten sie doch jeden Tag Gelegenheit, unsere früheren schmucken Kavallerie- und Artillerie-Regimenter mit ihren mustergültig zusammengestellten Pferden durch die Straße ziehen zu sehen. Diese täglich sich wiederholenden Bilder verschwanden mit der Abschaffung der Wehrpflicht fast völlig aus unserer Garnison. Ein kleiner Ersatz hierfür sollte der Pferdemarkt sein.«<sup>61</sup>

Ein Grund für das Desinteresse an einem eigenständigen Pferdemarkt war sicher auch der fehlende äußere Druck, handeln zu müssen. Es ging bislang ja auch so. Diesen Druck gab es erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs. Ludwigsburg verlor den Großteil seiner Garnison und damit auch seiner Existenzgrundlage. Um die entstandenen wirtschaftlichen Verluste wieder auszugleichen, musste das Rathaus reagieren. Mit einem eigenständigen Pferdemarkt sollte dies zumindest teilweise gelingen. Außerdem erhoffte man sich, mit einem Pferdemarkt in der Kreisstadt die im Laufe der Kriegsjahre entstandene Kluft zwischen der Stadt- und der Landbevölkerung wieder überbrücken zu können.

Nach einer Anregung des Stadtrats und Wirts Adolf Noz reichte Oberbürgermeister Hartenstein am 3. Mai 1919 beim Oberamt den Antrag ein, in Anknüpfung an die alte Markttradition am zweiten Montag und Dienstag des März in der Alle



*Programmzettel des ersten Pferdemarkts.*

zwischen der Schorndorfer Straße und dem Karlsplatz einen Pferdemarkt abhalten zu dürfen.<sup>62</sup> Prompt regte sich Widerstand: Leonberg und Stuttgart befürchteten eine wirtschaftliche Schädigung ihrer Märkte, und das Kameralamt hatte Angst um den Baumbestand in den Alleen.<sup>63</sup> Die Kreisregierung schloss sich jedoch der Ludwigsburger Stellungnahme an, verwarf die Einsprüche und genehmigte am 14. Januar 1920 den Markt für zunächst fünf Jahre.<sup>64</sup>

Am 8. und 9. März 1920 sollte der erste Pferdemarkt stattfinden. Zur reibungslosen Abwicklung der Organisation und Planung wurde ein so genannter Pferdemarktausschuss mit ausschließlich beratender Funktion gegründet, der seinerseits einen Ehrenausschuss, einen geschäftsführenden Ausschuss, einen Empfangsausschuss, einen Finanzausschuss, einen Platzausschuss, einen Wirtschafts- und Verpflegungsausschuss, einen Verkehrsausschuss sowie einen Ausstellungsausschuss zur Abarbeitung der Detailaufgaben benannte.<sup>65</sup> Der Ludwigsburger Pferdemarkt sollte ein »besonderes Gepräge« erhalten, denn der Eindruck des ersten Marktes war nach allgemeiner Ansicht maßgebend für die Zukunft.

Knapp einen Monat nach der Genehmigung stellte der Pferdemarktausschuss die Gesamtkonzeption vor: »Marktplatz« ist die Hauptallee entlang der Stuttgarter Straße. Dem Markt angeschlossen ist ein Hundemarkt sowie eine Ausstellung landwirtschaftlicher Geräte im großen Exerzierhaus an der Bärenwiese. Die Finanzierung soll weitgehend über eine Pferde-Lotterie erfolgen. Das Platzgeld pro Pferd beträgt 2 Mark. Die Pferde können in den Ställen der ehemaligen Kasernen kostenpflichtig eingestellt werden, für Futter wird gesorgt. Ein Vergnügungsplatz mit Schießbuden und Karussellen wird zugelassen.



Das Fundament des Pferdemarkts bilden die drei bereits bei den Märkten von 1842 bis 1844 eingeführten Kernpunkte: Der Pferdehandel am Montag, die Prämierung und der Umzug der prämierten Pferde und Gespanne am Dienstag, dem Haupttag des Marktes. Ein gemeinsames Abendessen im Ratskeller, zu dem die Behörden, die Ausschüsse und die Marktbesucher eingeladen sind, beschließt den ersten Tag. Mit der Überreichung der von der Stadt ausgelobten Geldpreise endet am Dienstagabend der Pferdemarkt.

Für die Organisation haben die Ausschüsse nur sechs Wochen Zeit! Die Werbung für den Markt erfolgt über Plakate und Inserate in den wichtigsten Tageszeitungen der Region. Sonderzüge von Heilbronn und von Stuttgart werden eingesetzt.



**Große Transporte**

**Belgier-Pferde**

**Schwersten und mittleren Schlages**

für den hiesigen Pferdemarkt sind eingetroffen und laden wir Käufer zu deren Besichtigung freundlichst ein.

**J. & S. Kusiel**  
Pferdehandlung

Seestraße 49 **Ludwigsburg** Telephon 115

*Anzeige in der Ludwigsburger Zeitung vom 6. März 1920.*

Der Pferdemarkt 1920 kam beim Publikum und bei den Händlern gut an. 710 Pferde wurden aufgetrieben, obwohl das schlechte Wetter den Ablauf des ersten Tages stark beeinträchtigte. Oberbürgermeister Hartenstein begrüßte die Ehrengäste im Rathausaal, danach schloss sich eine Besichtigung der landwirtschaftlichen Ausstellung an. Ein Höhepunkt des Tages war die Prämierung der verschiedenen Gespanne, bei der auch außer Konkurrenz zwei sechsspännige Artilleriegespanne vorfuhren. An dem Essen im Ratskeller nahmen laut Zeitungsbericht auch zahlreiche Damen teil.<sup>66</sup>

Am zweiten Markttag grüßte schönster Sonnenschein und es »entwickelte sich ein Treiben, wie es Ludwigsburg seit der Mobilmachung nicht mehr gesehen hatte«. Am Umzug nahmen die prämierten Pferde und Gespanne teil, unter anderem auch Reklamewagen, so zum Beispiel der Pritschenwagen eines Kohlenhändlers, der Fuhrwagen eines Spediteurs oder der Geschäftswagen eines Chemiefabrikanten. Elegante Luxuskutschen, militärische Packwagen und der Wagen einer Studentenverbindung belebten das Bild. Den Abschluss bildeten die von der Stadtverwaltung gestellten Wagen.<sup>67</sup>

*Die Pferdemarkte 1921–1925: Erholung nach der Inflation*<sup>68</sup>

Nach den eher vorsichtigen ersten beiden Pferdemarkten von 1920 und 1921 und den Rückschlägen während der Inflationszeit 1922 und 1923 erlebten die Märkte ab 1924 einen nie erwarteten Aufschwung, so dass sie sich, wie die Ludwigsburger Zeitung meinte, getrost neben den bedeutendsten Pferdemarkten des Landes sehen lassen konnten.<sup>69</sup> Der überraschende Erfolg beruhte auf der ausgewogenen Kombination von kommerziellem Pferdemarkt und landwirtschaftlicher Fachausstellung auf der einen Seite und einer die Allgemeinheit interessierenden Pferdeschau mit Festcharakter auf der anderen Seite. Die Prämierung der Zucht-, Gebrauchs- und



*Wagen aus dem Nachbarort Aldingen beim Pferdemarkt-Umzug von 1925.*



*Wagen der Firma Ziemann beim Festumzug von 1930.*

Luxuspferde und der unterschiedlichsten Gespanne, die Reiter- und Fahrvorführungen auf dem eigens mit Tribünen eingerichteten Festplatz auf dem kleinen Exerzierplatz zwischen der Hindenburg- und der Friedrichstraße sowie vor allem der Umzug durch die Stadt lockten neben dem Fachpublikum auch Pferdeliebhaber und Schaulustige an. Die Begeisterung für das Pferd war den Ludwigsburgern offensichtlich nicht verloren gegangen.

Die Ludwigsburger Zeitung brachte seit 1922 regelmäßig eine Sonderbeilage zum Pferdemarkt heraus. Besucher und Händler wurden durch einen von Jahr zu Jahr unterschiedlich gestalteten Programmzettel bzw. durch eine Prämierungs-Ordnung über den Ablauf des Marktes und die Prämierung informiert. Die Geschäfte in der Stadt dekorierten Pferdemarkt-Schaufenster, im Ratskeller spielte eine Militärkapelle.

Neben der Begeisterung für das Pferd war den Ludwigsburgern auch die Begeisterung fürs Militär nicht verloren gegangen. Seit 1924 waren das so genannte Schaufahren sowie verschiedene Reitervorführungen der in Ludwigsburg stationierten Einheiten fester Bestandteil des Pferdemarkts. Dem Standortkommandanten wurden dabei vom Oberbürgermeister u. a. ein würdiger und unpolitischer Verlauf der Vorführungen, keine Reden gegen die Regierungsform oder den Reichspräsidenten und ein sofortiges Einschreiten bei unvorhergesehenen politischen Entgleisungen zugesichert.<sup>70</sup>

Beim Pferdemarkt 1925 wurden übrigens von den 629 aufgetriebenen Pferden 250 verkauft.<sup>71</sup>

#### *Die Pferdemarkte 1926–1930: In ruhigen Bahnen*<sup>72</sup>

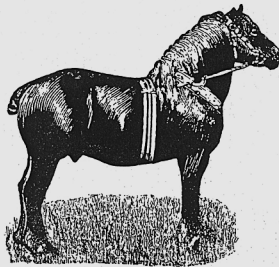
»Der Markt soll in Umfang und Art des Vorjahrs abgehalten werden.« Dieser Beschluss des Pferdemarktausschusses aus dem Jahr 1929 kann als Motto der Pferdemarkte in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre angesehen werden.<sup>73</sup> Das Konzept hat sich bewährt, der Ludwigsburger Pferdemarkt sein Gesicht gefunden. Die Händler haben den Markt angenommen. Die Verkaufszahlen lagen konstant bei etwa 200

Pferden. Ludwigsburg machte seinem Namen als Pferdestadt alle Ehre. Die vielbeschworene Annäherung der ländlichen an die städtische Bevölkerung konnte als geglückt bezeichnet werden.

Viele ehemalige Soldaten nahmen den Pferdemarkt zum Anlass, ihre alte Garnison wieder zu besuchen. Der Rummel auf dem Karlsplatz mit Karussellen und Schießbuden war bis tief in die Nacht belebt. Den unangefochtenen Höhepunkt bildeten am Dienstag der Umzug durch die Stadt und vor allem die Reit- und Wagnervorführungen auf dem Festplatz unter Beteiligung der III. Abteilung des Artillerie-

## Pferdemarkt Ludwigsburg

Montag,  
den 8. März 1926



Dienstag,  
den 9. März 1926

### **Erster Tag: Montag, den 8. März 1926:**

Pferdemarkt. Maschinen-Ausstellung und Verkauf. Hundemarkt.

### **Zweiter Tag: Dienstag, den 9. März 1926:**

Fortsetzung der Märkte. Preisbewerb von Pferden, Wagen und Reitern. Umzug durch die Stadt. Vorführung der Pferde und Wagen. Preisverteilung. Schaufahren und Reiten auf dem kleinen Exerzierplatz.

### **Der Pferdemarkt in den breiten Alleen der Stuttgarterstraße**

beginnt am **Montag** vormittags 8 Uhr und wird am **Dienstag** fortgesetzt. Für gute Unterkunft der Pferde ist gesorgt.

Die sonstigen Veranstaltungen sind so angeordnet, daß der eigentliche Pferdemarkt, der immer die Hauptsache sein wird, nicht [beeinträchtigt werden kann.

### **Die Ausstellung und der Verkauf** landwirtschaftlicher [Maschinen, Wagen,

Geräte und Sattlerwaren im großen Exerzierhaus an der Stuttgarterstraße wird am **Sonntag, den 7. März**, vormittags 11 Uhr, eröffnet und bleibt über die ganze Dauer des Pferdemarktes allen Besuchern zugänglich. Sehr sehenswert.

### **Der Hundemarkt** (neben dem Pferdemarkt gelegen) beginnt am **Montag** vorm. 8 Uhr.

Zigeuner und fahrendes Volk haben keinen Zutritt zum Pferdemarkt.

**Im Mai 1926 großer Zuchtviehmarkt in Ludwigsburg.**



Regiments Nr. 5 mit vier Geschützgespannen. Auch finanziell war der Pferdemarkt ein Erfolg. Zur Freude der Ökonomie-Verwaltung wies z. B. die Bilanz 1930 ein Plus von 2841 Mark für die Stadtkasse aus.

*Die Pferdemarkte 1931–1933: Eine neue Zeit zieht auf*<sup>74</sup>

Als Reaktion auf die Weltwirtschaftskrise fand der Pferdemarkt 1931 ohne feierliche Eröffnung, ohne Umzug und Darbietungen auf dem Festplatz sowie ohne abschließendes Festessen im Ratskeller statt.<sup>75</sup> Der Pferdemarkt 1932 verlief dann wieder im gewohnt bewährten Rahmen, wobei allerdings vorsichtig über Neuerungen nachgedacht wurde: »An Auswahl fehlt es diesmal wirklich nicht, eher am Geld«, war in der Ludwigsburger Zeitung zu lesen. Allerdings war sich der Pferdemarktausschuss bei aller Aufbruchstimmung auch darüber einig, dass »Dinge, die unter den Begriff Lustbarkeiten fallen«, nicht ins Programm genommen werden sollten!<sup>76</sup>

Die Neuerungen kamen dann allerdings 1933 in größerem Umfang – und wurden offensichtlich auch begeistert aufgenommen. Der Dienstag des Pferdemarkts 1933 wurde vom Standortkommando zum »Tag des Reiters« erklärt. Den Großteil der Darbietungen auf dem Festplatz bestritten die berittenen Truppenteile Ludwigsburgs, während die ländlichen Vereine quasi im Vorprogramm mit Schaureiten auftraten.<sup>77</sup> In einem internen Schreiben des Standortkommandos heißt es: »Es besteht der Wunsch und die Gelegenheit, dass die berittenen Waffen des Standorts im Sinne Eindruck machender Wehrpropaganda am Dienstag, den 14. März 1933 nachmittags gelegentlich des Pferdemarkts die zahlreichen Besucher, besonders die alten Soldaten und jungen reiterlich interessierten Männer, einen kurzen Einblick tun lassen in ihre Ausbildung. Dieses Auftreten in der Öffentlichkeit soll sich über den seither üblichen Rahmen herausheben und sich außerdem abheben von den von bürgerlicher Seite beabsichtigten Veranstaltungen.«<sup>78</sup> Die fast zweistündigen Vorführungen fanden vor ausverkauften Rängen statt. Vorher hatten die Besucher noch die Möglichkeit, die für die Bevölkerung geöffneten Kasernen zu besichtigen.

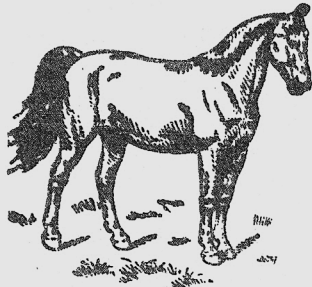
*Der Pferdemarkt 1934: Die Ludwigsburger Wehrwoche*<sup>79</sup>

Der Ludwigsburger Pferdemarkt hat im Jahr 1934 seine »Unschuld« verloren. Er wurde instrumentalisiert, zur Demonstration militärischer Stärke benützt.<sup>80</sup> Der am Montag und Dienstag stattfindende Markt wurde mit einer am Samstag und Sonntag von der Reichswehr veranstalteten »Ludwigsburger Wehrwoche« zusammengesaltet, was in der Summe eine »Wehrpropaganda-Woche« ergab. Die Kasernen waren geöffnet, die neuesten Waffen zur Schau gestellt, Jugendliche konnten sich an einem Spiel mit Namen »Fliegerabschuss« erfreuen. Im Südgarten vor dem Schloss und auf dem Festplatz fanden – teils in historischen Uniformen – militärische Reit- und Fahrvorführungen statt.

Die Berichterstattung der linientreuen Presse erreichte eine neue Quantität und Qualität. Eine Erklärung, warum das Interesse für die militärischen Darbietungen so groß war, fand die »Schwäbische Tageszeitung« aus Stuttgart darin, dass »durch die nationale Erhebung des Volkes das Reitsportliche und Militärische noch mehr an Wert und Neigung gewonnen hat«.<sup>81</sup> Der Pferdemarkt sollte verstärkt die Verbundenheit der Landwirtschaft mit der Reichswehr und weniger mit der Stadtbevölkerung zeigen. Ein Pferd konnte eben sowohl vor einen Heuwagen als auch vor eine Flak-Batterie oder einen Minenwerfer gespannt werden. Der Besuch von Reichsstatthalter Murr in Begleitung von Kreisleiter Trefz stellte den »Höhepunkt« der Wehrwoche und des Pferdemarkts dar.



# Ludwigsburger Pferde-Markt



am Montag, den 12. und  
Dienstag, den 13. März 1934  
in den Alleen an der Stuttgarterstraße.  
Beginn vormittags 8 Uhr.

Prämierung von Pferden und Gespannen.  
Anmeldungen zum Preisbewerb bis  
spätestens 5. März erbeten. Landwirt-  
schaftliche Ausstellung. Anmeldungen die-  
zu bis spätestens 1. März. - Sundemarkt. -  
Dienstag, 13. März, nachmittags 1 1/2  
Uhr Umzug durch die Stadt. -

## 2 1/2 Uhr: Große militärische Darbietungen der Ludwigsburger Truppenteile im Schloßgarten

vor der Südfront des früheren Residenzschlosses im Rahmen der

### „Ludwigsburger Wehrwoche“

Gefechtsübungen in Friedensuniformen. — Modernes Gefecht. — Vor-  
führung von Masch.-Gewehr-, Minenwerfer- und Kletterzügen, einer  
geschlossenen Schützenkompanie und einer Batterie. — Ausfahrt von  
Deereskavallerieabteilungen. Kletterquadrillen usw. — Täglich von  
9—12 Uhr: Besichtigung von Kasernen und militärischen Aus-  
stellungen. — Bilder aus dem Truppendienst.

Die hier vorgenannten militärischen Darbietungen finden auch  
am Sonntag zuvor — 11. März — nachmittags 2 1/2 Uhr statt.

Zum Besuch des Marktes wird freundlichst eingeladen.

Auskünfte gerne durch

Pferdemarktausschuß Ludwigsburg  
Rathaus, Zimmer 19, Fernsprecher 3441.

Sonntagsrückfahrkarten-Ausgabe an allen Markttagen.

Zigeuner und fahrendes Volk haben keinen Zutritt zum Pferdemarkt.

Anzeige in der Ludwigsburger Zeitung vom 27. Februar 1934.

Der eigentliche Pferdemarkt blieb von all dem im Kern unberührt. 400 Pferde wurden zum Verkauf angeboten, die Hälfte davon fand einen neuen Besitzer. Der einzige »Wermutstropfen« für die Organisatoren: Da der Anteil der jüdischen Pferdehändler am Marktgeschehen bisher etwa 75 % betrug und zwei Drittel des Umsatzes über sie abgewickelt wurden, konnte man ihnen zum jetzigen Zeitpunkt die Marktteilnahme noch nicht verbieten.<sup>82</sup>

*Die Pferdemarkte 1935–1937: Im Zeichen von Politik und Propaganda*<sup>83</sup>

1935 und 1936 begann der Pferdemarkt versuchsweise schon am Sonntag. Ansonsten war alles wie gewohnt. Die Reiter-Darbietungen auf dem Festplatz hießen jetzt Reit- und Fahrturnier und wurden hauptsächlich vom Reitersturm 5 der SA-Reiterstandarte 55 gestaltet. Die beiden Standortkapellen bliesen auf dem Marktplatz zum Großen Zapfenstreich.<sup>84</sup>

Im Olympia-Jahr 1936 hatten Politik und Propaganda den Pferdemarkt fest im Griff. Zur Eröffnung betonte der Redner, dass das deutsche Volk jetzt gewillt sei, im friedlichen Wettkampf an der Eroberung der deutschen Scholle zu arbeiten. Einen Eindruck, wie dieser Wettkampf in etwa aussehen werde, konnten sich mehr als



*Pferdemarkt in der Allee neben der Stuttgarter Straße, 1937.*



*Hundemarkt hinter dem Reithaus an der Stuttgarter Straße, 1937.*

4000 begeisterte Zuschauer zum Abschluss des Reit- und Fahrturniers machen, als eine motorisierte Flak-Batterie unter kampfmäßigen Bedingungen auf dem Festplatz in Stellung gebracht wurde.

Die Begeisterung für das Pferd und die reiterische Disziplin sollte natürlich auch auf die Jugend übertragen werden. Der Reiter-Nachwuchs der HJ und des BDM legte öffentlich Reiterprüfungen ab und führte eigene Wettbewerbe wie Gelände- und Findigkeitsritte oder das beliebte »Cavalletti-Jagdspringen« durch.<sup>85</sup>

Der Pferdemarkt 1937, der letzte vor dem Krieg, stand unerwartet vor einem Problem: Das militärische und damit fast das ganze Beiprogramm musste entfallen, da der Wehrmacht die Teilnahme verboten wurde. Des Weiteren untersagte der



*Landwirtschaftliche Ausstellung im großen Exerzierhaus, 1937.*



*Wagen beim Festumzug von 1937.*



Werberat der Deutschen Wirtschaft die landwirtschaftliche Ausstellung. Die Stadt entschloss sich deshalb, als Ausgleich für den Verlust an Programmpunkten den Februar-Jahrmarkt auf den Pferdemarkt zu verlegen. Rummel und Umzug blieben natürlich erhalten.

In Übereinstimmung mit dem Gemeinderat verfügte der Oberbürgermeister im Februar 1937, dass Juden künftig von den Ludwigsburger Vieh- und Pferdemarkten ausgeschlossen sind.<sup>86</sup> Eine Maßnahme, die nur noch 1937 zum Tragen kam, da 1938 und 1939 die Pferdemarkte wegen einer grassierenden Maul- und Klauenseuche ausfielen. Ab 1940 war dann ein freier Pferdehandel infolge der öffentlichen Bewirtschaftung der Pferde nicht mehr möglich. Somit fielen alle weiteren Pferdemarkte bis Kriegsende aus.<sup>87</sup>

*Der Pferdemarkt 1949: Es geht weiter<sup>88</sup>*

Bereits im Februar 1947 hatte der Gemeinderat die »Wiederabhaltung« des Pferdemarkts im Jahr 1948 »in Aussicht genommen«<sup>89</sup>, doch erst 1949 war es dann soweit. »Nach elfjähriger Pause wird der traditionelle Pferdemarkt am 14. und 15. März 1949 wieder abgehalten.« Die lapidare Protokollnotiz des Gemeinderats ist der Start in einen neuen Abschnitt der Geschichte des Ludwigsburger Pferdemarkts.<sup>90</sup> Der Pferdemarktausschuss griff bei der Organisation auf die bewährten und erfolgreichen Hauptbestandteile der früheren Märkte zurück.

Markttag waren Montag und Dienstag, wobei die landwirtschaftliche Ausstellung bereits am Sonntag eröffnet wurde. Die Pferde wurden wieder in der Allee entlang der Stuttgarter Straße aufgetrieben. Frühjahrskrämermarkt und Vergnügungspark, der Hundemarkt, die Prämierung von Pferden und Gespannen sowie der Umzug



*Wagen der Möglinger Bauern-Jugend beim Festumzug von 1949.*



am Dienstag, dem Haupttag des Marktes, gehörten auch wieder dazu. Die früher so beliebten militärischen Schaudarbietungen entfielen natürlich. 1949 konnten 450 Händlerpferde aufgetrieben werden.

»Der letzte Tag des Pferdemarkts war für Ludwigsburg ein richtiges Volksfest. Die Behörden und die meisten Firmen hatten nachmittags geschlossen und in einigen Lokalen wurde nach Schluss des Marktes bis in die frühen Morgenstunden getanzt.«<sup>91</sup>

#### *Die Pferdemarkte 1950–1960: Kontinuität*<sup>92</sup>

Schnell ist der Pferdemarkt wieder in die Spur gekommen, und bald wurden aus der Spur eingefahrene Geleise. Oft liest man in den Protokollen des Pferdemarktausschusses Formulierungen wie »im gleichen Umfang wie letztes Jahr«<sup>93</sup>, was aber nicht heißen soll, dass überhaupt keine Neuerungen aufgenommen wurden, die sich bewährten und zum festen Bestandteil folgender Märkte wurden.



*Wagen der Wilhelma und des »Blühenden Barock« beim Festumzug von 1957.*

Ab 1950 erschienen zu den Pferdemarkten regelmäßig kleine Programmhefte und mit neu entworfenen Plakaten wurde in der Region für den Markt geworben.<sup>94</sup> 1950 fand auch das erste gemeinsame Frühstück der Preisrichter mit Mitgliedern des Ausschusses und des Gemeinderats statt. Seit 1952 wurde der Pferdemarkt am Sonntag-nachmittag mit einem so genannten Musik-Reiten des Ludwigsburger Reit- und Fahrvereins im alten Marstall am Reithausplatz eröffnet. 1954 erweiterte ein »Kleines Jagdspringen« das Eröffnungsprogramm. Stolz lautete im Jubiläumsjahr 1954 eine Überschrift in der Ludwigsburger Kreiszeitung: »Pferdemarkt wird alle anderen Feste überdauern.«<sup>95</sup>

Der Vergnügungspark, von 1950 bis 1955 auf dem Kleinen Exerzierplatz und seit 1956 auf der Bärenwiese, wurde bereits am Samstag eröffnet und entwickelte sich recht schnell zu einem beliebten Volksfest. Der Losverkauf für die Pferdelotterie

endete 1956. Parallel zum Pferdemarkt fand zwischen 1952 und 1956 im Schlachthof eine Mastvieh-Ausstellung mit Prämierung statt – ein Zeichen der immer noch sehr stark ländlichen Prägung des Ludwigsburger Pferdemarkts. Aber Veränderungen zeichneten sich ab. Wurden 1954 noch 250 Händlerpferde zum Verkauf aufgetrieben, so waren es im Jahr 1960 nur noch 78 Stück. Auch sorgten holländische Aufkäufer von Schlachtpferden durch überhöhte Preise für Unruhe.

Der Umzug durch die Stadt, der Höhepunkt des Marktes am Dienstag, zeigte über die Jahre ein einheitliches Gesicht. Reitergruppen des Reit- und Fahrvereins eröffneten den Zug, gefolgt von der Kapelle des Musikvereins Oßweil und den Kutschen mit den Ehrengästen. Zwischen den beiden Blöcken mit den prämierten Pferden und den prämierten Gespannen und Wagen sorgte die Orchestervereinigung für eine musikalische Auflockerung. Den Abschluss bildeten »Wagen aller Art«, sprich Reklamewagen.

Mit dem Pferdemarkt 1959 tauchte zum ersten Mal die fortlaufende Zählung der Pferdemarkte auf, als der Oberbürgermeister die Ehrengäste offiziell zum 192. Ludwigsburger Pferdemarkt einlud.

#### *Die Pferdemarkte 1961–1970: In geregelten Bahnen*<sup>96</sup>

Auch der Pferdemarkt konnte auf die erfolgreichen »Wirtschaftswunder«-Jahre zurückblicken. Was die Verantwortlichen wohl dazu bewog, an dem Erfolgskonzept nicht viel zu ändern. Ein Grund dafür, dass der Pferdemarkt in seinen Strukturen erstarrte. So wurde der Umzug 1963 in der Presse als »ärmlichstes Zeugnis der Einfallsllosigkeit« bezeichnet.<sup>97</sup> Erst die neu dazu genommenen Wagen der Kreisgemeinden belebten in der Folgezeit wieder das Bild. Die einzige Neuigkeit im Programm: Seit 1962 bereicherte eine Gebrauchtwagen-Verkaufsschau den Pferdemarkt. Außerdem führte die Landwirtschaftsschule die Abschlussprüfung der Reiter des landwirtschaftlichen Winterschulkurses öffentlich während des Pferdemarkts durch.

In den Jahren zwischen 1961 und 1970 wandelte sich der Pferdemarkt trotz aller Stagnation der äußeren Abläufe von einem ländlich geprägten Pferdemarkt zu einem Volksfest mit Pferdeschau. Das Pferd war zwar nach wie vor ein wichtiger Bestandteil und Anziehungspunkt, aber nicht mehr als Verkaufsobjekt, sondern als Schauobjekt. Wurden im Jahr 1961 noch 72 Händlerpferde zum Verkauf angeboten, so waren es 1969 nur noch sieben. Im Gegenzug nahm die Zahl der zur Prämierung angemeldeten Pferde im gleichen Zeitraum deutlich zu: von 186 im Jahr 1962 auf ca. 300 im Jahr 1970.

Prominentester und immer hoch ausgezeichneter Teilnehmer an den Prämierungen der 1950er und 1960er Jahre war das Ludwigsburger Traber-Gestüt von der Marienwahl. »Einen Edelstein, den man allerdings mit ganz anderen Augen betrachten muss, fanden die Preisrichter in den Fohlen aus dem Gestüt der Fürstin zu Wied«, berichtete die Ludwigsburger Kreiszeitung.<sup>98</sup>

#### *Die Pferdemarkte 1971–1980: Verlegung in den Mai*<sup>99</sup>

Der Ludwigsburger Pferdemarkt veränderte sich dann doch. Er wurde nicht nur umfangreicher und abwechslungsreicher, er ging auch mehr auf das Publikum zu. Die Organisatoren nahmen Rücksicht auf Berufstätige, die nicht ohne weiteres am Montag oder Dienstag freimachen konnten, und bezogen das Wochenende vermehrt ins Programm mit ein. Wurde der Pferdemarkt zusammen mit der Ausstellung bisher am Samstag in der Stadthalle eröffnet, so fand die Eröffnung seit 1975 in einem



*Von 1977 bis 2006 gab es Sonderstempel zum Pferdemarkt.*

Festzelt auf der Bärenwiese statt. Seit 1976 wurde der Pferdemarkt bereits am Freitag mit einem bunten Abend volkstümlicher Prägung im Festzelt eröffnet. Zweckmäßigerweise eröffnete der Vergnügungspark dann schon am Donnerstag.

Die entscheidende Änderung kam jedoch mit dem Pferdemarkt 1972, als der Pferdemarktausschuss den Termin vom witterungsmäßig ungünstigen März auf den wärmeren und damit besucherfreundlicheren Mai verlegte.<sup>100</sup> Neu eingeführt wurden

Ponyreiten und Kutschfahrten für Kinder am Sonntag (seit 1972 beim Stadion) sowie Reitervorführungen am Sonntag in der neuen Reitanlage Monrepos (seit 1973). Ein neuer, flotterer Flyer warb seit 1975 für den Pferdemarkt. Die Ludwigsburger Briefmarkensammler organisierten ab 1977 ein Sonderpostamt mit philatelistischen Pferdemarkt-Stempeln.<sup>101</sup> Eine Premiere für Ludwigsburg war die Live-Übertragung des Süddeutschen Rundfunks vom Pferdemarkt 1977, die als eine Spezi­alsendung der Reihe »Musikmarkt« direkt aus dem Festzelt auf der Bärenwiese gesendet wurde. Mit einer USA-Rodeo-Veranstaltung kündigten sich 1977 die ersten Events an. Und noch eine Bemerkung am Rande: 1978 wurden zwei Pferde verkauft.

*Die Pferdemarkte 1981–1993: Es wird bunter*<sup>102</sup>

1981 gab es eine in der Zwischenzeit zur Tradition gewordene Premiere: Beim Ludwigsburger Pferdemarkt wurde das erste Mal überhaupt kein Pferd mehr verkauft! Die Presse erklärte daraufhin den Pferdehandel für tot, nicht aber den Pferdemarkt. In diesem Zusammenhang wurde die Vermutung geäußert, dass Händler wie Käufer den für ihre Geschäfte renommierten Bietigheimer Pferdemarkt bevorzugen würden.<sup>103</sup> Dafür etablierte sich der Ludwigsburger Pferdemarkt dank seiner geänderten Konzeption immer mehr als abwechslungsreiches Volksfest und als Treffpunkt von Pferdefreunden, die das Pferd als Freizeitbeschäftigung entdeckt und schätzen gelernt haben.<sup>104</sup>

Seit 1983 veröffentlicht die Ludwigsburger Kreiszeitung wieder eine Sonderbeilage zum Pferdemarkt. Der musikalische Frühschoppen am Sonntag im Festzelt wurde 1984 eingeführt, ebenso der Senioren-Nachmittag am Montag. 1984 kommentierte das Eglosheimer Urgestein Otto Rösch zum ersten Mal den Umzug vom Brunnen am Markt­platz aus und Oberbürgermeister Dr. Ulshöfer beendete den Pferdemarkt mit Selbstgedichtetem: »Der Gaulsmarkt war a Bombafeschcht – von alle Feschcht isch des des beschtt.«

Mit dem Abriss der alten Stadthalle im Jahr 1984 verlor die landwirtschaftliche Ausstellung ihren angestammten Ausstellungsort. Sie konnte 1986 noch auf dem Parkplatz der Bärenwiese gezeigt werden und ging dann im Rahmen der Werbeaktion »Schaufenster Ludwigsburg« in der neu eingerichteten »Ludwigsburger Leistungsschau« auf.

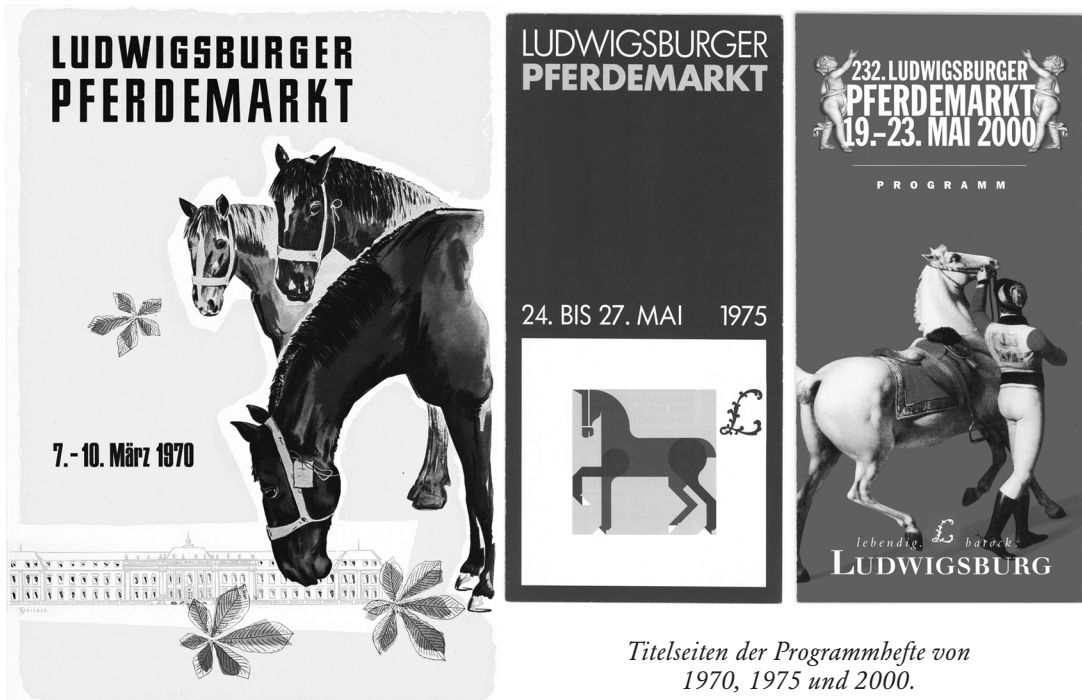
1986 initiierte der Ludwigsburger Fremdenverkehrsverein zwei bis heute erfolgreiche Programmpunkte: den Kunsthandwerkermarkt auf dem Markt­platz und vor allem einen verkaufsoffenen Sonntag. Von kürzerer Dauer war dagegen die Aktion mit den gratis verteilten Glückslosen, die möglichst viele Besucher zur Eröffnung des Pferdemarkts ins Festzelt locken sollte.<sup>105</sup>

In den folgenden Jahren ergänzten wechselnde Veranstaltungen das Unterhaltungsprogramm des Pferdemarkts. 1988 waren es Reiterspiele und ein Drehorgelwettbewerb, 1990 ein Steckenpferd-Wettbewerb der Kinder auf dem Markt­platz und das »Manegentheater Nögge« auf der Bärenwiese, 1992 Ritterspiele und 1993 römische Wagenrennen sowie Gladiatorenkämpfe. Die Zahl der zu den Prämierungen angemeldeten Pferde stieg kontinuierlich und verdoppelte sich bis 1993 gegenüber 1981 auf ca. 700 Meldungen.

*Die Pferdemarkte 1994–2004: Veranstalter LuST*<sup>106</sup>

Mit dem Pferdemarkt 1994 übernahm die 1993 als Nachfolgerin des städtischen Verkehrsamtes gegründete Ludwigsburger Stadtmarketing und Touristik GmbH (LuST) vom städtischen Liegenschaftsamt die Veranstaltung und Vermarktung des Pferdemarkts. Am »traditionellen Gerüst« wollte bzw. konnte die LuST zunächst nichts ändern, »neue Akzente« sollten aber durchaus gesetzt werden.<sup>107</sup>





*Titelseiten der Programmhefte von 1970, 1975 und 2000.*

Der erste dieser Akzente betraf das äußere Erscheinungsbild des Pferdemarkts in den Medien. Ein neues Logo mit einem beschwingten Pferd und einer ebenso beschwingten Stadtkirche löste das bisherige, fast 20 Jahre alte piktogrammartige Logo ab.<sup>108</sup> Plakate und Programmhefte mit König Friedrichs Schimmel Helene<sup>109</sup> als Blickfang wurden ebenfalls neu gestaltet. Ein weiterer Akzent zielte auf das jüngere Publikum. 1994 begleitete z. B. eine Dixieland-Band die Eröffnung im Festzelt mit Jazz, Swing und Blues und am Montagabend schmachtete Dieter Thomas Kuhn bei einer »Hü Hot Night« 50er- und 60er-Jahre-Schlager ins Festzelt. Die Kutschenprämierung konnte 1996 durch die Verlegung von der Bärenwiese in den Südgarten vor dem Schloss und durch eine fachkundige Kommentierung deutlich aufgewertet werden.

Anlässlich des Pferdemarkts 2000 strahlte der Südwestrundfunk im Rahmen der Sendereihe »Treffpunkt Feste und Bräuche« am 28. Mai 2000 einen halbstündigen Bericht über den Ludwigsburger Pferdemarkt im »Dritten« aus.<sup>110</sup>

Eine traditionsbrechende, aber längst überfällige Neuerung führte die LuST mit dem Pferdemarkt 2002 ein. Der Festzug wurde vom unattraktiv gewordenen Dienstag, dem bisherigen Haupttag des Pferdemarkts, auf den publikumsfreundlichen Sonntag verlegt. Eine weitere Tradition musste damit auch fallen, nämlich der behördenfreie Dienstagnachmittag beim Pferdemarkt.<sup>111</sup>

Durch strategisch-taktische Veränderungen am Ablauf und durch die Ergänzung, Ausweitung und zeitgemäße Neugestaltung der Beiprogramme festigte die LuST den Ruf des Pferdemarkts als ein Stadtfest mit Tradition. So wurden z. B. die im Jahr 2000 ins Leben gerufenen »Ludwigsburger BrauTage« in den Ablauf des Pferdemarkts integriert. Seit 2003 übernehmen sie die Eröffnungs- bzw. Abschlussveranstaltung

sowie die Bewirtung und Unterhaltung der Pferdemarktbesucher, das erste Mal noch auf der Bärenwiese anstelle des großen Festzeltes und seit 2004 auf dem Rathaushof.

Seit Auflösung der LuST mit Ablauf des Jahres 2004 liegt die Verantwortung für den Pferdemarkt beim städtischen Fachbereich für Film, Medien, Tourismus (FMT). Einen besonderen Höhepunkt bildete der große historische Festumzug im Jubiläumsjahr 2009.

### *Anhang*

#### *Plakate, Programme, Logo*

1920–1934: Ein grafisch gestalteter gezäumter Pferdekopf wird als »Logo« auf Programmen und Sonderbeilagen der Ludwigsburger Zeitung verwendet. Grafiker unbekannt.

1925: Zwei Skizzen »Pferdemarkt 1925« von Daniel Stocker (1865–1957).<sup>112</sup> Auftraggeber bzw. Verwendungszweck unbekannt.



*Skizze von Daniel Stocker (für Medaille?) zum Pferdemarkt 1925.*

- 1929: »Neu gefertigte Marktplakate«; verschollen.  
 1933–1937: Schriftplakate.<sup>113</sup>  
 1950–1960: Programmhefte mit insgesamt drei unterschiedlichen Titelfotos.  
 1951–1960: Vierfarbiges Blanko-Plakat; Entwurf: Richard Hoffmann (1912–1999);  
 Motiv unbekannt; verschollen.  
 1961–1974: Vierfarbiges Blanko-Plakat; Entwurf: Jürgen Hieber, Ludwigsburg;  
 Motiv: drei Pferde vor Schlosskulisse; identische Gestaltung der Programme.  
 1975–1993: Plakate, Programme, Logo; Entwurf: Wolfgang Kern, Ludwigsburg;  
 Motiv: piktogrammartig gestaltete Pferde; drei unterschiedliche Plakat-Gestaltungen;  
 vier unterschiedliche Programm-Gestaltungen.  
 Seit 1994: Logo »lebendig barock«; Entwurf: Höhne, Habann, Elser.  
 1994–2002: Plakate, Programme; Entwurf: Höhne, Habann, Elser; Motiv: »Pferd mit  
 Reitknecht« nach J. B. Seele<sup>114</sup>.  
 2003: Plakat, Programm; Entwurf: Höhne, Habann, Elser; Motiv: »Pferdeschwanz«.  
 Seit 2004: Plakate, Programme; Entwurf: Isabel Jäggle; Motiv: »Pferdeschatten«.

### *Prämierungsordnung*

Ablauf und besondere Bestimmungen der Prämierung sind in einer Prämierungsordnung festgelegt, die sich über die Jahre hin kaum verändert hat. Die erste Ludwigsburger Prämierungsordnung aus dem Jahr 1920 übernimmt dabei in den meisten Punkten sinngemäß oder sogar wörtlich die erste Leonberger Prämierungsordnung von 1914.

Die zur Prämierung vorgesehenen Pferde und Gespanne müssen vor Marktbeginn von den Besitzern beim Pferdemarktausschuss bzw. dessen Nachfolger angemeldet werden. Die Wettbewerbe finden in fünf Gruppen statt: Händlerpferde; Zuchtpferde; Fohlen; Gebrauchs- und Luxuspferde; Gespanne. Jede Gruppe wird von einem Preisgericht, das aus mindestens drei Preisrichtern besteht, bewertet. Es werden 1., 2. und 3. Preise verliehen, die mit von der Stadt zur Verfügung gestellten Geldpreisen verbunden sind. Es können mehrere 1., 2. oder 3. Preise gleichzeitig verliehen werden. Die Halter der preisgekrönten Pferde erhalten eine Preisplakette zum Befestigen am Stall. Die Namen aller Preisträger werden in der örtlichen Presse veröffentlicht.

1920 stellte die Stadt ca. 6000 Mark an Preisgeldern zur Verfügung, 1935 ca. 3000 Mark, 1950 ca. 4200 DM und 1962 ca. 10 000 DM. 1957 erhielt ein Pferdebesitzer für den 1. Preis 60 DM, für den 2. Preis 50 DM, für den 3. Preis 40 DM.

Die ausgezeichneten Pferde werden am Zaumzeug je nach Platzierung mit einer goldenen, weißen bzw. roten Kokarde oder »Schleife« geschmückt, damit während des Umzuges die Höhe der Auszeichnung auch von Pferdelaiken erkannt werden kann. Die Teilnehmer an den Prämierungen erhalten, falls sie leer ausgehen, eine Aufwandsentschädigung für die ihnen entstandenen Unkosten. Darüber hinaus werden besondere Leistungen mit Ehrenpreisen, die von Privatpersonen oder Wirtschaftsunternehmen gestiftet sind, ausgezeichnet.

Bis etwa 1970 wurden die Geldpreise bei einer den Pferdemarkt abschließenden, feierlich gestalteten Preisverleihung überreicht. Persönliches Erscheinen war dabei notwendig. Seit 1982 verleiht die Stadt neben den Geldpreisen silberne Medaillen als Ehrenpreise. Eine öffentliche Übergabe der Geldpreise erfolgt nicht mehr. Nur noch die Ehrenpreise werden zum Abschluss des Pferdemarkts den Ausgezeichneten von Vertretern der Stadt öffentlich übergeben.

In der Gruppe »Zuchtpferde« gab es im Jahr 2008 als Preisgeld für den 1. Preis 40 Euro, für den 2. Preis 35 Euro, für den 3. Preis 30 Euro und als »Trostpreis« für bloßes Erscheinen 10 Euro.

#### *Prämierungsorte*

1949–1953: Prämierung und Preiswettbewerbe in der Königsallee.

1954–1969 (Beginn der Bauarbeiten an der B 27): Prämierung und Preiswettbewerbe in der Allee entlang der Stuttgarter Straße zwischen Schorndorfer Straße und Friedrich-Ebert-Straße.

1970–1977: Prämierung der Händlerpferde hinter der Stadthalle; Preiswettbewerb der Zucht-, Reit- und Gebrauchspferde auf dem Dressurplatz beim Stadion; Kutschenprämierung in der Bebenhäuser Straße beim Stadion.

Seit 1978: Prämierung der Händlerpferde, der Kleinpferde sowie Preiswettbewerb der Zucht-, Reit- und Gebrauchspferde auf der östlichen Bärenwiese.

1978/79: Kutschenprämierung in der Fasanenstraße.

1980–1994: Kutschenprämierung auf dem Ostparkplatz Bärenwiese.

1995: Kutschenprämierung versuchsweise auf dem Marktplatz.

Seit 1996: Kutschenprämierung im Südgarten vor dem Residenzschloss.

#### *Prämierungstage*

Bis 1978: Montag: Prämierung der Händlerpferde; Dienstag: Preiswettbewerb der Zucht-, Reit- und Gebrauchspferde und Kutschenprämierung.

1979–1999: Sonntag: Prämierung der Händlerpferde; Dienstag: Preiswettbewerb der Zucht-, Reit- und Gebrauchspferde und Kutschenprämierung.

2000/2001: Sonntag: Prämierung der Händlerpferde und Kutschenprämierung; Dienstag: Prämierung der Zucht-, Reit- und Gebrauchspferde.

Seit 2002 (Verlegung des Umzugs auf Sonntag): Samstag: Prämierung der Großpferde und Kutschenprämierung; Sonntag: Prämierung der Kleinpferde.



*Skizze von Daniel Stocker (für Plakette?) zum Pferdemarkt 1925.*



## Anmerkungen

### Abkürzungen:

HStAS	Hauptstaatsarchiv Stuttgart
LKZ	Ludwigsburger Kreiszeitung
LW	Ludwigsburger Wochenblatt
LZ	Ludwigsburger Zeitung
StadtALB	Stadtarchiv Ludwigsburg
StAL	Staatsarchiv Ludwigsburg

- 1 StadtALB ST 3.1 (Zeitgeschichtliche Sammlung, Pferdemarkt), Programmheft 1968.
- 2 Stadtarchiv Leonberg (Beitrag von Bernadette Gramm zum Pferdemarktsheft 1995). Leonberg hat mit der Zählung dieselben Probleme wie Ludwigsburg und bezieht sich ebenfalls auf das Jahr 1768.
- 3 Der Wortlaut der einzelnen Reskripte und Privilegien ist nachzulesen in Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg. Band 1: Von der Vorgeschichte bis zum Jahr 1816, Ludwigsburg 2000, S. 348 ff.; Ludwigsburger Geschichtsblätter 2 (1901) S. 56 ff.; vgl. hierzu auch den Beitrag von Rolf Bidlingmaier im vorliegenden Band der Ludwigsburger Geschichtsblätter.
- 4 HStAS A 206 Bü 2130 (28. April, 5. Mai, 29. Mai, 1. September, 26. Oktober 1714).
- 5 HStAS A 206 Bü 2130 (2. April 1715).
- 6 Sting (wie Anm. 3) S. 105.
- 7 HStAS A 206 Bü 3434 (30. November 1730).
- 8 Anton Müller: Mai 1731, erster Pferde- und Viehmarkt, in: LKZ 7. März 1963, S. 4; Wolfgang Läßle: Zur Geschichte des Ludwigsburger Pferdemarkts (Typoskript von 1984 im StadtALB); LKZ 24. Mai 1989 (Sonderbeilage zum Pferdemarkt).
- 9 HStAS A 206 Bü 3434 (16. September 1750).
- 10 Ebd. (24. April 1751).
- 11 Ebd. (18. September, 17. November 1767).
- 12 HStAS A 206 Bü 3434 (4. Dezember 1767); A 213 Bü 5362 (4. Dezember 1767).
- 13 Die Markttermine des 18. und 19. Jahrhunderts wurden in der Regel nicht einem Kalenderdatum, sondern Heiligen-Festen zugeordnet, z. B. »Vincentii-Markt« oder »Markt am zweiten Dienstag nach Lichtmess«.
- 14 HStAS A 206 Bü 3434 (2. August 1768).
- 15 Tagebuch des Herzoglich Württembergischen Generaladjutanten Freiherrn von Buinghausen-Wallmerode über die »Land-Reisen« des Herzogs Karl Eugen von Württemberg in der Zeit von 1767 bis 1773, hrsg. von Freiherr Ernst von Ziegeler, Stuttgart 1911.
- 16 HStAS A 213 Bü 5362 (23. Mai, 20. Juni, 3. Juli 1786).
- 17 HStAS A 213 Bü 5363 (26. Juli, 27. September 1786).
- 18 HStAS A 213 Bü 5362 (7. Oktober, 16. Oktober 1786); Bü 5364 (15. November 1790, 29. Januar, 6. Mai 1791).
- 19 StAL E 258 I Bü 7, Fasz. 4 (»Tabelle über die ins Land gekommenen und erkaufen, dagegen aber wieder außer Landes verkauften Pferde. Von Georgij 1787 bis 1788«).
- 20 Schwäbische Chronik 4. Februar 1788, 5. Februar 1790, 7. Februar 1791.
- 21 HStAS A 206 Bü 3409 (26. April 1794).
- 22 Ebd. (30. September 1794).
- 23 Ebd. (23. Februar 1796).
- 24 StadtALB L 150 Bd. 5 (5. November, 17. Dezember 1804); HStAS A 213 Bü 5365 (18. Januar 1805).
- 25 StadtALB L 150 Bd. 6 (17. Juni 1805); Schwäbischer Merkur 29. April 1808, S. 172.
- 26 StadtALB L 150 Bd. 10 (4. Februar 1811).
- 27 StadtALB L 150 Bd. 14 (3. Februar 1818).
- 28 StadtALB L 24 Bü 155 (20. April 1820); L 150 Bd. 18 (8. April 1820, 27. April 1820); LW 2. Mai 1820, S. 74; Schwäbische Chronik 2. Mai 1820, S. 426.
- 29 StadtALB L 24 Bü 155 (23. Januar 1828); L 150 Bd. 24 (17. März 1822).
- 30 StadtALB L 150 Bd. 38 (28. Januar 1828).

- 31 StadtALB L 24 Bü 155 (24. Januar 1829); L 150 Bd. 39 (3. November 1828); LW 28. Februar 1829.
- 32 StadtALB L 150 Bd. 39 (6. Oktober 1828); LW 21. Oktober 1828.
- 33 Beiträge zur Geschichte der Viehzucht in Württemberg, in: Württembergische Jahrbücher 1847, 2. Heft, S. 1-130, bes. S. 70 ff.
- 34 StAL E 258 I Bü 7 (Statistiken Viehmärkte 1830, 1835, 1837). – In tabellarischen Zusammenstellungen wurden für die einzelnen Marktorte des Königreichs Württemberg die Verkaufszahlen von Pferden, Ochsen und Kühen, Schafen, Schweinen, Ziegen erfasst. Die Dominanz von Oberschwaben und der Alb tritt bei den Verkaufszahlen von Pferden deutlich hervor.
- 35 LW 15. November 1838.
- 36 StadtALB L 2 Bü 790 (13. Dezember 1841).
- 37 Ebd. (16. Dezember 1841); StadtALB L 150 Bd. 56 (13. Dezember, 16. Dezember 1841); LW 25. Dezember 1841.
- 38 LW 10. Februar 1842, S. 1; Schwäbischer Merkur 10. Februar 1842, S. 160; Schwäbische Chronik 11. Februar 1842, S. 164.
- 39 StadtALB L 100 Bd. 63, Bl. 116v.
- 40 StAL F 181 I Bü 337b (»Rechenschaftsbericht des Ausschusses des Landwirtschaftlichen Vereins für den Oberamts-Bezirk Ludwigsburg von dem Jahre 1841«, S. 6 ff.).
- 41 StadtALB L 2 Bü 790 (5. Januar, 28. Februar 1843); L 100 Bd. 54, Bl. 110 ff.; LW 14. Januar 1843, S. 1; Schwäbische Chronik 12. Februar 1843, S. 166.
- 42 StadtALB L 100 Bd. 55, Bl. 114; L 150 Bd. 59 (15. Januar 1844).
- 43 Auch der jährlich erscheinende Königlich Württembergische Kalender, in dem alle Markttermine des Landes aufgeführt sind, enthält für die folgenden Jahre keine Hinweise auf Pferdemarkte in Ludwigsburg.
- 44 Württembergische Jahrbücher 1864, S. 142 ff.; Oberamt Ludwigsburg, »Pferdezahl pro 100 Einwohner« mit Militärpferde: 6,68; ohne Militärpferde: 2,44. Zum Vergleich Oberamt Leonberg: 5,05.
- 45 StadtALB L 24 Bü 155 (20. Oktober 1850).
- 46 Ebd. (20. Oktober 1850, 25. Mai 1874); StadtALB L 150 Bd. 64 (25. Oktober 1850), Bd. 97 (12. August 1874).
- 47 StadtALB L 150 Bd. 101 (19. Februar, 5. März 1879).
- 48 StadtALB L 150 Bd. 71 (18. September 1857).
- 49 StadtALB L 24 Bü 155 (6. Oktober 1874, 16. November 1897, 3. März 1898).
- 50 StadtALB L 150 Bd. 121 (19. April 1899).
- 51 StadtALB L 24 Bü 155 (9. Januar 1899).
- 52 StadtALB L 150 Bd. 121 (26. Juli 1899); LZ 9. Mai, 13. Mai 1899.
- 53 StadtALB L 24 Bü 155 (13. Oktober 1899).
- 54 Ebd. (Dezember 1900, Flugblatt des Oberbürgermeisters); Württ. Wochenblatt für die Landwirtschaft 23. Dezember 1900; LZ 8. Januar, 11. Januar 1901; Einträge in den Adressbüchern der Stadt.
- 55 StadtALB L 150 Bd. 122 (17. Oktober 1900).
- 56 Ebd. Bd. 126 (21. September 1904), Bd. 136 (23. April 1914).
- 57 StadtALB L 24 Bü 155 (11. Oktober 1900, Waage-Gebühren).
- 58 Zur Eröffnung des 1. Pferdemarkts vom Gauverband Calw telegrafisch übermitteltes Glückwunschgedicht; StadtALB L 24 Bü 164 (7. Februar 1920).
- 59 Markt-Termin: 8./9. März 1920.
- 60 LZ 6. März 1920.
- 61 LZ 11. März 1922, Sonderbeilage zum Pferdemarkt.
- 62 StAL F 181 III Bü 541 (3. Mai 1919); StadtALB L 150 Bd. 141 (25. April 1919); Amts- und Anzeigenblatt Stuttgart 20. Mai 1919, S. 227. – Einer Notiz in der Sonderbeilage der Ludwigsburger Zeitung vom 10. März 1928 zufolge soll bereits 1913 die Gründung eines Pferdemarkts angeregt worden sein, dessen Realisierung allerdings durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs verhindert wurde.
- 63 StAL F 181 III Bü 541 (19. Mai, 22. Mai 1919).

- 64 Ebd. (10. Juni, 6. November 1919, 14. Januar 1920); LZ 19. Januar 1920.  
65 StadtALB L 24 Bü 164 (11. Februar 1920).  
66 LZ 8., 9. März 1920.  
67 LZ 10. März 1920.  
68 Markt-Termine: 14./15. März 1921; 13./14. März 1922; 12./13. März 1923; 10./11. März 1924; 9./10. März 1925. – Allgemeine Unterlagen zu den Pferdemarkten 1921-1925: StadtALB L 24 Bü 164, L 31 Bü 159.  
69 LZ 15., 16. März 1921; 11., 14., 16. März 1922; 10., 13. März 1923; 8., 10., 12. März 1924; 7., 10., 11. März 1925.  
70 StadtALB L 24 Bü 166 (17. Januar 1930).  
71 StAL F 181 III Bü 541 (1. Juni 1934, Markt-Statistik 1924-1934).  
72 Markt-Termine: 8./9. März 1926; 14./15. März 1927; 12./13. März 1928; 11./12. März 1929; 10./11. März 1930. – Allgemeine Unterlagen zu den Pferdemarkten 1926-1929: StadtALB L 24 Bü 164, L 31 Bü 159. Pferdemarkt 1930: StadtALB L 24 Bü 166, L 31 Bü 159.  
73 LZ 6., 8., 9., 10. März 1926; 12., 15., 16. März 1927; 10., 12., 13., 14. März 1928; 9., 12., 13. März 1929; 8., 11., 12. März 1930; Schwäbische Tageszeitung 9. März 1929.  
74 Markt-Termine: 9./10. März 1931; 14./15. März 1932; 13./14. März 1933.  
75 StadtALB L 24 Bü 167; LZ 7., 10., 11. März 1931.  
76 StadtALB L 24 Bü 168, L 31 Bü 159; LZ 12., 15., 16. März 1932.  
77 StadtALB L 24 Bü 169; LZ 10., 11., 13., 14., 15., 16. März 1933; Schwäbische Tageszeitung 16. März 1933.  
78 StadtALB L 24 Bü 169 (21. November 1932).  
79 Markt-Termin: 11.-13. März 1934.  
80 StadtALB L 24 Bü 170; LZ 10., 12., 14. März 1934; Marbacher Zeitung 13., 14. März 1934; Württemberger Zeitung 12., 14. März 1934.  
81 Schwäbische Tageszeitung 16. März 1933.  
82 StadtALB L 24 Bü 170 (31. Januar 1934).  
83 Markt-Termine: 10.-12. März 1935; 8.-10. März 1936; 8./9. März 1937.  
84 StadtALB L 24 Bü 171; LZ 9., 12., 13. März 1935; Kornwestheimer Zeitung 11., 12., 13. März 1935; Schwäbische Tageszeitung 10. März 1935.  
85 LZ 7., 9., 10., 11. März 1936.  
86 StadtALB L 150 Bd. 160 (18. Februar 1937); LZ 8., 9. März 1937.  
87 StadtALB L 150 Bd. 161 (2. Februar 1938), Bd. 162 (9. Februar 1939), Bd. 163 (22./29. Februar 1940).  
88 Markt-Termin: 14./15. März 1949.  
89 StadtALB L 150 Bd. 169 (11. Februar 1947), Bd. 170 (22. Januar 1948).  
90 Ebd. Bd. 171 (25. Januar, 1./8. Februar 1949); StadtALB L 3/II Bü 6152; L 89 Bü 1.241; Amtsblatt für den Kreis Ludwigsburg 5. März 1949.  
91 Stuttgarter Nachrichten 17. März 1949.  
92 Markt-Termine: 13./14. März 1950; 1951 ausgefallen wegen Maul- und Klauenseuche; 10./11. März 1952; 9./10. März 1953; 8./9. März 1954; 14./15. März 1955; 10.-13. März 1956; 10.-12. März 1957; 8.-11. März 1958; 8.-10. März 1959; 12.-15. März 1960. – Allgemeine Unterlagen: StadtALB ST 3.1 (Zeitgeschichtliche Sammlung, Pferdemarkt), L 89 Bü 0.046 (Programme 1951-1960), Bü 1.241 und 1.242 (Pferdemärkte 1950-1960), L 3/II Bü 6152, L 150 (Gemeinderatsprotokolle), L 23 SO 11 Zg. Nr. I/51/2002.  
93 Stuttgarter Zeitung 8. Februar 1950.  
94 StadtALB S 33 II 4.9 (Plakatsammlung Märkte).  
95 LKZ 10. März 1954.  
96 Markt-Termine: 11.-14. März 1961; 10.-13. März 1962; 11.-12. März 1963; 7.-10. März 1964; 6.-9. März 1965; 1966 ausgefallen wegen Maul- und Klauenseuche; 11.-14. März 1967; 9.-12. März 1968; 8.-11. März 1969; 7.-10. März 1970. – Allgemeine Unterlagen: StadtALB ST 3.1 (Zeitgeschichtliche Sammlung, Pferdemarkt), L 89 Bü 0.046 (Programme 1961-1970), Bü 1.242 und 1.243 (Pferdemärkte 1961-1970), L 150 (Gemeinderatsprotokolle), L 10 Bü 163, 211, 271, L 3/I Bü 6152, L 3/II Bü 6152, L 23 Zg. Nr. I/40/2007.  
97 Kornwestheimer Zeitung 13. März 1963.

- 98 LKZ 10. März 1954.
- 99 Markt-Termine: 6.-9. März 1971; 27.-30. Mai 1972; 26.-29. Mai 1973; 25.-28. Mai 1974; 24.-27. Mai 1975; 21.-25. Mai 1976; 20.-24. Mai 1977; 19.-23. Mai 1978; 24.-29. Mai 1979; 15.-20. Mai 1980. – Allgemeine Unterlagen: StadtALB ST 3.1 (Zeitgeschichtliche Sammlung, Pferdemarkt), L 89 Bü 0.034 (Plakate 1973-1980), Bü 0.046 (Programme 1971-1974), Bü 0.047 (Faltblätter 1975-1980), Bü 1.243-1.250 (Pferdemärkte 1971-1980), L 150 (Gemeinderatsprotokolle).
- 100 LKZ 24. Mai 1972.
- 101 2006 wurde mit dem 30. Sonderstempel wegen zu geringer Nachfrage die Herausgabe weiterer Sonderstempel eingestellt.
- 102 Markt-Termine: 15.-19. Mai 1981; 20.-25. Mai 1982; 14.-17. Mai 1983; 18.-22. Mai 1984; 17.-21. Mai 1985; 23.-27. Mai 1986; 15.-19. Mai 1987; 12.-17. Mai 1988; 25.-30. Mai 1989; 18.-22. Mai 1990; 30. Mai-4. Juni 1991; 22.-26. Mai 1992; 20.-25. Mai 1993. – Allgemeine Unterlagen: StadtALB ST 3.1 (Zeitgeschichtliche Sammlung, Pferdemarkt), L 89 Bü 0.034 (Plakate 1981-1988), Bü 0.047 (Faltblätter 1981-1987), Bü 0.058 (Grafik-Entwürfe 1986), Bü 2.240-2.244 (Pferdemärkte 1981-1985), Bü 2.245, 2.268, 2.269 (Pferdemarkt 1986), Bü 2.259, 2.270 (Pferdemarkt 1987), L 150 (Gemeinderatsprotokolle).
- 103 Stuttgarter Zeitung 20. Mai 1981.
- 104 Birgit Gruber: Pferdestad Ludwigsburg, in: Zeitschrift »Pferde heute«, Nr. 10, Oktober 1981, S. 42 ff.
- 105 StadtALB ST 3.1 (Zeitgeschichtliche Sammlung, Pferdemarkt), Programmheft 1986.
- 106 Markt-Termine: 12.-17. Mai 1994; 19.-23. Mai 1995; 16.-21. Mai 1996; 6.-10. Juni 1997; 15.-19. Mai 1998; 14.-18. Mai 1999; 19.-23. Mai 2000; 18.-22. Mai 2001; 14.-17. Mai 2002; 23.-26. Mai 2003; 14.-17. Mai 2004; 20.-24. Mai 2005; 19.-23. Mai 2006; 18.-21. Mai 2007; 16.-19. Mai 2008; 15.-18. Mai 2009. – Allgemeine Unterlagen: StadtALB ST 3.1 (Zeitgeschichtliche Sammlung, Pferdemarkt).
- 107 LKZ 4. Mai 1994.
- 108 LKZ 12. Mai 1994.
- 109 Ausschnitt aus dem Ölgemälde des Hofmalers Johann Baptist Seele (1774-1814) »Das Lieblingspferd Herzog Friedrichs mit Reitknecht«, um 1803, Galerie der Stadt Stuttgart.
- 110 StadtALB S 19/II/31g (Filme und Videos).
- 111 LKZ 9. Februar 2000, 8. Juni 2001, 15. Februar 2002; Stuttgarter Zeitung 15. Februar 2002.
- 112 StadtALB Zg. Nr. II/19/2008 (Fotosammlung).
- 113 StadtALB L 24 Bü 169-171, 184.
- 114 Wie Anm. 109.



# Von der »Pomeranzenkirche« zur Professorenkanzlel

## Aus den ersten hundert Jahren Ludwigsburger Kirchengeschichte(n)\*

von Wolfgang Schöllkopf

Zu 300 Jahren Ludwigsburger Stadtgeschichte gehören auch die Geschichten ihrer Kirchen. Konfessionen und Religionen gestalten das Leben in einer Stadt wesentlich mit, da Kultus und Kultur zusammenwirken. Dass sie als Kirchen hier gleich zu Beginn im Plural genannt werden, ist zwar aus heutiger Sicht selbstverständlich, keineswegs jedoch aus den Anfängen der Ludwigsburger Geschichte. Als Schloss und Stadt Ludwigsburg heranwuchsen, war das Herzogtum Württemberg ein evangelisches Gemeinwesen lutherischer Prägung. Dies hatte die Reformation seit 1534 so entwickelt und wurde in der Großen Württembergischen Kirchenordnung von 1559 und dem Landtagsabschied von 1565 festgeschrieben, gültig als das Grundgesetz des evangelischen Württemberg bis zum Königreich 1806 und prägend weit darüber hinaus.<sup>1</sup> So hatten seit der Reformation alle Landesbeamten in sämtlichen Dienstbereichen die so genannte Konkordienformel, die in Tübingen entstandene Bekenntniseinigung der Lutheraner, bei Dienstantritt zu unterzeichnen. Eine Trennung von Staat und Kirche gab es nicht, Bürgergemeinde und Kirchengemeinde waren eines, die Kirchenleitung eine herzogliche Behörde und der Herzog das Oberhaupt seiner Landeskirche, die damit die Form einer Staatskirche besaß. Dazu kam, dass Württemberg seit dem Tübinger Vertrag von 1514 eine ständische Verfassung hatte, was den Vertretern der Landstände, zu denen die Ehrbarkeit, die Städte und die Vorsteher der großen Klöster gehörten, eine große Machtstellung in der Landespolitik einräumte.<sup>2</sup> Auch nach der Reformation waren unter den insgesamt 83 Mitgliedern des württembergischen Landtags 14 evangelische Prälaten als Leiter der Klosterschulen. Somit hatte die Landeskirche auf diesem Weg starken Einfluss auf die Landespolitik, notfalls auch gegen den Herzog, obwohl dieser Kirchenoberhaupt war! Ob diese Machtposition dem Auftrag der Kirche Jesu Christi, die das Evangelium frei und unabhängig auszurichten hat, dienlich war, steht noch einmal auf einem anderen Blatt.

Ganz anders jedoch sollten die Verhältnisse in der neu gegründeten Stadt Ludwigsburg geordnet werden. Ständewesen und Staatskirche galten dem absolutistischen Herzog als alte Zöpfe, die es abzuschneiden galt. Dies äußerte sich in vielen Bereichen, so schon im Wechsel von der Ständestadt Stuttgart zur Bürgerstadt Ludwigsburg, etwa auch im Ökonomischen, vom Gebundensein des Handwerks in den Zünften zur modernen Gewerbefreiheit. Und mit dem Modell einer neuen Stadt erfuhr sich auch die Kirche auf dem Weg in die Moderne in ihrer pluralen Gestalt, von der Ständekirche des Ständestaates Altwürttemberg zur Bürgerkirche eines modernen

\* Erweiterte Fassung des am 12. November 2009 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

Gemeinwesens. Dies machte sich in der Residenzstadt auch darin bemerkbar, dass die seit dem Mittelalter bestimmende Zuordnung der Kirchenglieder zu einer Parchie ergänzt wurde durch moderne Zielgruppenarbeit in der Garnison, im Gefängnis oder im Waisenhaus. Ludwigsburg wurde zum Modell, an dem sich auch die evangelische Staatskirche hin zur Mehrkonfessionalität der christlichen Kirchen, im Blick auf die jüdische Gemeinde sogar hin zur Multireligiosität, entwickelte. Der Tübinger Historiker Klaus Schreiner fasste es bei der Stadtgründungsfeier am 18. Mai 1979 so zusammen: »Die zu Anfang des 18. Jahrhunderts gegründete Stadt Ludwigsburg bildete im damaligen Herzogtum Württemberg eine Kraft des Fortschritts, eine Insel der Modernität, in der zum ersten Mal der Versuch unternommen wurde, religiöse Toleranz, von zünftigen Fesseln gelöste Gewerbefreiheit, eine dem Erziehungsideal der Aufklärung verpflichtete Bildung zum Form- und Gestaltungsprinzip von Staat und Gesellschaft zu machen.«<sup>3</sup> Allein: Halten diese großen Worte des Festtags auch dem Alltag der Anfänge stand?

Um diesen Alltag der Anfänge soll es im Folgenden gehen, und um es gleich zu sagen: Der Anfang war konfliktreich und steinig, aber durchaus spannend und hoffnungsvoll. Der Umgang der verschiedenen Stände und Schichten, Kirchen und Konfessionen konnte nicht einfach verordnet werden. Bei einer zwei Jahrhunderte alten Monopolstellung der evangelisch-lutherischen Kirche musste das Miteinander erst einmal eingeübt werden. Das ging nicht ohne Verlustängste, Vorurteile und Konflikte ab. Der friedliche Umgang der Konfessionen und Religionen setzt Kenntnisse voneinander voraus, die damals noch nicht vorhanden sein konnten. So wurde Ludwigsburg auch zum Einübungsort des konfessionellen Miteinanders und bereitete damit einhundert Jahre früher das vor, was das Königreich Württemberg dann ab 1806 mit sich brachte. Die Betrachtung der spannenden Ludwigsburger Anfänge soll deshalb diesen Zeitraum umfassen, wie auch schon die erste historische Darstellung durch Christoph von Kolb.<sup>4</sup> Allerdings wird sie nun nicht mehr, wie noch typisch für die Sichtweise des Oberhofpredigers von 1920, auf die evangelisch-lutherische Mehrheitskonfession beschränkt bleiben, sondern die entstehende konfessionelle und soziale Vielfalt in der Stadt verständlich machen und an Begegnungen illustrieren.

Dazu fällt 1726 in der Auseinandersetzung um die beiden am Ludwigsburger Marktplatz entstehenden Kirchengebäude ein interessantes Begriffspaar: Als sich die Lutheraner darüber beschwerten, dass die Reformierten gegenüber ähnlich prächtig bauen dürfen, verwenden sie den Begriff »religio dominans« für die evangelisch-lutherische Staatskirche und »religio tolerata« für die Reformierten und andere.<sup>5</sup> Beide Begriffe verraten die Einstellung der Mehrheit. Obwohl wortgleich, haben sie mit dem Verständnis von aufgeklärter Toleranz, wie es Locke, Lessing und der auch mit Ludwigsburg verbundene Voltaire geprägt haben, noch wenig zu tun. Tolerieren meint hier nur Dulden, noch nicht das aktive Er-Tragen von Unterschiedlichkeit bis hin zur Hochschätzung der Vielfalt religiöser Ausdrucksformen.<sup>6</sup> Nicht von ungefähr ist der aufgeklärte Toleranzbegriff wie in Lessings Ringparabel zum Umgang der Religionen miteinander entstanden, da ihre Inhalte und Unterschiede doch mit einer hohen Emotionalität besetzt sind und so Konfliktpotential enthalten. Von daher braucht es im religiösen Bereich eine besondere Form der Toleranz, genannt Ambiguitätstoleranz, die dazu befähigt, mit dem Fremden und für den eigenen Standpunkt zunächst bedrohlich Erscheinenden sinnvoll umzugehen.<sup>7</sup> Was das Projekt »Weltethos« von Hans Küng für die Weltreligionen entwickelt<sup>8</sup>, braucht die Einübung vor Ort, wie hier im historischen Modellfall Ludwigsburg.

Dabei achtet die Darstellung auf die geschichtliche Entwicklung der Kirche und der Kirchen nicht nur als gewachsene Institutionen, sondern auch im Bezug auf ihren Auftrag, ihre zentralen theologischen Inhalte und deren Inkulturation in der jeweiligen gesellschaftlichen Situation. Der geschichtliche Bogen von den Anfängen durch die ersten hundert Jahre Ludwigsburger Kirchengeschichte(n) wird schließlich in der Vorstellung eines außergewöhnlichen Pfarrers zu Beginn der Königszeit münden: Jonathan Friedrich Bahnmaier.

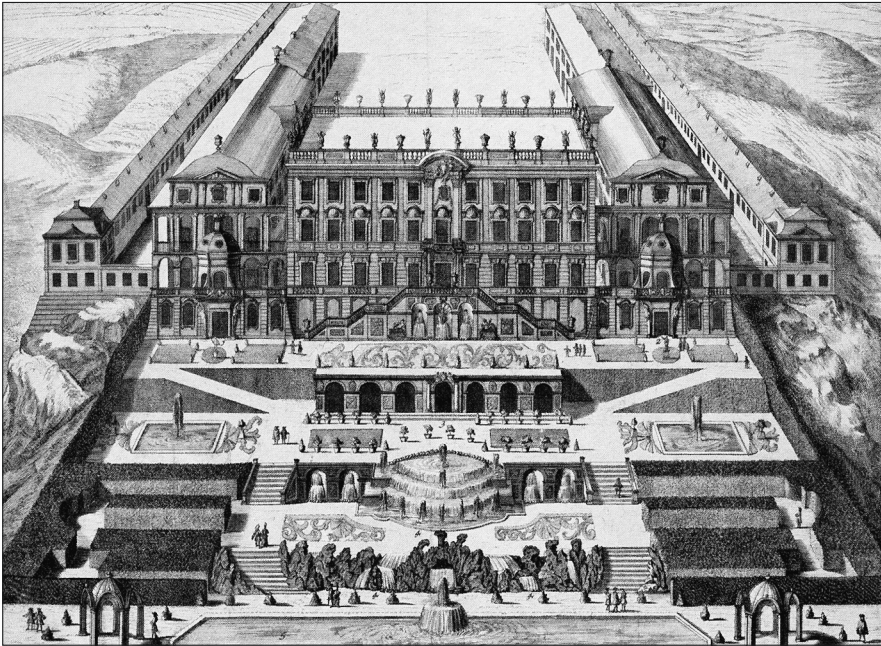
*»Pomeranzenkirche« – Anfang in einem Gewächshaus*

Zusammen mit den Landständen beobachteten und beurteilten besonders die evangelischen Kirchenvertreter das Entstehen der neuen Residenz Ludwigsburg mit großem Misstrauen. Dies war in der absolutistischen Abkehr des Fürsten, Herzog Eberhard Ludwig (1676–1733)<sup>9</sup>, von altwürttembergischen Gewohnheiten genauso begründet wie in der berechtigten Annahme, dass für dieses Vorhaben wieder einmal das Vermögen des Kirchenguts wird erhalten müssen. Und so geschah es: Aus dem Kirchenkasten flossen in der Zeit von 1709 bis 1724 jährlich zwischen 20000 und 80000 Gulden nach Ludwigsburg!

Die Gemarkung selbst war Bestandteil des Kirchenguts: Das einstige Dorf Geisnang gehörte mit seinen Grangien, den Landwirtschaftsbetrieben Fuchshof, Schafhof und Erlachhof schließlich zum Kloster Bebenhausen, das auch die Patronatsrechte über die dortige Johanneskirche wahrnahm. Auf dem Gebiet des Erlachhofs, der im pfälzischen Erbfolgekrieg 1693 niedergebrannt worden war, entstand das Jagdschloss und die Residenz Ludwigsburg, somit auf Besitz des Kirchenguts. Dieses Vermögen war mit der Reformation und der Aufhebung der Klöster beziehungsweise ihrer Umwandlung in Klosterschulen entstanden. Das Vermögen der insgesamt zwölf Frauen- und 14 großen Mannsklöster war bedeutsam, gehörte ihnen doch ein Drittel des Grundbesitzes des Herzogtums. So blieben die Klöster auch über die Reformation hinweg als Rechts- und Verwaltungsgrößen erhalten. Das Vermögen des Kirchenguts durfte jedoch nur für kirchliche, schulische oder soziale Zwecke ausgegeben werden, wogegen von herzoglicher Seite immer wieder zuwidergehandelt wurde, so auch in der Nutzung des Erlachhofs als Baugrund für die neue Residenz.

Kirchlich war zuerst die Pfarrei Oßweil für die Arbeiter und Hofbediensteten auf dem Erlachhof und Fuchshof zuständig; der Schafhof gehörte zu Eglosheim. Die wichtigen, da einzigen Beurkundungen von Familienstandsveränderungen – Taufen, Trauungen, Sterbefälle – geschahen in den dortigen Kirchenbüchern. Begräbnisse fanden auf dem Oßweiler Friedhof statt, wobei der Weg weit und mühsam war, dazu der Trauerzug an der Gemarkungsgrenze übergeben und der Leichenchor gewechselt werden musste! Dennoch schrieb der zuständige Pfarrer Jakob Bernhard Schertlin (1667–1736; in Oßweil 1707–1733) am 27. April 1711 zu den Plänen, die Filialen von Oßweil wegzunehmen, an den Markgröninger Dekan: »Oßweil mit seinen kecken Einwohnern dürfte sich wohl widersetzen.«<sup>10</sup> Als 1709 ein Todesfall beim Schlossbau in das Sterberegister einzutragen war, hielt Pfarrer Schertlin die Stimmung gegen die »Ludwigsburg« fest, wie sie im württembergischen Volk verbreitet war, als er kommentierte: »Möge Gott dem Land die Züchtigung ersparen, die die Ludwigsburger Sinnenlust heraufbeschwört.«<sup>11</sup>

Für die Kirchenglieder der entstehenden Ansiedlung wurde 1711 als erster eigener Prediger Vikar Johann David Duvernoy, 1719 dann Pfarrer Georg Ludwig Gmelin bestimmt, die beide jedoch von Stuttgart aus ihr Amt versahen. Zu den Gottesdiensten wurde die Ortsgemeinde zusammen mit der wachsenden Hofgemeinde zunächst ins Schloss geladen, wo im Vestibül des Alten Hauptbaus und auch im Festin- und Riesenbau Gottesdienst gefeiert wurde. 1716 schließlich stellte der Herzog die Oran-



*Johann Friedrich Nette: Ansicht des Alten Corps de logis von Norden (1709).  
In der Bildmitte, unmittelbar unterhalb der ersten Terrasse,  
ist deutlich die nach Norden offene Orangerie zu erkennen.*

gerie auf der nördlichen Terrasse dafür zur Verfügung.<sup>12</sup> So kam die Kirche ins Gewächshaus und damit an einen für wachsende Gemeinde und wachsenden Glauben durchaus symbolträchtigen Ort. Zufriedenstellend freilich war das auf Dauer nicht, denn zu viele Nutzungen des Ortes gerieten in Konkurrenz zueinander.

Wohin gehört die Kirche, will sie ihrem Auftrag der christlichen Botschaft gerecht werden? An den Hof oder auf den Markt?

### *Kirche am Hof*

»Ich rede von deinem Zeugnis vor Königen und schäme mich nicht« (Psalm 119, 46). Zu allen Zeiten gehörte zur jüdisch-christlichen Tradition auch ein tapferes Wort vor Fürstenthronen. In Württemberg hatte schon die erste Burg auf dem Rotenberg eine



Burgkapelle und nach der Reformation ordnete Herzog Christoph 1560 für das Alte Schloss in Stuttgart die Einrichtung der ersten evangelischen Hofkirche an.

In Ludwigsburg war mit dem Auftrag zum Bau einer evangelischen Hofkapelle ab 1716 und mit der Verlegung der Residenz ab 1718 auch der Dienst der Kirche am Hof eingerichtet worden. Allerdings bildete der Hof keine Parochie mit eigenen Rechten. Schon der erste Hofbaumeister, Philipp Joseph Jenisch (1671–1736), verband als Theologe und Festungsbaumeister in seiner Person die Kirche und den Hof. Neuere Quellenfunde weisen ihn zudem als Anhänger von Philipp Jakob Spener und damit des frühen Pietismus aus, der dem höfischen Treiben kritisch gegenüberstand.<sup>13</sup> Aus dem gleichen Umkreis stammten auch die ersten Ludwigsburger Hofprediger, die traditionell zu den führenden Theologen des Landes zählten. So beeinflusste Samuel Urlsperger (1685–1772; Oberhofprediger 1715–1718) das Bildprogramm der Hofkapelle, in der tatsächlich ein italienisch gestalteter, aber inhaltlich evangelisch ausgerichteter Barock entstand!<sup>14</sup> Sein Nachfolger Eberhard Friedrich Hiemer (1682–1727; Oberhofprediger 1718–1727) brachte die Kritik am höfischen Treiben ausgerechnet bei der Einweihung der prächtigen Hofkapelle am 31. Oktober 1723 zum Ausdruck, als er sagte: »Lang bey Hof, lang in der Hölle!«<sup>15</sup> Dennoch gehört die Kirche auch an den Hof und sie war für ihre wichtige seelsorgerliche Aufgabe mit erstaunlichen Möglichkeiten ausgestattet, wozu der Zugang zu allen höfischen Ständen gehörte. So mischten sich in der kirchlichen Arbeit Reich und Arm, Hoch und Niedrig, die sonst streng getrennt blieben. Hiemer setzte auch die ersten Geistlichen in ihre Ämter ein, die für die städtische Ansiedlung und ihre verschiedenen Menschen zuständig waren. Damit zog die Kirche vom Hof auch auf den Markt.

### *Kirche(n) auf dem Markt*

»Paulus redete täglich auf dem Markt zu denen, die sich einfanden« (Apostelgeschichte 17, 17). Wie das Bekenntnis vor Thronen, so ist auch das offene, auf Diskurs angelegte Wort auf dem Markt, inmitten einer pluralen Gesellschaft, spätestens seit der Predigt des Apostels Paulus auf dem Areopag zu Athen ein Signum biblischer Tradition. Sehr modern klingt das Schlagwort von den Kirchen auf dem Markt und tatsächlich hat ihre Entstehung im Modellfall Ludwigsburg etwas mit neuzeitlicher Religionsfreiheit zu tun. Sie war – neben der Steuerfreiheit, dem gestellten Baumaterial und der eigenen Rechtsprechung – einer der Anreize, mit der Neubürger zur Ansiedlung auf Ludwigsburger Gemarkung animiert werden sollten.

Würden die anderen Privilegien bereits 1709 erstmals ausgelobt und danach viermal wiederholt, so wurde die Religionsfreiheit nur einmal genannt, im Aufruf vom 18. Februar 1715: »Hoch-Fürstlich-Württembergische Privilegien, Freyheiten und Benefizien, vor diejenige, welche sich zu Ludwigsburg häufiglich niederlassen und stabiliren wollen«, wo es unter II. heißt: »Solle daselbst Niemanden, der Religion wegen, einige Hinderung gemacht, sondern jedermann, wer sich zu einer von denen im Heiligen Römischen Reich recipirten Religionen bekennet, ohne Unterscheid derselben, aufgenommen und tolerirt, auch zu deren Exercitio eine bequeme Gelegenheit angewiesen werden.«<sup>16</sup> Das war ein wichtiger Meilenstein Richtung gebildeter Aufklärung und religiösem Miteinander und respektierte außerdem, dass praktizierte Religion zu ihrer angemessenen Ausübung (»exercitio«) geeigneten Raum auf dem Markt braucht.

Freilich kam für altwürttembergische Verhältnisse dieser Schritt für zu viele zu früh, und man kann sich die Kommentare der Stuttgarter Landstände und ihrer Prälatenbank zu diesem Wagnis wohl vorstellen! Vielleicht auch deshalb wurde das Privileg der Religionsfreiheit in den folgenden Aufforderungen zur Ansiedlung in Ludwigsburg nicht mehr wiederholt. Dennoch: Einmal ausgesprochen, wirkte es und setzte das Althergebrachte in Bewegung, vom Hof auf den Markt. Um jedoch die Wirkungen realistisch und nicht idealistisch zu erfassen, wird zwischen Verfassungsanspruch und -wirklichkeit wohl zu unterscheiden sein! Betrachten wir daraufhin nun die Anfänge der einzelnen Konfessionen im Modellfall Ludwigsburg:

### *Die evangelisch-lutherische Kirche*

Beginnen wir mit der Mehrheitskonfession, die als »religio dominans« auch in Ludwigsburg ihre Vormachtstellung einrichten wollte, wenn sie den Markt auch mit anderen teilen musste. Obwohl sie in Württemberg das »lutherisch« normalerweise nicht im Titel führt, gehört sie dem Bekenntnis nach zu dieser Ausprägung der Reformation.<sup>17</sup>

In Ludwigsburg zog nach dem Ende der Zugehörigkeit zur Oßweiler Parochie und der Pomeranzenkirchen-Episode die Gemeinde in die von 1718 bis 1726 durch den herzoglichen Baumeister Donato Giuseppe Frisoni erbaute Stadtkirche ein. Die festliche Weihe fand am 50. Geburtstag Herzog Eberhard Ludwigs, dem 18. September 1726, statt, jedoch ohne den Herzog. Es war eine schwierige Baugeschichte, vor allem wegen ständigen Geldmangels. Und das, obwohl für Kirchenbau ganz legal das Vermögen des Kirchenguts verwendet werden durfte und die herzogliche Schatulle somit entlastet war. Aber die Kassen und die Geduld der genehmigenden Stände und Behörden waren erschöpft. Auch ein landesweiter Kollektenaufruf des Herzogs mit dem Versprechen, dass »milde Freygebigkeit von dem göttlichen Seegen ohne Zweifel wieder ersetzt«<sup>18</sup> werde, brachte nicht den erhofften Geldsegen. Die Gebrüder Leopoldo und Paolo Retti als Bauleiter drohten gar dem Kirchenrat als Bauherrn damit, ihm die nicht ausbezahlten einhundert Tagelöhner auf den Hals zu schicken!<sup>19</sup>

Wieder entstand ein außergewöhnlicher Bau, diesmal eine evangelische Predigtkirche in zurückhaltender barocker Ausstattung, die jedoch nach außen ihre Vormachtstellung dokumentierte, wozu extra die Doppeltürme erhöht werden mussten, was heißen sollte: Wir sind auf dem Markt, aber wir sind hier die ersten! Frisoni hatte als katholischer Italiener beide Aufgaben, an der evangelischen Hofkirche wie an der Stadtkirche, eindrucksvoll gelöst und das, obwohl es kaum Erfahrungen im Herzogtum mit nachreformatorischem evangelischem Kirchenbau gab.

Am 9. Juni 1720, noch während der Bauzeit der Stadtkirche, fand in der »Pomeranzenkirche« die Investitur der ersten drei ständigen Ludwigsburger Pfarrer durch Oberhofprediger Eberhard Friedrich Hiemer statt: Dekan Christoph Andreas Schmidlin, Oberhelfer (oder 1. Diakon) Georg Ludwig Gmelin und Unterhelfer (oder 2. Diakon) Stephan Rau. Letzteren hatte Herzog Eberhard Ludwig auf einem Jagdausritt von Urach aus in Würtlingen kennen und schätzen gelernt, so dass er ihn für Ludwigsburg gegen das Konsistorium durchsetzte. Überhaupt waren zur rechtlichen Einrichtung der Stadtkirchengemeinde und ihrer Pfarrämter noch einige Hürden zu nehmen, die die Stuttgarter Zentralbehörden als Sicherheit eingebaut hatten. So



*Kupferstich aus der gedruckten Predigt zur Einweihung der Stadtkirche am 18. September 1726. Allegorische Darstellung von der Übergabe der Kirche an den Herzog: Am offenen Altar sitzt auf einem von Engeln umspielten Thron der Gründer der Stadt in antikem Gewand; neben ihm steht eine weibliche Gestalt, der Glaube, das Kreuz in der Linken haltend und mit der Rechten auf einen hochschwebenden Engel deutend, der das Bild der Stadtkirche entrollt.*

verblieb zunächst das zuständige Dekanatamt in Markgröningen und wurde erst 1720 nach Ludwigsburg verlegt. Dazu mussten die Ämter Markgröningen, Cannstatt, Marbach und Waiblingen Dörfer an Ludwigsburg abgegeben, was großen Unmut erregte.

Als nach dem Tod Eberhard Ludwigs die Residenz wieder nach Stuttgart verlegt wurde, ging 1736 auch das Dekanatamt auf Anordnung des Konsistoriums zurück nach Markgröningen. Es wurde in Ludwigsburg erst 1812 wieder eingerichtet. Als Ort mit eigener Rechtsform nahm die Investitur der ersten ständigen Pfarrer in Ludwigsburg auch nicht der zuständige Dekan, sondern der Oberhofprediger vor. Ebenso war für die in der württembergischen evangelischen Landeskirche so wichtige Visitation nicht der Generalsuperintendent von Maulbronn zuständig, zu dessen Generalat Ludwigsburg eigentlich gehörte, sondern ebenfalls der Oberhofprediger.

Mit der Verlegung der Regierungsbehörden nach Ludwigsburg zog schließlich, allerdings widerwillig und deshalb erst 1730 auch das kirchenleitende Konsistorium als herzogliche Landesbehörde unter dem Geheimen Rat nach Ludwigsburg um. Als Amtssitz diente das Gebäude in der Wilhelmstraße 9, in dem sich später, von 1823 bis 1955, die Prälatur befand. In einer großen Verwaltungsreform hatte Herzog Eber-

hard Ludwig 1699 das Konsistorium als die für die Inhalte der kirchlichen Arbeit verantwortliche Kammer getrennt vom Kirchenrat, der die finanziellen und verwaltungstechnischen Aufgaben wahrnahm. Alle Schwierigkeiten und Verzögerungen bei den Anfängen deuten auf ein abgrundtiefes Misstrauen der altwürttembergischen Kirche und der sie stützenden Stände gegenüber Ludwigsburg hin.

### *Kirche macht Schule*

Mit dem Aufbau der kirchlichen Arbeit ging zugleich die Sorge um eine angemessene Schulbildung einher. Diese seit der Reformation verstärkte Verbindung zwischen Kirche und Bildung bekam inzwischen neue Impulse aus der beginnenden Aufklärung. Trotz zunehmender Emanzipation der Schule blieb sie in unserem Betrachtungszeitraum noch immer unter Aufsicht der Kirche.

Schon 1711 wurden in Ludwigsburg die ersten Klassen einer Deutschen Schule, später Volksschule genannt, eingerichtet. Ihr erster Lehrer war der Gartenaufseher Richard Bockleth aus Österreich, der früher Prior des Ordens der barmherzigen Brüder und dann zur evangelischen Konfession konvertiert war.<sup>20</sup> Und ab 1720 begann der Aufbau einer Lateinschule, dem späteren Gymnasium, mit dem ebenfalls aus Österreich stammenden Präzeptor Christian Schoder, einem ebenfalls konvertierten ehemaligen Benediktinermönch aus Melk.<sup>21</sup> Bereits 1730 wurde eine eigenständige deutsche Mädchenschule gegründet, und ebenso fortschrittlich war, dass neben der üblichen Winterschule auch Sommerschulzeiten eingerichtet wurden, was sozial darauf hindeutet, dass die Ludwigsburger Bevölkerung nicht mehr agrarisch bestimmt war, wie sonst im Land.

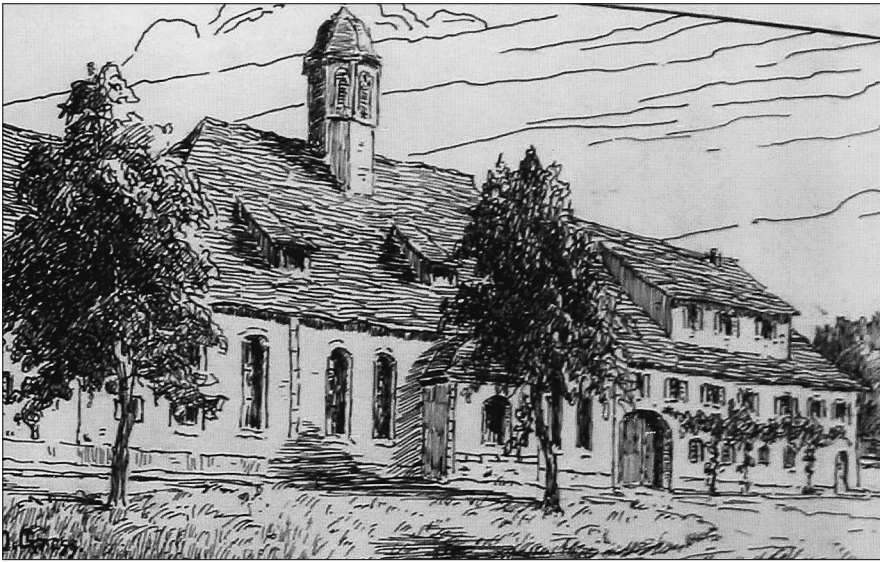
### *Moderne kirchliche Zielgruppenarbeit und der Pietismus*

Neben den klassischen Bereichen Kirche und Schule entstanden in Ludwigsburg von Anfang an, wie auch bereits in der Residenz Stuttgart, kirchliche Arbeitsfelder für bestimmte Zielgruppen, in der Garnison, im Zuchthaus und im Waisenhaus. Gerade diese neuen pastoralen Arbeitsformen waren stark vom schwäbischen Pietismus geprägt, der in moderner Weise die alte Bindung kirchlicher Arbeit an die Parochie durch missionarische Handlungsfelder erweiterte.<sup>22</sup>

Der auf eine persönliche Glaubenspraxis zielende Pietismus war in Ludwigsburg von Anfang an durch namhafte Vertreter am Hof und in der Stadt einflussreich. So prägte das 1736 gegründete Waisenhaus der pietistische Pfarrer Matthäus Friedrich Beckh (1708–1780).<sup>23</sup> Sein Vorbild in Theologie und Pädagogik war der Begründer der Waisenhausbewegung in Halle, August Hermann Francke (1663–1727). Beckh ging auch in die schwäbische Literatur ein, denn Friedrich Schiller, der von 1767 bis 1773 die Ludwigsburger Lateinschule besuchte, setzte ihm 1786 ein Denkmal in seinem »Verbrecher aus verlorener Ehre«. Hermann Kurz (1813–1873) nahm diesen Stoff 1854 auf in seinem Roman »Der Sonnenwirt«, in dem Pfarrer Beckh ausführlich dargestellt wird. Für die kirchliche Arbeit am Waisenhaus wurde 1754 die Waisenhauskirche eingeweiht.

Da der Pietismus aber vor allem das Engagement von Laien in der Amtskirche stärkte, waren es auch nicht-theologische Mitarbeiter, die seine Gedanken verbreiteten. Herausragendes Beispiel dafür war der Hausvater und Lehrer am Waisenhaus,





*Ansicht der Waisenhauskirche (Gefängniskirche).  
Federzeichnung von Pfarrer Otto Gross, um 1925.*

Israel Hartmann (1725–1806).<sup>24</sup> Er pflegte vielfältige Kontakte zu pietistischen Persönlichkeiten wie Friedrich Christoph Oetinger (1702–1782), Johann Georg Lavater (1741–1801), der ihn mehrfach in Ludwigsburg besuchte, oder Johann Friedrich Flattich (1713–1797), dem Garnisonsprediger auf dem Hohenasperg. Hartmann hielt in Ludwigsburg eine Erbauungsstunde, zu der Gäste aus allen sozialen Schichten in Stadt und Hof kamen. Starke Impulse erhielt der Pietismus in der Gegend, als Philipp Matthäus Hahn (1739–1790) 1770 Pfarrer in Kornwestheim wurde. Hahn hielt viele, auch Ludwigsburger Begegnungen in seinem Tagebuch fest.<sup>25</sup> Zu den engagierten pietistischen Laien gehörte in Ludwigsburg auch Johann Philipp Weisbrodt (1739–1803), der Direktor der Porzellanmanufaktur, der ein Anhänger des Mystikers Jacob Böhme (1575–1624) war.<sup>26</sup>

Eine weitere Zielgruppe kirchlicher Arbeit war die anwachsende Ludwigsburger Garnison. Der erste Garnisonspfarrer wurde 1737 Immanuel Friedrich Jenisch, ein Verwandter des ersten Schlossarchitekten Philipp Joseph Jenisch. Bei Kolb heißt es von ihm: »Hernach Pfarrer in Haberschlacht, 11. Juli 1753 auf der Kanzel vom Blitz erschlagen.«<sup>27</sup> In der Betreuung der Soldaten hatte der Garnisonspfarrer Zugang zu allen Ständen und Rängen. Er verstand seinen Dienst auch als Beitrag zur Sozialkultur unter entwurzelten jungen Männern in fremder Umgebung. Kirchenrechtlich blieb diese Zielgruppenarbeit jedoch lange zweitrangig, und da die Garnison keine Parochie bildete, konnte ihr Pfarrer eigentlich auch keine Kasualien, Taufen, Trauungen, Bestattungen beurkunden, was ständigen Anlass zu Konflikten gab.

Ein besonderer pietistischer Vertreter in der Aufgabe als Ludwigsburger Garnisonspfarrer war von 1738 bis 1745 Immanuel Gottlieb Brastberger (1716–1764), ein Schüler von Johann Albrecht Bengel.<sup>28</sup> Er wurde nach der Zeit in Ludwigsburg Pfarrer in

Oberesslingen und Dekan in Nürtingen. Berühmtheit erlangte er als Verfasser einer in vielen schwäbischen Häusern und durch die Auswanderer auch in der ganzen Welt verbreiteten Predigtsammlung: »Evangelische Zeugnisse der Wahrheit«. Es wurde das neben der Bibel am häufigsten aufgelegte Buch, 1758 in erster Auflage und 1883 in 85. Auflage erschienen, samt Kommissionsausgaben in Amerika und Russland. Die Auswanderer aus Württemberg verband es mit der schwäbischen und mit der ewigen Heimat. In den Häusern wurde es als Vorlesebuch bei den Hausandachten benützt. Es enthält 92 Predigten nach dem Kirchenjahr, in einfacher Sprache verfasst. Brastberger schilderte seine Absicht im Vorwort: »Mir war es darum zu tun, die Seelen nur aufzumuntern, daß sie die elenden Sandgebäude eines landläufigen, bodenlosen Christentums niederreißen und den Grund zu einem wahren, tätigen, Gott gefälligen Christentum durch die Gnade in sich legen lassen.« Er hielt in Ludwigsburg ab 1741 eine vielbeachtete Erbauungsstunde, die Menschen aller Stände aus Garnison, Hof und Stadt anzog. 1743 integrierte das herzogliche Pietisten-Reskript die Einrichtungen des Pietismus in die Landeskirche und entschärfte dadurch die in dieser Bewegung immer enthaltenen separatistischen Tendenzen.<sup>29</sup>

Anfangs feierte die Garnisonsgemeinde ihre Gottesdienste in der Kaserne, dann ab 1750 am Sonntagmorgen vor der zivilen Gemeinde in der Stadtkirche, was jedoch zu ständigen Konflikten führte. Der Gottesdienstbesuch war bei den Soldaten obligat und auch deshalb akzeptiert, weil er vor unangenehmeren Tätigkeiten bewahrte. Mit der Disziplin im Gottesdienst war es allerdings, zeitgenössischen Quellen zufolge, nicht weit her. Und bei der zeitlich aufwändigen Feier des heiligen Abendmahls kam es regelmäßig zu Verspätungen, so dass die Glieder der Stadtkirchengemeinde draußen vor der Tür warten mussten. Auch das wurde zum Einübungsfeld von Toleranz, bis 1781 die Garnisonsgemeinde in die ehemalige reformierte Kirche am Marktplatz umziehen konnte.<sup>30</sup> Über diesen Festtag berichtete Franziska von Hohenheim in ihrem in origineller Sprache abgefassten Tagebuch: »Bald darauf fierden mich Ihre Durchleucht an den Wagen, ohne das ich wuste, wo es hen geng. Daussend mud masungen hatte ich, und under diessem kam man in Louisburg an. (...) Sie hielden Kirchenbarade, und fierden die Garnison selbst in die neihe Kirch. (...) Nach der Kirch geng es in das Milidär Weissen Haus, diesses haben Ihre Durchleucht um 100 Könder verstergdt und auf heide wurden sie auch in den neihen Gebey, die der herzog noch wieder haben dar zu zurechdt machen lassen, ein genomen, eine handlung, die Ihnen gewies im hemel mit Segen an geschrieben ist.«<sup>31</sup>

Mit diesem Umzug aber ist die Frage nach der zweiten Kirche auf dem Ludwigsburger Markt, der »religio tolerata« verbunden und wird die Vielfalt, die sich bereits innerhalb der evangelisch-lutherischen Konfession, ihren neuen Arbeitsformen und Prägungen durch den Pietismus vorgezeichnet hat, deutlich.

### *Die evangelisch-reformierte Kirche*

Seit der Reformation hatten die beiden Ausdrucksformen der evangelischen Kirche ein polemisches Verhältnis zueinander, obwohl die württembergische Art der Reformation reformierte Elemente aufnahm und so die schweizerischen und die lutherischen Einflüsse miteinander verband. So wurde die evangelische Kirche in Württemberg eine lutherische Landeskirche mit lutherischem Bekenntnis, jedoch mit einer schweizerisch-oberdeutschen Gottesdienstform und Kirchenverfassung.<sup>32</sup> Dennoch

herrschte auch hier, obwohl oder gerade weil die beiden einander so nahe waren, die polemische Auseinandersetzung vor, wie sie ein alter württembergischer Spottversprechend zum Ausdruck bringt:

»Die Reformierten sind  
vom Papste zwar geschieden,  
und dennoch leben wir  
mit ihnen nicht in Frieden,  
denn erstens lehren sie  
die Gnadenwahl nicht recht,  
und dann ist ihr Begriff  
vom Abendmahl ganz schlecht.«<sup>33</sup>

Hier sind die beiden theologischen Hauptstreitpunkte der Konfessionen benannt, nämlich das Verständnis vom Abendmahl und die Auffassung von der Gnadenwahl (Prädestination).

In Württemberg sorgte der Ludwigsburg-Gründer Herzog Eberhard Ludwig für eine Begegnung der beiden Kirchen durch seine Ansiedlung von vertriebenen Waldensern aus Norditalien und Hugenotten aus Frankreich in der Zeit von 1698 bis 1701. Sie durften in dem vom Dreißigjährigen Krieg entleerten westlichen Landesgrenzgebiet neue Siedlungen gründen. Rund 1800 Menschen kamen, brachten die Kartoffel, die Luzerne und ihre französischsprachigen schlichten Predigtgottesdienste mit. Ihre Ansiedlungen tragen typische Namen, wie Pinache, Serres, Klein- und Großvillars oder Perouse. Die Waldenser gehen auf eine vorreformatorische Erneuerungsbewegung zurück und nennen sich nach Petrus Waldes aus dem 12. Jahrhundert. Zur Zeit der Reformation schlossen sie sich der reformierten Richtung mit der Prägung von Guillaume Farel (1489–1565), dem Weggefährten Johannes Calvins und Pfarrer im württembergischen Mömpelgard, an.

Für die Altwürttemberger war die Begegnung mit ihnen – nicht nur wegen des Glaubens, sondern auch wegen der französischen Kultur – eine Fremdheitserfahrung. Reformierte Gemeinden entstanden zumeist im Umfeld des Hofes. So gründete sich 1708 eine erste reformierte Gemeinde durch Hugenotten in Cannstatt. Als sie den Bau einer eigenen Kirche beantragten, genehmigte der Herzog diesen nur in Ludwigsburg, um damit seiner nur schleppend verlaufenden Ansiedlung aufzuhelfen. Deshalb wurde sein Siedlungsauftrag mit den angebotenen Privilegien auch in französischer Sprache verbreitet. Tatsächlich kam es zur Umsiedlung hugenottischer und waldensischer Familien nach Ludwigsburg, allerdings unter schwierigen ökonomischen Bedingungen. 1732 wurden immerhin 119 Menschen reformierten Glaubens in der Stadt gezählt.

Nun begann ab 1720 der zweite Kirchenbau am Ludwigsburger Marktplatz, wieder mit erheblichen finanziellen Schwierigkeiten und dazu unter großem Protest der Landschaft und des Konsistoriums, die diese Öffnung nicht akzeptieren wollten. Da der Kirchenkasten dafür auch keine Mittel bewilligte, kam der Bau bald ins Stocken. Dazu beantragte die »religio dominans« von gegenüber, dass der Rangunterschied zur »religio tolerata« auch nach außen sichtbar gemacht werden müsse. Die nachträglich erhöhten Türme der Stadtkirche stehen für diese Machtdemonstration.

Der Herzog versuchte, für den zweiten Kirchenbau internationale Unterstützung einzuwerben, aus reformierten Ländern wie den Niederlanden und der Schweiz, aber auch aus Preußen, Hessen und England. Er hatte einen ganz persönlichen Grund für

sein ungewöhnliches Engagement in dieser Sache, denn in seine eigene Familie war die konfessionelle Vielfalt eingezogen: Seine Schwiegertochter, Herzogin Henriette Marie (1702–1782), eine geborene Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, war reformierter Konfession und behielt diese auch nach der Heirat mit dem Kronprinzen Friedrich Ludwig von Württemberg (1698–1731) bei.<sup>34</sup> Unterstützung fand sie dafür beim preußischen König Friedrich Wilhelm I., nicht aber in der Landeskirche Württembergs. Ihre persönlichen reformierten Hofprediger waren die ersten Pfarrer der Gemeinde: Jüngst, Lupichius, St. Aubin und La Combe. Mit dem frühen Tod des Erbprinzen 1731 und dem Umzug der Herzogin auf ihren Witwensitz Göppingen war die Schutzfunktion jedoch zu Ende, und als 1738 der Kirchenbau endlich fertig gestellt werden konnte, durfte er nicht mehr in Dienst genommen werden: Ludwigsburg war seit 1739 in das Land Württemberg inkorporiert, so dass eine Ansiedlung von Reformierten nicht mehr möglich war!

So kam es, dass der von Baudirektor Retti und Kreisbaumeister Frey entworfene und aufgebaute Neubau vor dem Bezug bereits baufällig wurde. Dazu zählte die reformierte Gemeinde im Jahr 1754 nur noch 13 Erwachsene und sieben Kinder, wobei alle Männer in Mischehen mit lutherischen Frauen verheiratet waren.<sup>35</sup> Dennoch hielten die Verbliebenen, in einer Glaubensflüchtlingen zuweilen eigenen Sturheit, an ihrem »temple« fest. Erst Jahrzehnte später waren sie zum Verkauf bereit, und so wurde die zweite Kirche am Ludwigsburger Markt 1781 als lutherische Garnisonskirche bezogen. Die reformierten Gottesdienste der kleinen Gemeinde fanden in einem Herrschaftshaus beim Gasthof Waldhorn statt. 1823 vereinigte sich die reformierte Gemeinde im Zuge der preußischen Unionsbewegung und wegen eigener Schwierigkeiten mit der württembergischen Landeskirche.

### *Die römisch-katholische Kirche*

Noch immer war in Altwürttemberg das Feindbild der »Papisten« oder »Pontificiis« lebendig und fand in den Ausdrucksformen des Barock neue Nahrung. Mit dem Schlossbau in Ludwigsburg aber zogen mehr als 600 italienische Arbeiter ins Land und brachten ihre Bräuche und ihren Glauben mit. Kaum ist zu erahnen, was davon einen ständischen Altwürttemberger mehr verunsicherte, der fremde Kultus oder die fremde Kultur. Um in der Fremde eine geistige Heimat zu haben und der Messpflicht zu genügen, brachten die Handwerker aus der Gegend um Como ihren eigenen Priester mit und pflegten ihren Zusammenhalt, gefördert und geschützt durch den Schlossarchitekten Donato Giuseppe Frisoni (1683–1735)<sup>36</sup>, seinen Schwager Paolo Retti (1691–1748)<sup>37</sup> und deren Familien.

Ab 1710 feierten die Katholiken ihre Gottesdienste ebenso wie die Protestanten in der »Pomeranzenkirche«, was aber das Anwachsen von Vertrautheit kaum förderte, sondern im Gegenteil zu größeren Spannungen führte. Dazu wurde die Schar der katholischen Gottesdienstgemeinde immer größer, da Katholiken aus dem Umland nach Ludwigsburg kamen. Ansonsten blieb ihnen nur der Weg in die katholischen Gebiete der Reichsritterschaften, wie Oeffingen, das dem Augsburger Domkapitel unterstand und zugleich auch Bestattungsort für die Ludwigsburger Katholiken blieb, oder der Marienwallfahrtsort Stuttgart-Hofen. Ab 1710 sorgten Kapuzinerpatres aus der katholisch gebliebenen freien Reichsstadt Weil der Stadt als Seelsorger für die anwachsende katholischen Gemeinde.



Von Seiten der »religio dominans« jedoch gab es statt eingeübter Religionsfreiheit andauernde Repressalien. So wurde die katholische Gemeinde des gemeinsamen Gewächshauses verwiesen und ihr kein »cultus publicus«, sondern nur noch ein »cultus privatus« gestattet.<sup>38</sup> Schon 1718 schärfte das Konsistorium ein, dass im Schulunterricht auch für die reformierten Kinder und die der »Papisten« der württembergische evangelische Katechismus galt. Er war seit der Reformation das elementare Schulbuch, anhand dessen die Kinder auch Lesen und Rechnen lernten, weshalb in den Ausgaben auch das große und kleine ABC und das Einmaleins enthalten waren. Und so mussten die katholischen und reformierten Kinder mit Luther und Brenz lesen lernen!

Im Jahr 1724 waren 267 von 1456 Ludwigsburger Einwohnern Glieder der katholischen Gemeinde. 1724 wird ein Gartenhaus auf Frisonis Grundstück erbaut und 1725 von dem Bischof von Como, Giovanni Jacobo de Maleco, Probst zu Fino, als katholische Kirche geweiht. Ludwigsburg als zunächst exterritoriales Gebiet unterlag nämlich auch nicht der bischöflichen Jurisdiktion der Diözese Konstanz.<sup>39</sup> Nachdem dieses Gartenhaus ständiger Ort des Anstoßes war, wurde es 1772 geschlossen, 1800 abgebaut und seine Bauteile für das Mausoleum des Reichsgrafen von Zeppelin auf dem Alten Friedhof verwendet.<sup>40</sup>

Frisoni starb nach Inhaftierung 1735 und wurde auf dem katholischen Friedhof von Oeffingen im Grab seiner ersten Frau beigesetzt. Das von Retti beantragte Trauer geläut von der doch von Frisoni erbauten evangelischen Stadtkirche wurde ihm von der herzoglichen Behörde verweigert.<sup>41</sup>

Andere Zeiten brachen für die Gemeinde unter den katholischen Herzögen von 1733 bis 1797 an. Zuvor jedoch hatte Herzog Eberhard Ludwig in seinem Testament versucht, die alten Verhältnisse noch einmal zu zementieren. Und die Landstände verlangten im Zusammenwirken mit der lutherischen Kirchenleitung, dass die katholischen Herzöge die Religionsreversalien unterzeichneten, die ihnen eine Einmischung in die Angelegenheiten der Landeskirche verboten und die Ausübung ihrer katholischen Konfession auf ihr privates Umfeld beschränkten. So ließ Herzog Carl Alexander zunächst nach dem Tod Herzog Eberhard Ludwigs 1733 die evangelische Schlosskapelle verschließen!<sup>42</sup> Dann aber wurden zuerst am Hof, schließlich auch für die Stadt katholische Geistliche angestellt, die sogar aus dem Kirchengut finanziert wurden. Wieder spielten die katholischen Gebiete der Umgebung, Oeffingen, Hofen und vor allem das Kapuzinerkloster auf dem Michaelsberg bei Cleebronn eine wichtige Rolle.<sup>43</sup>

Unter Herzog Carl Eugen, der teilweise wieder in Ludwigsburg residierte, nahm die katholische Gemeinde beständig zu. Als Hofgeistlicher wurde, ergänzend zu den evangelischen Amtsinhabern, Benedikt Maria Werkmeister (1745–1823) angestellt, ein Benediktinerpater aus Neresheim. Seine größte Herausforderung wurden die Probleme um die Annullierung der ersten Ehe Carl Eugens, damit der Herzog Franziska von Hohenheim heiraten konnte. Werkmeister wurde später in der Königszeit katholischer Kirchenrat.

Trotz der zunehmenden Akzeptanz der Vielgestalt christlichen Glaubens kam es weiterhin zu schweren Auseinandersetzungen. Diese erreichten in Ludwigsburg ihren Höhepunkt bei dem vom Herzog angeordneten Fronleichnamfest von 1749. Der nun wieder in Markgröningen residierende evangelische Dekan rief dazu auf, dass die Gläubigen sich des herzoglichen Festes enthalten mögen, da es sich um eine Privatangelegenheit des Fürsten handele. Dennoch kamen über 2000 Teilnehmer aus dem

ganzen Umland nach Ludwigsburg zu diesem so typischen und schon öfter mit einer selbstbewussten Machtdemonstration verbundenen katholischen Fest. Der Herzog selbst praktizierte in seiner Verbindung mit Franziska die konfessionelle Ökumene, nahm selbst an der heiligen Messe in Hohenheim teil und ließ für Franziska die evangelische Kirche in Birkach erbauen.<sup>44</sup> In Ludwigsburg richtete er für seine erste Gemahlin, Herzogin Elisabeth Friederike Sophie von Brandenburg-Bayreuth, die Ordenskapelle als evangelische Kirche ein.<sup>45</sup>

1798, kurz nach dem Amtsantritt von Herzog Friedrich, dem nachmaligen König, wurde die Ludwigsburger Schlosskapelle wieder evangelisch. Die katholischen Pfarrer mussten weiterhin vor dem evangelischen Konsistorium ihren Treueid ablegen. Auf ihre Examinierung wurde gnädig verzichtet, jedoch nicht auf die damit verbundene Gebühr. Unter diesen Anfangsbedingungen zog in Ludwigsburg als erster katholischer Pfarrer Gregorius Frey auf, ein Kapuziner aus der konfessionell simultanen Reichsstadt Biberach, zusammen mit Petrus Wiehn aus Stuttgart, der im Königreich der erste offiziell bestellte Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Ludwigsburg werden sollte. Für die Gottesdienste wurde zunächst die Garnisonskirche am Marktplatz simultan mitbenutzt – die junge katholische Gemeinde erbt damit die gleichen Schwierigkeiten mit den Gottesdiensten der Garnisongemeinde, wie sie ihre evangelischen Nachbarn die Jahrzehnte zuvor bis 1781 hatten bewältigen müssen! Damit waren kurz vor Beginn der neuen Zeit im Königreich alle drei christlichen Konfessionen auf dem Markt angekommen. Der erste katholische Gottesdienst fand 1805 am Festtag Peter und Paul (29. Juni) statt. Einen Tag zuvor war Pater Frey 52-jährig verstorben.

Der Dichter Justinus Kerner wurde am 18. September 1786 am Ludwigsburger Marktplatz geboren und am selben Tag, der zugleich der Geburtstag von Herzog Eberhard Ludwig war, in der Stadtkirche getauft. In seinen Erinnerungen »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit«, 1849 erschienen, schildert er die Zeit von 1786 bis 1804 in »Grasburg«, wie er die zugewachsene ehemalige Residenz in ihrem Dornröschenschlaf nannte. Er erzählt auch von zwei typischen interkonfessionellen und interkulturellen Begegnungen und seinen Fremdheitserfahrungen:

»Alles Lernen war für mich in früherer Jugend sehr schwer und immer überwog das Gemütsleben das Intellektuelle in mir. Auch sonderbare Vorurteile, die der Verstand leicht hätte bezwingen können, prägten sich mir oft lange und fest ein. So hatte ich einen Kameraden, den ich herzlich liebte; er war der Sohn eines Malers Pernaux aus der herzoglichen Porzellanfabrik. Ich kam oft in seine Wohnung, die nächst der Oberamtei war. Die Verfertigung der nachher so berühmt gewordenen Porzellanfiguren, mit deren Modellierung und Malerei sein Vater und seine Brüder sich beschäftigten, bannte mich oft tagelang in sein Zimmer; aber hätte ich daselbst auch den größten Hunger und Durst erlitten: ehe ich etwas aus diesem Hause getrunken oder gegessen hätte, wäre ich lieber gestorben, denn ich wusste, dass die Leute katholisch waren, worunter ich mir etwas ganz Besonderes dachte, ohne dass ich von meinen Eltern je gelernt hätte, ein solches Vorurteil zu hegen. Und doch war mir nichts anziehender als die katholische Kirche im Schlosse, die ich oft besuchte und es immer darauf einzurichten wusste, dass mich der Geistliche im Vorübergehen gewiss mit dem Wasser des Weihwedels besprenge, obgleich ich das Wasser in jenem katholischen Hause nicht trinken wollte.«<sup>46</sup>

Ein italienischer Musiker, wohnhaft am Marktplatz, machte in seiner Art mächtigen Eindruck auf die Kinder. »Dieser Italiener wurde einmal von Kolikschmerzen gequält, in welchen er immer ausrief: lo Speziale! lo Speziale! – Die deutsche Magd, die nicht

anders glaubte, als ihr Herr begehre vor dem Tode den Geistlichen, den Spezial, hatte nichts schnelleres zu tun, als zu dem Spezial Zilling zu springen und ihm zu sagen, ihr sterbender Herr rufe immerdar nach ihm, sie bitte ihn um Gottes Willen eilig zu kommen. Zilling war schnell bereit; denn er glaubte, der Italiener habe einen lutherischen Geistlichen nur darum begehrt, um sich vor seinem Tode noch in den Schoß dieser Kirche zu begeben. Aber wie erstaunte er, als ihm, an seinem Bette angekommen, der Italiener einen gewissen Teil seines Körpers zum Klystieren hin-streckte, von Gebet und Bekehrung aber nichts wissen wollte. Die Irrung kam daher, dass im Italienischen lo Speziale der Apotheker heißt, und dass in Italien die Apo-theker das Geschäft des Klistierens, wie bei uns die Chirurgen, über sich nehmen. Es ist dies eine Anekdote, die auch sonst oft erzählt wird, die aber die hier genannten Personen wirklich betraf und ihren Ursprung einzig in Ludwigsburg hat.«<sup>47</sup>

### *Die jüdische Gemeinde*

Die Geschichte der jüdischen und christlichen Religion ist trotz ihrer Gemeinsamkeiten als abrahamitische Religionen seit Jahrhunderten belastet. Immer wieder bricht in unterschiedlichen kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Situationen der latent vorhandene Antisemitismus auf. In Württemberg ist zur Zeit des Ludwigsburger Stadtbaus noch immer die Regimentsordnung von 1498 in Kraft, die das Testament von Graf Eberhard im Bart aus dem Jahr 1492 aufnahm, nach dem keine Juden im Herzogtum ein Gewerbe betreiben oder sich ansiedeln durften. Sie blieb rechtsgültig bis 1806.

Niederlassungen von Menschen jüdischen Glaubens waren in unserem Raum bis ins frühe 19. Jahrhundert nur in kleineren Herrschaften und in den so genannten Judendörfern möglich, meist gegen hohe Schutzgeldzahlungen. Vor allem zur Wiederbesiedlung nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde diese Methode angewendet. Juden lebten damals vom Waren-, Vieh- und Geldhandel. Sie konnten keine Landwirtschaft betreiben, da ihnen Grunderwerb verboten war, auch kein Handwerk, da ihnen die Mitgliedschaft in den Zünften verwehrt wurde. So entwickelten sie seit dem Mittelalter besondere Fertigkeiten im Geldgeschäft, das ihnen die Christen zuschoben, um sich selbst nicht zu verunreinigen. Diese Monopolstellung wurde den Juden später wieder vorgeworfen.

Im Umfeld der Höfe waren Hoffaktoren und Hofschutzjuden im Warengeschäft tätig und geduldet, so lange sie die Herrschaften zufrieden stellten. Nur von wenigen aus der Anfangszeit von Ludwigsburg wissen wir: So trieben Gabriel Fränkel und Levin Gabriel Wolf aus Fürth, damals wohnhaft in Stuttgart, Handel zur Ausstattung des Schlosses. Um die Sonderwünsche des Herzogs und der Grävenitz zu erfüllen, erhielten sie große Beträge von mehreren 100 000 Gulden.<sup>48</sup> Neben wertvollen Möbeln, Tuchen und Schmuck besorgten die beiden unter anderem auch die Orangen-bäume für die Orangerie, in deren Nachbarschaft dann die evangelische Gemeinde und die katholische Gemeinde ihre Gottesdienste feierten! Sie finanzierten auch eine Badekur von Herzog Carl Alexander in Wildbad. Levin Fränkel schloss mit der Grävenitz den Vertrag über die Gründung der jüdischen Gemeinde in ihrer Besetzung Freudental 1731 und wurde deren Vorsteher. Dort lebten 1785 243 jüdische und 271 evangelische Einwohner in einer seltenen Parität.

In Ludwigsburg dagegen sind in der Anfangszeit nur wenige Juden, wie Nathan Marx mit seiner Familie, als wohnhaft bekannt. 1739 wird erstmals in den Konsistorialakten von einer »wie eine Synagog« eingerichteten Kammer berichtet.<sup>49</sup> Für den

jüdischen Gottesdienst ist eine Mindestzahl von zehn Männern erforderlich, zu denen allerdings auch schon die Jungen nach der Bar-Mizwa gehören. Das Leben der kleinen Gemeinde erfuhr einen herben Rückschlag durch die Hinrichtung des berühmten Joseph Süß Oppenheimer im Jahr 1737. Gab es 1736 noch elf jüdische Familien in Ludwigsburg, bei 2360 Einwohnern (davon 200 Katholiken und 30 Reformierte), lebten 1744, nach erneuter Ausweisung, keine Juden mehr in der Stadt.<sup>50</sup>

Immer wieder gab es Auseinandersetzungen wegen praktizierter jüdischer Bräuche, mit denen viele Vorurteile aus großer Unkenntnis in der christlichen Bevölkerung verbunden waren. Dies galt insbesondere für die Beschneidung als typisches jüdisches Signum. So informierten am 11. Juni 1728 der Obervogt, der Stadtvogt, der Bürgermeister, das Gericht und der Spezial Christoph Andreas Schmidlin, somit die geballte Ludwigsburger Amtsmacht, in einem gemeinsamen Schreiben den Stuttgarter Regierungsrat darüber, dass die Frau eines Hofjuden schwanger und eine Beschneidung in Ludwigsburg vorgesehen sei, was zu verhindern wäre. Sofort empfahl der Regierungsrat dem Herzog das Verbot, das dieser per Spezialresolution auch gleich am 19. Juni aussprach. Die Lösung dieses scheinbar schwerwiegenden Problems brachte die Geburt auf ganz andere Weise mit sich: eine Tochter kam zur Welt!<sup>51</sup>

Ausnahmegenehmigungen von diesen Verboten, die auch Hochzeiten umfassten, waren nur mit hohen Gebühren zu erhalten. Jüdische Bestattungen fanden in Freudental statt. Eine benachbarte jüdische Gemeinde gab es seit 1729 in Aldingen. In Ludwigsburg war der Betsaal weiterhin in Privathäusern, darunter auch im Haus Mömpelgardstraße 18 im Besitz von Joseph Süß Oppenheimer. Es gehörte zu Anfang des 19. Jahrhunderts der jüdischen Familie von Wolf Jordan, die dort einen Betsaal und auch eine Mikwe, ein rituelles Bad, einrichteten.<sup>52</sup> Die jüdische Gemeinde fand erst im Königreich Württemberg zu einer angemessenen Anerkennung und baute in Ludwigsburg 1883 eine Synagoge, wenn auch nicht am Markt.

### *Spannendes Miteinander*

Im ersten Jahrhundert Ludwigsburger Kirchengeschichten zeigte sich somit ein für altwürttembergische Verhältnisse sehr vielfältiges, buntes Bild, das jedoch zahlreiche Spannungsfelder enthielt. Das Einübungsfeld für Toleranz, die nicht nur duldet, sondern trägt, ja erträgt, und Vielfalt weniger als Verwirrung denn als Reichtum schätzen lernt, war eröffnet.

Zur Hebung der Sittlichkeit und zur Behebung von Konflikten vor Ort wurde in Württemberg unter dem maßgeblichen Einfluss von Johann Valentin Andreae (1586–1654) nach dem Dreißigjährigen Krieg in allen Städten und Dörfern der so genannte Kirchenkonvent eingerichtet.<sup>53</sup> Die akribischen Protokolle dieser im ganzen Land verbreiteten Gremien wurden zu einer wesentlichen sozialgeschichtlichen Quelle. In Ludwigsburg existierte die Einrichtung des Kirchenkonvents seit 1718 und bis 1891. Wie üblich, setzte sich das Gremium auch hier zusammen aus Amtsträgern der Bürger- und Kirchengemeinde: Dekan, Vogt, Stadtpfarrer, Bürgermeister, Heiligen- und Armenpfleger.<sup>54</sup> Verhandelt wurden sittliche Vergehen und kirchliche Streitigkeiten, die auf eine vorgerichtliche Einigung zielten. Des Weiteren wurde das Vermögen des örtlichen Heiligen- und Armenkastens verwaltet und die kirchlichen, schulischen und sozialen Ausgaben daraus bestritten, zu denen die personelle und materielle Ausstattung der Kirche ebenso gehörte wie die Versorgung der Armen und Kranken.



In Ludwigsburg gab es für den Kirchenkonvent viel zu tun, waren doch die Auffassungen von Sittlichkeit bei den zahlreichen Nationalitäten, Kirchen und Kulturen allzu unterschiedlich.<sup>55</sup> So mussten zum Beispiel immer wieder die divergierenden Auffassungen von Sonntagsheiligung verhandelt werden, wenn die Pietisten Ruhe und Einkehr pflegen wollten, die italienischen Bauarbeiter sich zur gleichen Zeit nach der Messe in ihrer Kantine zum Tanz trafen, die Juden am ersten Werktag nach dem Sabbat wieder Handel trieben und die Soldaten der Garnison noch mit ganz anderen Sonntagsvergügungen das Blut der Bürger in Wallung brachten! Einige weitere sprechende Beispiele seien genannt:

Für die evangelischen Gemeinden hatte der Herzog einen monatlichen Bußgottesdienst verfügt, den Vorläufer des späteren Buß- und Bettags. Da dieser jedoch am Vormittag eines Werktags stattfand, gingen die anderen an ihr Tagewerk und störten durch Geräusche die bußfertige Stille. So berichtet das Protokoll des Kirchenkonvents vom 13. Juni 1721: »Des monatlichen Buß- und Bettages waren die Leute mit Fuhren und Bauen beschäftigt, mithin vom Hören des Göttlichen Worts und Gebots ausgeblieben.« Es fand sich jedoch eine salomonische Lösung: Die übliche Vesperpause für die italienischen Bauarbeiter wurde an diesem Tag auf 8 Uhr gelegt, fand damit gleichzeitig zum Bußgottesdienst statt und erbrachte die nötige anächtige Ruhe.<sup>56</sup>

Des Öfteren hatte sich der Kirchenkonvent um Fälle von unsittlichem Auftreten zu kümmern. Einmal hatten »sich verschiedene Weiber und Mägde unterfangen, in den herrschaftlichen Fischbehältern im See bey Tag zu baaden und dadurch nicht wenig Scandal zu wecken, weil sich ledige Gesellen und Knechte und Soldaten darzugeschlagen«.<sup>57</sup> Auch häusliche Gewalt war ein trauriges Thema, wenn es im Protokoll heißt, dass einer ins Zuchthaus kam »wegen übler Begegnung gegen sein Weib und Kinder«.<sup>58</sup> Dazu waren oft Ehestreitigkeiten zu schlichten.

Gottesdienst- und Abendmahlsversäumnisse wurden mit Strafgebühren belegt. Einzelfälle kamen zur Sprache: »Dem Hieserich wurde gemeinschaftlich mit Ernst beditten, sich aller passionen, wie einem Christen geziemt, zu enthalten, hingegen den Gottesdienst fleißiger, als bisher geschehen, zu besuchen.« Und: »Metzger Reuter wurde vorgefordert und befragt, warum er sowohl am grünen Donnerstag, als Charfreitag des abendts unter der Kirch auf öffentlicher Gaß gemezget und da Herr Spezialis ihm bedeuten lassen, er solle es unterweg lassen, so habe er nicht parirt.«<sup>59</sup> Um die Gottesdienstteilnahme zu bestärken, wurden verschiedene Maßnahmen angedacht: »Umgänger« sollten während der Gottesdienste die Straßen und Häuser nach Säumigen durchsuchen. Dies erwies sich jedoch für Ludwigsburg als fast unmöglich »wegen der dreyerley Religionen, die zu unterschiedlichen Zeiten in die Kirch gehen«. Des Weiteren sollten in den Wirtshäusern »Schwöhrbüchsen« aufgestellt werden, in die bei dem immer mehr um sich greifenden und vor allem von den Soldaten gerne gepflegten Fluchen gleich eine Strafgebühr eingelegt werden musste.

Immer wieder ging es um Einzelfallhilfen in Notlagen. So wurde das Schulgeld für die beiden Kinder von Hans Jörg Weicker »aus dem Heyligen«, also der Kirchenkasse bezahlt, bis der Vater wieder im Stande sei, es selbst aufzubringen.<sup>60</sup> Für die aufwändige Aufgabe der »Außgebung derer Blechlen an die Bettelleuthe« wurden immer wieder neue »Blechlenausteiler« bestimmt.<sup>61</sup> Mit dieser Marke aus Blech ausgerüstet, konnten sich die geprüften Armen eine Zuwendung aus dem Heiligen abholen, weshalb man auch vom »Heiligen Blechle« sprach.<sup>62</sup> Neben Schulproblemen und der Versorgung für durchziehende Arme oder Beratungen darüber, wie man sie am schnellsten wie-

der loswerden konnte, spielten in Ludwigsburg auffällig oft Auseinandersetzungen zwischen den Konfessionen eine Rolle, die erst noch lernen mussten, miteinander zu leben. So heißt es im Kirchenkonventsprotokoll vom 16. November 1731: »Juliane Wilhelmine Nißlerin, eines catholischen Steinhauers allhier Eheweib zeigt dato an, wie sie von einem bei dem Oberbaumeister Retti in Diensten seyenden Steinhauer Müller, welcher ebenfalls catholisch ist, haben wollen zur catholischen Religion verleitet werden. Und da sie so standhaft in ihrer Religion geblieben, so habe Müller gegen ihro gedacht, was nur sie immer Vorgehen mit ihrer Religion habe, sie wisse ja wohl, dass ihr Glaub nichts nutz seye; ob ein Hund sterbe oder ein Lutheraner, es habe einer nur Auffahrt wie der andere. Auch ob sie wisse, wo der Dr. Luther gestorben seye und begraben lige, auf ihr Antwort, nein, fuhr er fort, er seye verbrannt worden.«<sup>63</sup> Dieser Fall gibt ein Beispiel dafür, dass Religion und Bildung immer zusammengehören: Martin Luther starb in Eisleben und wurde in der Schlosskirche zu Wittenberg bestattet. Die Sache erschien dem Ludwigsburger Kirchenkonvent aber so ungeheuerlich, wie er sich manchmal in den interkonfessionellen Auseinandersetzungen überfordert fühlte, so dass er sie nach oben weiterreichte: »Dieser Vorgang ist zur fürstlichen Regierung zu berichten.«

#### *Geordnete Vielfalt im Königreich ab 1806*

Mit den neuwürttembergischen Gebieten, die ab 1806 zum Königreich gehörten, stellte sich für das ganze Land das ein, was am Modellort Ludwigsburg bereits erprobt wurde: die Parität und Gleichberechtigung der drei christlichen Konfessionen. König Friedrich I. (1754–1816) nahm der evangelisch-lutherischen Landeskirche ihre Monopolstellung, obwohl sie in vielem noch bestimmend blieb.<sup>64</sup> Ihre direkte Zuordnung zum Fürsten wurde ersetzt durch die Einordnung in ein Ministerium, das



*Der Marktplatz mit den beiden Kirchen, um 1900.*

Departement für Kirchen- und Schulwesen, aus dem sich das Ministerium für Kultur (!) und Unterricht entwickelte. Dort gab es je eine Abteilung für die lutherische, die reformierte und die römisch-katholische Konfession und einige Zeit später auch eine für die jüdische Religion. Deren Leiter trug, der verwaltungstechnischen Gleichbehandlung wegen, den sicher gewöhnungsbedürftigen Titel »israelitischer Kirchenrat«, was jedoch auch für das Interesse des Königs an einem geordneten Leben der jüdischen Gemeinden im Land steht. Von den zahlreichen Übergangsschwierigkeiten in diese neue Zeit gibt es eine sprechende Anekdote:

Zur Krönung wurden im ganzen Land als einheitlicher Predigttext für die alten evangelischen und die neuen katholischen Gemeinden Verse aus einem Königpsalm, Psalm 21, 7 und 8 verfügt, wo es passend heißt: »Du setzt den König zum Segen ewiglich. Du erfreust ihn mit Hilfe vor deinem Angesicht. Denn der König hofft auf den Herrn und wird durch die Güte des Herrn fest bleiben.« Dies war jedoch die Fassung der Luther-Übersetzung. In den katholischen Bibelübersetzungen galt aber eine andere Psalmenzählung, so dass die katholischen Prediger im Psalm 22 landeten, wo es in den Versen 7 und 8 heißt: »Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und verachtet vom Volke. Alle, die mich sehen, verspotten mich, sperren das Maul auf und schütteln den Kopf!« So viel zerknirschende Selbstkritik hätten sie dem neuen Monarchen nun wirklich nicht zugetraut!

In Ludwigsburg wurde nun endlich 1808 eine ständige katholische Stadtpfarrstelle eingerichtet. Ihre Gemeinde nutzte ab 1829 wieder die Schlosskirche und zählte damals 650 Gemeindeglieder, davon 490 aus der Garnison und 160 Zivilisten. Wieder im 100-Jahre-Schritt zog sie 1906 samt dem Patrozinium zur Heiligen Dreifaltigkeit aus der Schlosskirche in die frei gewordene Garnisonskirche am Marktplatz um, nachdem die Garnison ihrerseits in die neue Garnisonskirche am Karlsplatz ausgezogen war. Nun waren endgültig beide großen christlichen Konfessionen in der Stadt auf dem Markt angekommen.

### *Professorenkanzel*

Schon einmal vor Bahnmaier wurde die Kanzel der Ludwigsburger Stadtkirche zur Professorenkanzel: in der Zeit von Dekan Christoph Friedrich Sartorius (1701–1785), der das Dekanatamt von 1747 bis 1755 versah und danach als Professor der Systematischen Theologie nach Tübingen berufen wurde.<sup>65</sup> Waren seine Ludwigsburger Beurteilungen allgemein gut, so nahm er in Tübingen die Stelle des letzten lutherisch-orthodoxen Systematikers ein, der in seinem »Compendium Theologiae«, das 1782 erschien und offizielles Lehrbuch der Studierenden wurde, die theologische Dogmatik gegen die Aufklärung verteidigte.<sup>66</sup> Auch Georg Wilhelm Friedrich Hegel musste seine Paragraphen noch pauken und stöhnte über die veraltete Systematik.<sup>67</sup>

### *Pfarrer Jonathan Friedrich Bahnmaier: Professor und Pietist, Politiker und Poet*

Jonathan Friedrich Bahnmaier stammte aus Oberstenfeld, wo er am 12. Juli 1774 als Sohn des dortigen Pfarrers und Stiftspredigers Johann Christoph Bahnmaier (1738–1803) und seiner Frau Regine Neuffer geboren wurde.<sup>68</sup> Der Vater gehörte zum inneren Kreis der württembergischen Pietisten und stand in regem Kontakt mit Johann

Albrecht Bengel, Friedrich Christoph Oetinger, Philipp Matthäus Hahn und den Herrnhutern. Dies wurde auch die geistige Heimat des Sohnes Jonathan Friedrich, der vier Jahre nach Friedrich Hölderlin die Klosterschulen in Denkendorf und Maulbronn besuchte. 1792 wechselte er ins Tübinger Stift, wo er sich in den spannenden Umbruchszeiten der Französischen Revolution zur pietistischen Gruppe der »Pia« zählte.

Im zweiten Jahr seines Studiums brach in Tübingen eine schwere Typhus-Epidemie aus. Hunderte infizierten sich und täglich mussten mehrere Verstorbene bestattet werden. Auch Bahnmaier erkrankte und wurde von seinem engen Freund Johann Ludwig Friedrich Spittler aus Strümpfelbach gepflegt. Dieser schrieb an seine Mutter: »Es bleibt mir nicht viel Zeit zum Schreiben, da ich gegenwärtig Bahnmaiern pflege, welcher das Schleimfieber hat; sobald es wieder besser ist, werde ich ihn nach Hause begleiten und mich dann selbst ein wenig der Krankheit ergeben.«<sup>69</sup> Tatsächlich wurde Bahnmaier wieder gesund und durfte nach Hause. Nun aber erkrankte der pflegende Freund und verstarb am 21. März 1793 in Strümpfelbach, was Bahnmaier tief bewegte und in seiner Glaubensentwicklung stark prägte.

Sein theologischer Lehrer im Studium wurde Gottlob Christian Storr (1746–1805)<sup>70</sup>, der die so genannte »Erste Tübinger Schule« des Supranaturalismus begründete. Sie hielt gegen die Kritik der Aufklärung am Offenbarungscharakter der biblischen Überlieferung als Ganzes fest und wollte diesen rational verständlich machen. 1797 machte Bahnmaier Examen und belegte den 2. Platz seiner Jahrgangs-Promotion. Alle Zeugnisse seiner Stiftszeit verweisen auf seine rhetorische Begabung, sprechen gar von »blühender Phantasie« und bescheinigen »Anlagen zur Poesie«.<sup>71</sup> Und tatsächlich gab Bahnmaier bereits 1794 seinen ersten Gedichtband heraus, in dem Vaterländisches überwog.

Nach einer kurzen Vikariatszeit bei seinem Vater in Oberstenfeld kehrte Bahnmaier als Repetent ins Tübinger Stift zurück und wurde mit einer Arbeit zur Überlieferung der Wunder Jesu zum Doktor der Theologie promoviert. 1806, im ersten Jahr des Königreichs Württemberg, bezog er seine erste Pfarrstelle als Diaconus in Marbach am Neckar. Damit durfte er auch heiraten. Er vermählte sich mit Luise Christiane Spittler, der Schwester seines verstorbenen Freundes. Deren Bruder war Christian Friedrich Spittler (1782–1867), der spätere Sekretär der Christentumsgesellschaft in Basel.<sup>72</sup> Aus ihr entstand die Basler Missionsgesellschaft, mit der Bahnmaier zeitlebens verbunden war.

Obwohl Bahnmaier sich weiterhin zum Wirkungsfeld des Pietismus hielt und die Erweckungsbewegung mit bestimmte, befürwortete er die modernen kirchlichen Reformen des Königs. Sogar der Aufsehen erregenden neuen Tauf liturgie von 1809, die die Absage an den Teufel verbannte und eine zeitgenössische Sprache einzuführen versuchte, stand er aufgeschlossen gegenüber.<sup>73</sup> Das verrät etwas von seinem pädagogischen Interesse, das ihn trotz konservativer Grundhaltung immer nach angemessenen und hilfreichen Ausdrucksformen der Verkündigung suchen ließ.

### *In Ludwigsburg*

1810 kam Bahnmaier als Diaconus oder 3. Pfarrer nach Ludwigsburg, das eine Zeit großer Veränderungen erlebte. König Friedrich I. hatte das Schloss aufwändig umbauen lassen und nutzte es als seine Sommerresidenz. Die Stadt wuchs gewaltig an und zählte fast 10 000 Einwohner. Das Militärische bestimmte in den Jahren des



Paktes mit Napoleon das Bild der Stadt und ihre soziale Lage. Ludwigsburg war »der erste Waffenplatz des Landes« geworden.<sup>74</sup> Pfarrer Bahnmaier erlebte in der Stadt die kriegerischen Jahre bis zum Wiener Kongress.

Neben den pfarramtlichen Aufgaben, die Bahnmaier mit Gewissenhaftigkeit und Geschick wahrnahm, galt seine Aufmerksamkeit der Schulaufsicht, die er mehr als pädagogische Förderung denn als kirchliche Beaufsichtigung des Unterrichts verstand. Er wurde Vorstand der »Lehranstalt für erwachsene Töchter gebildeter Stände« und veröffentlichte »Gesänge für die Jugend«. Er entwarf Kleinschriften für Schüler, wie das »Denkblatt an unsere Christen« und »Für fleißigen und aufmerksamen Besuch des Gottesdienstes«.

Sein besonderer Einsatz galt der Lehrerbildung, worin er seinen Kompromotionalen aus Tübinger Stiftszeiten folgte, den beiden Pestalozzi-Schülern Carl August Zeller (1774–1840), dem späteren Begründer der Anstalt Lichtenstern, und Bernhard Gottlieb Denzel (1773–1838), der 1811 das erste Lehrerseminar Württembergs in Esslingen gründete. Bahnmaier hatte die Idee einer Anstalt zur Lehrerbildung schon früh geäußert und hielt selbst Kurse für Pädagogen. Er war in Ludwigsburg der Religionslehrer von Friedrich Notter (1801–1884), der nach der Schulzeit Jura und Medizin studierte und bekannt wurde als Schriftsteller und Politiker. Zu den Schülern Bahnmaiers in Ludwigsburg zählte nicht zuletzt auch Eduard Mörike.<sup>75</sup>

In die Ludwigsburger Zeit fällt auch Bahnmaiers erster Kontakt zu Friedrich Silcher (1789–1860)<sup>76</sup>, der dort als Hauslehrer des Kreishauptmanns Freiherr von Berlichingen wirkte und ihn als Schulinspektor an der Mädchenschule kennen lernte. Der musikalische Bahnmaier lud Silcher zu seinen Hausmusikabenden ein, und Silcher vertonte manche seiner Verse. Für Silchers weiteren beruflichen Weg sollte diese Begegnung wichtig werden: Denn als Bahnmaier Theologieprofessor in Tübingen wurde, holte der Förderer der Musik und der musikalischen Ausbildung ihn 1817 auf die Stelle eines Universitätsmusikdirektors. In Ludwigsburg gründete Bahnmaier einen Missionshilfsverein und entwarf eine kirchliche Silvesterfeier, die es bis dahin nicht gegeben hatte.<sup>77</sup>

Dekan war zu seiner Zeit Christian Friedrich Rieger (1757–1823), der in Ludwigsburg als Sohn des damaligen Unterhelfers an der Stadtkirche Karl Heinrich Rieger geboren wurde. 1812 verlegte die Kirchenleitung das Dekanatamt von Markgröningen wieder nach Ludwigsburg. In einer aktenkundig gewordenen Klage des Dekans über seine jungen Kollegen werden Spannungen deutlich. Dabei erscheint der Anlass für ein Schreiben des Dekans an den König überaus harmlos, handelte es sich doch um eine ausgeschlagene Essenseinladung während einer Pfarrkonferenz. Der Dekan schrieb:

»Euer Königlichen Majestät erlauben allergnädigst, daß ich Höchstderoselben mitfolgende Akten, nebst einigen dazu gehörigen Bemerkungen, unterthänigst vorlege. Am 25. des abgewichenen Monaths hielt ich meine heurige Disputation, und lud zu derselben die Geistlichen in Stadt und Diöces Ludwigsburg, die nach den Gesetzen dabei zu erscheinen haben, durch das der Zeitfuge und Geschäften halber in möglichster Kürze verfaßte Disputations-Ausschreiben (Lit. A) ein, das ich hier in originali allerunterthänigst anschließe. Bei der Disputation erschienen alle Geistlichen ohne Ausnahme: von der Mahlzeit aber schloßen sich, zum allgemeinen Aufsehen aller Anwesenden, die beiden hiesigen Helfer M. Vischer und M. Bahnmaier aus. Der letztere schrieb mir auf wiederholte Einladung, als man sich zu Tische setzte, das Billet (Lit. B.), der erstere ließ mir nur mündlich sagen: »er komme nicht«. Einige Tage darauf schickte mir der Helfer M. Bahnmaier den Brief (Lit. C.). Ich enthalte mich

aller weiteren Bemerkungen, die sich bei der Lesung deßelben leicht darbieten, und überlasse gänzlich Euer Königlichen Majestät das Urtheil darüber, ob das der Ton ist, in dem der Untergeordnete, oder da der Brief nomine colectivo geschrieben ist (was öfters die Art des ersten Helfers M. Vischer ist, daß er sich hinter einen anderen hinumstekt), die Untergeordneten mit ihrem Vorgesetzten, der diese Behandlung durch nichts verdient zu haben glaubt, reden dürfen? Ich habe schon früher und noch später ähnliche Schreiben des Helfers M. Bahnmaier in meiner Registratur, die zum Theil noch derber als das vorliegende verfaßt sind, und die ich mir vorbehalte, etwa ein andermal Euer Königlichen Majestät allerunterthänigst vorzulegen. Habe ich mich in meinem Disputationsausschreiben in irgend etwas verfehlt, so erwarte ich die Allerhöchste Zurechtweisung, die ich gerne annehme. Billigen aber Euer Königliche Majestät meine Handlungsweise, so erwarte ich von Allerhöchstdero Gerechtigkeitsliebe, daß Sie nicht meine Person, denn ich lebe schon so lange auf der Welt, daß ich mir von unberufenen Männern, ohne in Hize zu gerathen, Unrecht sagen und thun lassen kann (wie ich denn auf das Schreiben Lit. B u. C keine Zeile Antwort ertheilte), sondern mein Amt und die mit demselben verbundene Würde gegen grundlose Angriffe dieser Art allergnädigst schützen werden. Unter der submissen Bitte des Rückaufschlusses der zu meiner Registratur gehörigen Communication ersterbe ich in tiefstem Respekt, Euer Königlichen Majestät allerunterthänigster und gehorsamster Decanus zu Ludwigsburg, Rieger.«<sup>78</sup>



*Jonathan Friedrich Bahnmaier*  
(1744–1841).

Die Antwort, gegeben von Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat Friedrich Gottlob Süskind (1767–1829), richtete sich in seiner Kritik interessanterweise vor allem gegen den Dekan, wenn es heißt: »Auf Eure unter dem 24. October d. J. eingegebene Klage über ein Schreiben des Diaconus Bahnmaier an Euch geben wir Euch unter Zurückgabe des eingeschickten Schreibens gnädigst zu erkennen, wie wir gewünscht hätten, daß Ihr den Eurem Disputations-Ausschreiben am Ende beigefügten Zusaz: quod secundum leges praesentiam suam addita subscriptione spondere moneo, welcher wenigstens als eine auffallende Auszeichnung der unmittelbar vorhergenannten Geistlichen gedeutet werden könnte; und nach der schon im Circulare selbst enthaltenen Aufforderung sämtlicher Geistlichen zur Unterschrift nicht mehr nötig war, weggelassen hättet. Übrigens der Ton, in welchem das Schreiben des Diaconus Bahnmaier abgefaßt ist, dem Verhältnis der Subordination, in welchem er zu Euch stehet, keineswegs angemessen finden. Wir wollen daher ihm unsere Unzufriedenheit darüber zu erkennen geben und ihn zu Beobachtung dessen, was zu einem guten Vernehmen mit Euch seinerseits erforderlich ist, ermahnt haben; wo wir werden auch zu Euch versehen,

daß Ihr von selbst auch alles dazu beitragen werdet, daß das für die amtliche Autorität der Geistlichkeit so wichtige gute Vernehmen zwischen Euch und den Diakonen auf alle Weise befestiget werde.«<sup>79</sup>

In diesem Vorgang wird etwas deutlich von den Persönlichkeiten, aber auch von den kollegialen Spannungen zwischen Alt und Jung, zwischen den Anhängern des Pietismus und der Aufklärung unter den Ludwigsburger Theologen.

1814 brach in der Stadt die Cholera aus. Die Seuche nahm der Familie Bahnmaier innerhalb eines halben Jahres einen Sohn und eine Tochter. Trotz dieses schweren Schlages kümmerte sich Pfarrer Bahnmaier aufopferungsvoll um Krankenpflege und Seelsorge. Weise summierte er seine Ludwigsburger Jahre als ein Leben an der Grenze in mehrfacher Hinsicht, zwischen Bewährung und Bewahrung.

Der weitere Weg dieses begabten Theologen sei kurz skizziert: 1815 wurde Bahnmaier von der Kanzel aufs Katheder berufen und erhielt den Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Universität Tübingen. In dieser noch jungen Disziplin bildeten seine theologischen, pädagogischen und auch musikalischen Fähigkeiten eine ideale Kombination. Wichtig war ihm in der Schule Pestalozzis, dass alle Aufgaben des Pfarramts und des Unterrichts auch praktisch eingeübt werden. Dafür gründete er die Predigeranstalt, in der Kirche des Tübinger Schlosses beheimatet. Sie sollte die Praxis, aber auch die Gemeinschaft der Prediger untereinander fördern. Für den katechetischen Unterricht wurden Tübinger Kinder mit einem kleinen Taschengeld als Übungsschüler gewonnen! Bahnmaier förderte den Zusammenhalt und die Fortbildung, wie unter Pfarrern, so auch unter Lehrern und gab dafür das »Correspondenzblatt für Erziehung und Unterricht« heraus. Er trug damit zur Emanzipation der Schule von ihrer kirchlichen Aufsicht bei, die allerdings noch bis 1909 bestehen blieb. Zu seinem literarischen Schaffen gehörten zahlreiche Schriften für den Unterricht, viele Lieder sowie »Cäcilia«, das Wochenblatt für Familien, dem Kinderhefte beigegeben waren, erbaulich, missionarisch und zugleich pädagogisch wertvoll.

Ungewöhnlich für einen frommen Pietisten, bezeichnete Bahnmaier seinen Glauben als »heiter«. Zur Begründung der freien Gemeinden Korntal und Wilhelmsdorf, als Gegenbewegung zu den Auswanderungswellen aus Württemberg, verfasste er unter einem Pseudonym eine Denkschrift mit dem malerischen Titel: »Bruder Ulrich an die lieben Brüder der neuen Gemeinden in Württemberg: nebst Wünschen und Bitten für die alte Mutter-Kirche von einem Freunde der Wahrheit«. Darin begrüßte er die neue Gründung, mahnte jedoch zugleich seine pietistischen Brüder, sich nicht auf Kosten der Landeskirche und ihrer Pfarrer zu profilieren. Beide Einrichtungen sah er als Patriot verbunden im Dienst am gemeinsamen Vaterland.

Ständig suchte Bahnmaier nach neuen Bewährungsfeldern und gründete in den Hungerjahren nach den napoleonischen Kriegen eine Armenhilfe und einen beruflichen Industrieunterricht für Jugendliche. 1817 organisierte er für die Universität Tübingen die Gedenkfeier zum 300. Jahrestag der Reformation.

Als Patriot begrüßte er den Regierungsantritt von König Wilhelm I. und die Wiedereinsetzung der württembergischen Verfassung mit seiner 1819 veröffentlichten Schrift »Was ein König thut und was ein Volk thut, wenn sie eine Verfassung schliessen«. Nun allerdings braute sich ein politisches Unwetter zusammen, das schmerzliche Folgen auch für Bahnmaier haben sollte. Der Hintergrund war die Ermordung des russischen Gesandten und Literaten August von Kotzebue durch den radikalen Burschenschafter Karl Ludwig Sand am 23. März 1819 in Mannheim. Das Attentat lieferte die Begründung für Metternichs reaktionäre Einschränkungen der Universitäten

und der Presse. Bahnmaier, damals gerade Rektor der Tübinger Universität, musste eine Stellungnahme an den König abgeben, da Sand das Studium der Theologie 1814 in Tübingen begonnen und sich dort der Burschenschaft »Teutonia« angeschlossen hatte.

In seiner Stellungnahme erlaubte sich der Seelsorger Bahnmaier, Verständnis für beide Haltungen der Beteiligten zu formulieren, wobei er die Mordtat klar verurteilte. Die Stimmung war jedoch so erregt, dass Differenzierungen nicht gefragt waren und dem, der sie äußerte, zum Nachteil gereichten. In Berlin wurde der berühmte Theologieprofessor und Exeget Wilhelm Leberecht de Wette (1780–1849) entlassen, weil er einen tröstlichen Brief an die Mutter Sands nach Wunsiedel geschrieben hatte. Auch Bahnmaier fiel bei seinem König in Ungnade. Obwohl sich Studierende und Professorenkollegen in einer Bittschrift für ihn einsetzten und sogar das zuständige Kultusministerium sich für ihn aussprach, musste er seinen Lehrstuhl räumen. Der Weg führte zurück vom Katheder auf die Kanzel und Bahnmaier wurde zum Dekan in Kirchheim unter Teck bestellt.

Der Abschied von Tübingen und seinen lieb gewonnenen Aufgaben fiel ihm schwer: »Nach der Mitte des Jahres 1819 wurde ich meiner Professorenstelle und der Aufsicht über das Predigerinstitut entbunden und hieher nach Kirchheim als Stadtpfarrer und Dekan der Diözese versetzt. Jeder Baum, der da versetzt wird, pflegt die Blätter einige Tage sinken zu lassen, und manche Blätter sterben ab, und es bedarf oft lange Zeit, bis neue Blätter treiben, bis er an Boden und Klima gewöhnt ist, besonders, wenn er zuvor nicht in schlechtem Boden stand und zu blühen anfang; gesetzt auch, der neue Boden ist gut – es ist ein anderer Boden, und manche zarten Wurzeln sind abgerissen worden! So ging es mir. Keine weitere Erklärung des Bildes!«<sup>80</sup>

Die Versetzung des Lebensbaumes gelang dennoch und dieser brachte auch im neuen Boden vielfältige Frucht, so dass Bahnmaier später sogar die Ungnade des Königs und die Gnade Gottes zueinander in Beziehung setzen konnte. In seinen bevorzugten Arbeitsfeldern bewegte er in dem größer werdenden Kirchheim vieles und widmete sich wieder der kirchlichen Reform und der pädagogischen Ausbildung. In Verbundenheit mit der Basler Mission wurden auch in Kirchheim ihre Jahresfeste gefeiert. Zu Liturgie und Kirchenmusik entstanden neue Studien. Der »Diözesan-Verein« sollte die Kollegialität unter den Pfarrern stärken. In allem fand Bahnmaier große Unterstützung durch Herzogin Henriette von Württemberg (1780–1857), die als Witwe seit 1817 im Kirchheimer Schloss wohnte, von tiefem Glauben und tätiger Nächstenliebe geprägt.<sup>81</sup> Eine weitere Begegnung sollte sich für Bahnmaier als wichtig erweisen, als 1831 Albert Knapp (1798–1864) Stadtpfarrer in Kirchheim wurde. Die beiden Seelenverwandten arbeiteten vor allem bei der Sammlung und Revision zum neuen Kirchengesangbuch von 1841 zusammen. Dabei machten sie manche Eintragungen aus dem rationalistischen Gesangbuch von 1791 rückgängig und gaben der neuen Sammlung den Hauptklang aus der Erweckungsbewegung. Beide setzten sich für den Erhalt der Sonntagsheiligung in der Zeit der frühen Industrialisierung ein und begründeten zusammen mit dem Kirchheimer Präzeptor Eduard Eyth (1809–1884), dem Vater von Max Eyth, eine gepflegte »Sonntag-Abend-Unterhaltung« mit Musik, Literatur und Gespräch. 1832 visitierte Bahnmaier den Ludwigsburger Eduard Mörike als Pfarrverweser in Ochsenwang auf der Alb und bescheinigte ihm eine »ästhetische Bildung von hohem Grade« und fasste zusammen: »Die Gemeinde ist mit ihm zufrieden.«<sup>82</sup>



In ganz anderem Zusammenhang begegnete Bahnmaier noch ein Ludwigsburger, der ebenfalls wie Mörike auf dem Obelisk am Holzmarkt abgebildet wurde: der Theologe David Friedrich Strauß (1808–1874).<sup>83</sup> Sein Aufsehen erregendes Werk »Das Leben Jesu« erschien 1835 und erschütterte die Welt auch in Kirchheim. Die Pietisten sahen es als Vorzeichen des von ihrem großen Lehrer Johann Albrecht Bengel (1687–1752) berechneten Jahr 1836 mit dem Anbruch des Tausendjährigen Reiches vor der Wiederkunft Christi. Die Anhänger der Philosophie Hegels begrüßten die Infragestellung des Dogmas und der biblischen Überlieferung. Bahnmaier hielt sich zu den konservativen Kritikern, ohne sich an der Verunglimpfung der Person von Strauß zu beteiligen. Mörike hat in seinen »Wispeliaden« 1837 darauf einen sprechenden Reim gemacht:

»Strauß hab ich noch nicht gelesen,  
weil der Preis zu diffizil;  
doch er sei zu plumb gewesen,  
selbst im Hinblick auf den Stil.  
Steudel, Bahn- und Eschenmaier  
lieben keine Straußen-Eier.  
Aber schrecklich ist's zu hören,  
Strauß will durch sein Teufelswerk  
die Unsterblichkeit zerstören,  
auch sogar in Württemberg!«<sup>84</sup>

Bahnmaier veröffentlichte in seiner Kirchheimer Zeit mehrere Predigtbände und ein Büchlein mit Morgen- und Abendgebeten. Neben der kirchlichen Silvesterfeier entwickelte er auch ein jährliches kirchliches Gedenken an die Verstorbenen der Gemeinde am Totensonntag. 1820 schaffte er den Klingelbeutel in der Kirche ab, der bis dahin auch in den evangelischen Gemeinden in Gebrauch war. Gemeinsam mit Herzogin Henriette gründete er eine der ersten Kleinkinderschulen.

Der rastlos Tätige war von schwerem Rheuma gezeichnet. Der Tod seiner Ehefrau 1837 traf ihn tief. In einer Vorahnung nahm er nach einer Predigt in der Martinskirche Kirchheim am 15. August 1841 Abschied von der Gemeinde. Zwei Tage später erlitt er bei einer Schulvisitation in Owen/Teck mitten unter den von ihm so geachteten Schulkindern einen Schlaganfall, an dem er am 18. August 1841 verstarb. Auf seinem Grabstein stand ein Christus-Wort aus Johannes 9, 4: »Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.« Sein Freund Albert Knapp dichtete in seinem Nachruf:

»Viel bedacht und viel gesonnen,  
viel gewollt und treu gemeint,  
viel gesorgt und viel begonnen,  
viel gebetet und geweint;  
viel gewacht und viel erstrebet,  
viel beglückt und viel geliebt,  
viel gelitten, viel gelebet:  
ist dein Lob, das nicht zerstiebt.«<sup>85</sup>

Im Leben der württembergischen evangelischen Landeskirche gibt es noch immer manchen Nachklang aus dem Wirken Bahnmaiers und in ihrem Gesangbuch steht noch heute sein Lied »Walte, walte nah und fern, allgewaltig Wort des Herrn«. <sup>86</sup>

### Anmerkungen

- 1 Württemberg wird evangelisch. 475 Jahre Reformation in Württemberg, 450 Jahre Württembergische Große Kirchenordnung. Begleitbuch zur Ausstellung, hrsg. von Andrea Kittel und Wolfgang Schöllkopf, Stuttgart 2009.
- 2 Walter Grube: Der Stuttgarter Landtag 1457-1957. Von den Landständen zum demokratischen Parlament, Stuttgart 1957.
- 3 Klaus Schreiner: Ludwigsburg in der württembergischen Geschichte des 18. Jahrhunderts, in: Hie gut Württemberg 30 (1979) S. 35-40, hier S. 40.
- 4 Christoph von Kolb: Die Geschichte der evangelischen Gemeinde Ludwigsburg, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte (BWKG) 24 (1920) S. 1-54.
- 5 Oscar Paret: Die Stadtkirche in Ludwigsburg, Ludwigsburg 1962, S. 8.
- 6 Heinz Schmidinger (Hg.): Wege zur Toleranz. Geschichte einer europäischen Idee in Quellen, Darmstadt 2002; Hans R. Guggisburg (Hg.): Religiöse Toleranz. Dokumente zur Geschichte einer Forderung, Stuttgart 2004.
- 7 Lothar Krappmann: Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, Stuttgart 1969; Jack Reis: Ambiguitätstoleranz. Beiträge zur Entwicklung eines Persönlichkeitskonstruktes, Heidelberg 1997.
- 8 Hans Küng: Projekt Weltethos, München 1990.
- 9 Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon, Stuttgart 1997, S. 169-172; Bernd Wunder: Herzog Eberhard Ludwig, in: 900 Jahre Haus Württemberg, Stuttgart 1984, S. 210-226; Paul Sauer: Museen, Machtspiel und Mätressen. Eberhard Ludwig, württembergischer Herzog und Gründer Ludwigsburgs, Tübingen 2008.
- 10 Kolb (wie Anm. 4) S. 3.
- 11 Sauer (wie Anm. 9) S. 158.
- 12 Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Bd. I: Von der Vorgeschichte bis zum Jahr 1816, Ludwigsburg 2000, S. 46.
- 13 Wolfgang Schöllkopf: Bauen und Erbauung. Der erste Ludwigsburger Schlossbaumeister Philipp Joseph Jenisch zwischen Barock und Pietismus, in: Barock und Pietismus. Wege in die Moderne, hrsg. von Werner Unsel, Ludwigsburg 2004, S. 76-81.
- 14 Wolfgang Schöllkopf: »Zwischen Herzog und Herrgott«. Hofprediger zur Zeit Herzog Eberhard Ludwigs, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 55 (2001) S. 37-57, hier S. 44 ff.; ders.: Samuel Urlsperger (1685-1772), in: Siegfried Hermle (Hg.): Kirchengeschichte Württembergs in Porträts. Pietismus und Erweckungsbewegung, Holzgerlingen 2001, S. 99-114.
- 15 Wolfgang Schöllkopf: »Lang bey Hof, lang in der Hölle«. Hofprediger Eberhard Friedrich Hiemer (1682-1727) als Protestant, Pietist und Paläontologe, in: BWKG 102 (2002) S. 45-67.
- 16 Sting (wie Anm. 12) S. 350 f.
- 17 Theophil Wurm: Der lutherische Grundcharakter der württembergischen Landeskirche, Stuttgart 1938.
- 18 Erlass vom 13. November 1717; siehe Sting (wie Anm. 12) S. 123.
- 19 Sting (wie Anm. 12) S. 124.
- 20 Ebd. S. 477.
- 21 Ebd. S. 552.
- 22 Deshalb heißt es in der Ortsbeschreibung von Christian Sigel (handschriftliches Exemplar im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart, Bd. 10, S. 182) sogar: »Auf evangelischer Seite ist das Sektenwesen hier ziemlich (gestrichen: stark) vertreten und blüht in allerhand Gemeinschaften und Schattierungen.«
- 23 Sting (wie Anm. 12) S. 476 f.
- 24 Ebd. S. 514 ff.; Walter Grube: Israel Hartmann, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 12 (1953) S. 250-270.
- 25 Philipp Matthäus Hahn: Die Kornwestheimer Tagebücher 1772-1777, hrsg. von Martin Brecht und Rudolf F. Paulus, Berlin/New York 1979.
- 26 Sting (wie Anm. 12) S. 587.
- 27 Kolb (wie Anm. 4) S. 28.
- 28 Otto Schuster: Aus Immanuel Gottlieb Brastbergers Nürtinger Amtszeit, in: BWKG 37 (1933) S. 94-168.

- 29 Von Gottes Gnaden. 250 Jahre Württembergisches Pietisten-Reskript 1743-1993, hrsg. vom Ev. Oberkirchenrat Stuttgart (mit einem Faksimile des Reskripts), Stuttgart 1993; Eberhard Gutekunst: Das Pietistenreskript von 1743, in: BWKG 94 (1994) S. 9-26.
- 30 Quellen zur Einweihung bei Sting (wie Anm. 12) S. 465 f.
- 31 Tagbuch der Gräfin Franziska von Hohenheim späteren Herzogin von Württemberg, hrsg. von A. Osterberg, Stuttgart 1913, S. 116.
- 32 Vgl. Wurm (wie Anm. 17).
- 33 Mündliche Tradition, nach einer Aufzeichnung von Hansmartin Decker-Hauff; ähnlich auch in Ulrich Fick (Hg.): Das evangelische Württemberg. Gestalt und Geschichte der Landeskirche, Stuttgart 1983, S. 30. – Der Spottvers wurde in seiner deutschen Fassung im Tübinger Stift beim Ritual der »Ensarkose« zu Semesterabschluss von den Repetenten gesungen auf die Melodie von »Nun danket alle Gott«. Erst im 19. Jahrhundert wurde der Spruch, um frühe Seriosität vorzugaukeln, in ein Latein übertragen, das freilich dem Unterricht am Ludwigsburger Gymnasium nicht standgehalten hätte: »Sunt Calvinistici / remoti a papatu / nec tamen vivimus / cum illis in conflatu / nam primum docent hi / de coena recte non / deinde sufficient / praedestination[em]«.
- 34 Zu Herzog Friedrich Ludwig und Herzogin Henriette Marie vgl. Das Haus Württemberg (wie Anm. 9) S. 173-175.
- 35 Sting (wie Anm. 12) S. 139.
- 36 Ebd. S. 503-505.
- 37 Ebd. S. 543.
- 38 Ebd. S. 132; Reskript vom 25. September 1724.
- 39 Paul Kopf: Katholisches Leben in Ludwigsburg von der Stadtgründung bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 60 (2006) S. 93-111, hier S. 94. – Das Gartenhaus befand sich auf der Südseite der Schorndorfer Straße, gegenüber der Ecke zur Mömpelgardstraße.
- 40 Sting (wie Anm. 12) S. 429 f.
- 41 Ebd. S. 504 f.
- 42 Kolb (wie Anm. 4) S. 53.
- 43 Kopf (wie Anm. 39) S. 100. – Zum Kapuzinerkloster auf dem Michaelsberg vgl. Württembergisches Klosterbuch, Ostfildern 2003, S. 352.
- 44 Wolfgang Schöllkopf: Aus der Zeit von Herzog Carl Eugen, in: Gott und Welt in Württemberg. Eine Kirchengeschichte, Stuttgart 2000, S. 117-128.
- 45 Rolf Bidlingmaier: Die Ordenskapelle im Ludwigsburger Schloss, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 40 (1987) S. 143-169, hier S. 144.
- 46 Justinus Kerner: Bilderbuch aus meiner Knabenzeit (1849), Frankfurt a.M. 1978, S. 91 f.
- 47 Ebd. S. 102.
- 48 Joachim Hahn: Jüdisches Leben in Ludwigsburg. Geschichte, Quellen und Dokumentation, Karlsruhe 1998, S. 20.
- 49 Landeskirchliches Archiv Stuttgart A 26 Bü 454, 1, Nr. 37; Hahn (wie Anm. 48) S. 30.
- 50 Hahn (wie Anm. 48) S. 20.
- 51 Ebd. S. 31.
- 52 Ebd. S. 26.
- 53 Martin Brecht: Johann Valentin Andreae 1586-1654. Eine Biographie, Göttingen 2008, bes. S. 252-257 (»Die Einrichtung des Kirchenkonvents«).
- 54 Kolb (wie Anm. 4) S. 49.
- 55 Bei Sting (wie Anm. 12) S. 383-403 finden sich Auszüge aus den Ludwigsburger Kirchenkonventsprotokollen.
- 56 Sting (wie Anm. 12) S. 385 und 430.
- 57 Ebd. S. 392.
- 58 Ebd. S. 384.
- 59 Ebd. S. 388.
- 60 Ebd. S. 386.
- 61 Ebd. S. 388.
- 62 Arnold Weller: Sozialgeschichte Südwestdeutschlands, Stuttgart 1979, S. 26.
- 63 Sting (wie Anm. 12) S. 388 f.
- 64 Paul Sauer: Der schwäbische Zar. Friedrich, Württembergs erster König, Stuttgart 1984, S. 351 ff.

- 65 Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 30, S. 381 f.
- 66 Kolb (wie Anm. 4) S. 24; ders.: Die Kompendien der Dogmatik in Altwürttemberg, in: BWKG 51 (1951) S. 3-77, hier S. 56.
- 67 Wolfgang Schöllkopf: »Stimmung äußerst demokratisch«. Die Studienzeit des Georg Wilhelm Friedrich Hegel im Tübinger Stift, in: Bausteine zur Tübinger Universitätsgeschichte, hrsg. v. Volker Schäfer, Folge 2, Tübingen 1984, S. 81-105, hier S. 90.
- 68 Zu Bahnmaier vgl. Jochen Gruch: Bibliographie Jonathan Friedrich Bahnmaier, in: Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck 6 (1987) S. 179-184; Albert Landenberger: Jonathan Friedrich Bahnmaier, in: ders.: Evangelische Lebensbilder aus vier Jahrhunderten, Leipzig 1904, S. 152-161; Martin Leube: Jonathan Friedrich Bahnmaier (1744-1841), in: BWKG 48 (1948) S. 55-70; Dieter Narr: Zum Lebens- und Charakterbild Jonathan Friedrich Bahnmaiers, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 22 (1963) S. 283-301.
- 69 Reinhard Brey Mayer: Hölderlin – Majer – Spittler – Bahnmaier, in: BWKG 82 (1982), S. 254-328, hier S. 258 f.
- 70 Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 36, S. 456-458; Religion in Geschichte und Gegenwart, 4. Aufl., Bd. 7, Sp. 1749.
- 71 Archiv des Ev. Stifts Tübingen, K VIII, F 37, 4 (292): Promotionsakte, Zeugnisse.
- 72 Karl Rennstich: »... nicht jammern, Hand anlegen!« Christian Friedrich Spittler, Leben und Werk, Metzingen 1987.
- 73 Ein »Ludwigsburger Fall« in dieser Auseinandersetzung bei Wolfgang Schöllkopf: »Zu erbauen und erhalten«. Oßweiler Pfarrer und ihre Zeit, in: 500 Jahre Januariuskirche Ludwigsburg-Oßweil, Ludwigsburg 1991, S. 12-14 (Pfarrer Jakob Ferdinand Immanuel Ruoff).
- 74 Christian Belschner: Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, von Walter Hudelmaier neu bearbeitete und bis zur Gegenwart erweiterte dritte Auflage, Ludwigsburg 1969, S. 288.
- 75 Eduard Mörike 1804 – 1875 – 1975. Gedenkausstellung zum 100. Todestag im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar. Texte und Dokumente, München 1975, S. 30 f.
- 76 Felix Burkhardt: Friedrich Silcher. Lehrer, Universitätsmusikdirektor, Komponist, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 13 (1977) S. 225-246.
- 77 Zur Silvesterfeier vgl. Christoph Kolb: Die Geschichte des Gottesdienstes in der evangelischen Kirche Württembergs, Stuttgart 1913, S. 246.
- 78 Landeskirchliches Archiv Stuttgart A 26/76, Personalakte Bahnmaier, Schreiben vom 24. Oktober 1811.
- 79 Ebd., Schreiben vom 6. Dezember 1811.
- 80 Leube (wie Anm. 68) S. 60.
- 81 Das Haus Württemberg (wie Anm. 9) S. 346 f.
- 82 Irene Ferchel, Wilfried Setzler: Mit Mörike von Ort zu Ort. Lebensstationen des Dichters in Baden-Württemberg, Tübingen 2004, S. 131 f.
- 83 Fritz Schlawe: David Friedrich Strauß. Eine kurze Lebensbeschreibung anhand von eigenen Äußerungen, Ludwigsburg 1974.
- 84 Eduard Mörike: Sämtliche Werke in vier Bänden, Bd. 2, München/Wien 1981, S. 828 f. – Neben Bahnmaier werden hier als konservative Tübinger Vertreter der Professor für Neues Testament Johann Christian Friedrich Steudel (1779–1837) und der Philosophieprofessor Carl August Eschenmayer (1768–1852), an dieser Stelle nur wegen seines halben Namensgleichklangs von Mörike geschätzt, genannt.
- 85 Leube (wie Anm. 68) S. 70.
- 86 Evangelisches Gesangbuch, Ausgabe Württemberg, Nr. 578.



# Die Lateinschule Ludwigsburg von ihrer Gründung bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts

von Thomas Schulz

Am 13. November 1720, zwei Jahre nach der Stadterhebung Ludwigsburgs, wandte sich der Stadtmagistrat mit der Bitte an Herzog Eberhard Ludwig, in der jungen Stadt eine Lateinschule einzurichten. Es liege ihm, so die Begründung des Magistrats, sehr am Herzen, dass »das gemeine Wesen omni modo und bester Dingen in allhiesiger Stadt reguliert, förderist aber wegen schon ziemlichermaßen sich vermehrter Jugend eine lateinische Schul bestellt werde, damit die Jugend zu mehrerem Eifer und studiis alliziert und die mit dergleichen zu denen studiis tüchtigen Jugend begabten Eltern solche ihre Kinder nicht anderer Orten mit größten Unkosten zur Schul zu schicken gemüßigt oder in Ermanglung der Mittel, ob es gleich die besten subjecta wären, unverantwortlich negligiert und verkürzt werden«. Als Präzeptor wurde der 23 Jahre alte Christian Schoder aus Wien vorgeschlagen, ein ehemaliger Benediktinermönch im Kloster Melk, der sich seit einigen Monaten als »Informer« in der Stadt aufhielt und mit seinem Privatunterricht den Beifall der Eltern erworben hatte.<sup>1</sup>

Herzog Eberhard Ludwig hielt die Bitte der Stadt für berechtigt und wies mit Dekret vom 23. November 1720 den Kirchenrat an, dass »dem Proselyten Schoder [...] das lateinische Praeceptorat zu Ludwigsburg anvertraut und ihm deswegen eine convenable Besoldung zu seiner Subsistenz geschöpft werde.«<sup>2</sup> Bevor Schoder sein Amt antreten konnte, musste er allerdings noch vor dem Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, dem Pädagogarchen Tobias Meurer, das übliche Präzeptorsexamen ablegen. Nach vorgenommener Prüfung bescheinigte ihm Meurer im Januar 1721, dass er ein »sonderbar fähiges und fertiges ingenium« habe und in Latein »wohl beschlagen«, in Griechisch und Hebräisch aber noch »ganz rudis« sei.<sup>3</sup> Als Besoldung wurden ihm vom Kirchenrat jährlich 80 Gulden Geld, 1 Scheffel Roggen, 24 Scheffel Dinkel, 2 Scheffel Hafer, 3 Eimer Wein und 4 Klafter Holz sowie 30 Gulden für »Hauszins« angewiesen. Hinzu kam noch das Schulgeld von jedem Schüler, das mit vierteljährlich 30 Kreuzer mehr als doppelt so hoch war als an den anderen Lateinschulen des Landes.<sup>4</sup>

Die Anfänge der neuen Lateinschule waren bescheiden. In den ersten Jahren hatte Schoder lediglich rund ein Dutzend Schüler, die er in seiner Wohnung unterrichtete. Über seine Arbeit hieß es bei der Visitation von 1721, dass man mit ihm »der Information halben wohl zufrieden« sei, obwohl er sich »noch besser in stylo latino exercieren und das Griechische erst lernen« müsse. Im Privatleben sei er »unärgerlich, doch etwas leichtsinnig.«<sup>5</sup> 1725 lobte man seinen Fleiß, und dass Schoder nicht nur fleißig, sondern auch mit einigem Erfolg unterrichtete, belegt der Visitationsbericht von 1726: Darin ist vermerkt, dass auch in diesem Jahr wieder einer seiner Schüler das Landexamen bestanden hatte<sup>6</sup>, also jene überaus anspruchsvolle landesweite Prüfung, deren Bestehen Voraussetzung zur Aufnahme in eine der Klosterschulen war und damit die Aussicht auf einen Platz im Evangelischen Stift in Tübingen, d. h. auf ein durch ein Stipendium abgesichertes Theologiestudium an der Landesuniversität eröffnete.<sup>7</sup>

Serenissimus Ludovicus Augustus, elector Palatinus, archiepiscopus, abbas  
 in christenheit, etc.: Supplique bawerlicher  
 Proselyten Schoder, um einig, verbauden, und  
 Testimonij willen, was dem mit bezeugten, ist.  
 Damit, das erbnitzte Präceptorat zu Ludwigsburg  
 an den Präceptor, und hier in Antwort nur convenable  
 Besoldung zu geben Subsistenz verfährt werde.  
 Secretum Unser 8 23. Novbr. 1720.  
 Eberhard Ludwigs

Gründungsdekret der Lateinschule Ludwigsburg vom 23. November 1720  
mit eigenhändiger Unterschrift Herzog Eberhard Ludwigs.

#### Ausbau der Schule

Nachdem Ludwigsburg 1724 alleinige Residenz und drei Jahre später auch Sitz sämtlicher Regierungsbehörden geworden war, nahm mit der schnell ansteigenden Einwohnerzahl auch die Schülerzahl an der Lateinschule sprunghaft zu. Bei der Visitation von 1727 hatte Schoder bereits 24 Schüler<sup>8</sup>, und es war klar, dass sich mit einer ein-klassigen Schule und von einem Lehrer allein die Nachfrage nach einem qualifizierten Lateinschulunterricht nicht mehr länger befriedigen ließ. Mit Dekret vom 26. Februar 1728 genehmigte daher Herzog Eberhard Ludwig den Vorschlag des Konsistoriums, für die Ludwigsburger Schule zwei neue Lehrerstellen zu schaffen und sie somit zu einer dreiklassigen Anstalt auszubauen. Zwei Monate später wurden der damals 34-jährige Magister Johann Philipp Höninger und der Stuttgarter Stiftsmusikus Jeremias Möller, ein Konvertit und ehemaliger katholischer Priester, als neue Lehrer angestellt. Höninger erhielt die Stelle des Präceptors der dritten Klasse, das spätere Oberpräzeptorat. Präzeptor Schoder unterrichtete fortan die Schüler der zweiten Klasse und Möller als Kollaborator die unterste Klasse.<sup>9</sup>

Die Lateinschule musste allerdings weiterhin ohne eigenes Schulhaus auskommen, da die Stadt »wegen bekannten Ohnvermögens sowohl bei allhiesigem Stattwesen als auch Armenkasten« für sie kein Gebäude bauen oder erwerben konnte. Man nahm daher das Angebot des deutschen Schulmeisters Leonhard Österlin an, die Lateinschule zur Miete in drei Räumen seines 1725 »nächst bei der Kirche« errichteten Hauses (Kirchstraße 19) unterzubringen. Ende Juli 1728 konnte die Schule ihre neuen Räume beziehen. Bei dieser »Übergangslösung« blieb es bis 1746. Den Mietzins von jährlich zunächst 60 Gulden, ab 1735 nur noch 25 Gulden bezahlte die Geistliche Verwaltung.<sup>10</sup>

Bei der Visitation von 1728 zählte man insgesamt 54 Lateinschüler, davon je 14 in den Klassen Höningers und Schoders. Während die beiden Präzeptoren gute Zeugnisse erhielten, Höninger sogar als »ein vortrefflicher Schulmann« bezeichnet wurde, war man mit Möller weniger zufrieden: Er habe zwar »genugsame Qualität«, sei aber »etwas träg« und im Umgang mit seinen Schülern »bald zu lax, bald zu scharf«. Im Jahr darauf hatten Höninger und Schoder 14 bzw. 31 Schüler, Möller hingegen nur noch zwölf Schüler und hieß es über den Kollaborator, dass er nicht nur faul und träg sei und »den Trunk liebe«, sondern darüber hinaus auch »noch viel Sachen auf dem Papsttum halte«. Der Magistrat und die Bürgerschaft hätten kein Vertrauen mehr zu ihm und wollten »ihre Kinder bei dem Schoder haben«. <sup>11</sup>

Auch Christoph Ludwig Hemmer, der nach dem Tod Möllers im Sommer 1730 die Kollaboratur erhielt, erwies sich als kein besonders guter Lehrer. Im Visitationsbericht von 1731 ist über ihn festgehalten: »Wäre fleißig, hat aber die Gabe zum Informieren nicht, daher viele Kanzleiräte und Bediente ihre Kinder ihm nicht vertrauen, sondern gleich dem Schoder übergeben, so viel Verdruß erweckt.« 1732 musste Hemmer erinnert werden, dass er verpflichtet sei, für die »tüchtigen Knaben und Mädchen« eine Singstunde zu halten und sie in der Musik zu unterrichten. <sup>12</sup>

Die »Musik« war damals überhaupt ein großer Streitpunkt, der freilich nicht allein Hemmer, sondern auch die beiden Präzeptoren betraf. Denn im Oktober 1731 hatten sich die deutschen Schulmeister beklagt, dass die Lehrer der Lateinschule »nichts am Choral in der Stadtkirche tun«, aber die damit verbundenen Einnahmen beanspruchen. Sie forderten, dass der Kirchengesang künftig alternierend von ihnen und den Präzeptoren geführt werden soll, was diese jedoch kategorisch ablehnten, da sie »nicht auf den Choral angenommen worden« seien. Auf Vermittlung von Stadtpfarrer Stahlecker kam es im Februar 1732 schließlich zu einem Kompromiss: Die deutschen Schulmeister erklärten sich bereit, den Choral auch künftig allein zu führen, jedoch so, dass »allemaal« einer der drei Lehrer der Lateinschule »dabei gegenwärtig sein soll«. <sup>13</sup>

### *Schwerer Rückschlag*

Die nach dem Tod Herzog Eberhard Ludwigs am 31. Oktober 1733 erfolgte Verlegung des Hofes und der Regierungsbehörden nach Stuttgart war für die junge Stadt und ihre Lateinschule ein harter Schlag. Innerhalb Jahresfrist halbierte sich die Einwohnerzahl und die Zahl der Lateinschüler ging von 108 auf 33 zurück. <sup>14</sup> 1735 empfahl daher der Synodus in Stuttgart, eine der drei Lehrerstellen zu streichen, und da der Visitator erneut von schweren Klagen über Hemmer berichtet hatte, sollte es den Kollaborator treffen. <sup>15</sup>

Doch Hemmer wusste sich wortreich zu verteidigen: Den Rückgang der Schülerzahlen habe nicht er zu verantworten, und der Vorwurf, er bereite seine Schüler nur ungenügend auf den Wechsel in die 2. Klasse vor, treffe nicht zu. Er tue, was er könne, doch Schoder verhalte sich ihm gegenüber »unchristlich« und unkollegial, schwärze ihn immer wieder bei den Vorgesetzten an und verbreite allenthalben Gerüchte über ihn mit dem Ziel, »die Eltern dahin zu disponieren«, dass sie ihre Kinder aus der 1. Klasse nehmen und in die 2. Klasse schicken. Auch auf die Vorhaltung, er habe nur unzureichende Kenntnisse, hatte Hemmer eine Antwort parat: Seiner Meinung nach würde »ein hochgelehrtes Subjectum bei der untersten Klasse und Anfängern gar

wenig Nutzen schaffen, sondern vielmehr mit dem größten Verdruß informieren«. Für das Pensum der 1. Klasse – in der die Schüler lesen und schreiben sowie die lateinischen Deklinationen und Konjugationen lernten – habe er »Capacität genug«. <sup>16</sup> Die Ausführungen Hemmers scheinen von den verantwortlichen Behörden akzeptiert worden zu sein, war doch in der Folgezeit von einer Aufhebung der dritten Lehrerstelle nicht mehr die Rede.

Das schlechte Verhältnis zwischen Schoder und Hemmer, das »Werben« Schoders um die Schüler des Kollaborators hatte nicht zuletzt finanzielle Gründe. Wegen des Schulgelds war jeder Lehrer daran interessiert, möglichst viele Schüler in seiner Klasse zu haben, und vor allem Schoder war auf diese Einnahmen dringend angewiesen, da er sich mit dem Bau eines eigenen Hauses völlig übernommen hatte und er vor Schulden kaum mehr ein noch aus wusste. <sup>17</sup> Wie verzweifelt seine Lage war, verdeutlicht auch ein Brief, mit dem er sich am 27. Juni 1737 vom Sterbebett aus an die Regierung in Stuttgart wandte und in dem er bat, zu seinem Nachfolger einen Mann zu bestellen, der gewillt sei, nach seinem Tod seine Frau zu heiraten und seine Kinder zu versorgen. <sup>18</sup> Doch dieser letzte Wunsch wurde ihm nicht erfüllt: Nachdem Schoder am 28. Juni 1737 gestorben war, schickte das Konsistorium als seinen Nachfolger den verheirateten Magister Johann Philipp Senckeisen, der seit 1729 als Präzeptor in Urach gearbeitet hatte, dort aber als ein von der Regierung gegen das Nominationsrecht der Stadt »par force erzwungener« Lehrer auf massive Ablehnung durch die Bürgerschaft gestoßen war und für den daher unbedingt eine neue Verwendung gefunden werden musste. <sup>19</sup>

Hinsichtlich der Beteiligung am Landexamen konnte die Ludwigsburger Schule beachtliche Erfolge aufweisen. In den Jahren 1731 bis 1740 haben nicht weniger als 36 ihrer Schüler an der Prüfung teilgenommen, und von diesen haben immerhin 20 das Landexamen bestanden und somit Aufnahme in eine der Klosterschulen gefunden. <sup>20</sup> Erstaunlicherweise nahm die Zahl der Ludwigsburger Landexaminanden nach 1734 nicht ab, sondern trotz geringerer Schülerzahl zu: So hatte Präzeptor Höninger 1733 von 28 Schülern sechs im Landexamen, aber 1736 versuchten 13 von 20 und 1738 zehn von 15 Schülern ihr Glück. <sup>21</sup>

Auf Höninger, der Anfang Januar 1740 nach längerer Krankheit starb, folgte Magister Georg Christian Benz, bisher Präzeptor in Marbach. Von den Visitatoren wurde der neue Oberpräzeptor als »guter deutscher Poet<sup>22</sup>, guter Musicus, in der Theologie wohl bewandert, fleißig im Amt« gelobt und als ein »qualifizierter Schulmann« charakterisiert, der »eine gute Art zu dozieren« habe und in der Disziplin »mit gutem Bedacht die Gelindigkeit der Schärfe« vorziehe. Auch mit Senckeisen, der das Präzeptorat der 2. Klasse bis zu seinem Tod im Februar 1754 versah, zeigte man sich im Großen und Ganzen zufrieden, während die Klagen über Kollaborator Hemmer nicht verstummten und wiederholt vorgebracht wurde, dass – wie es zum Beispiel 1752 hieß – in der 2. Klasse bei seinen Schülern »erst muß nachgeholt werden, was sie schon in prima hätten lernen sollen«. <sup>23</sup>

Hemmer wurde schließlich im Frühjahr 1757 vom Konsistorium verpflichtet, auf eigene Kosten einen »Vicarius« zu halten, nachdem berichtet worden war, dass in seiner Klasse nur noch elf Schüler seien und die meisten Eltern ihre Kinder lieber in die deutsche Schule als zu ihm schicken würden. Der erste Vikar, der 24-jährige Stiftsfamulus Georg Michael Kreß, erwies sich allerdings als für die Stelle wenig geeignet, da er »kein Musicus« war und daher die mit der Kollaboratur verbundenen Aufgaben der Musikdirektion nicht wahrnehmen konnte. Mehr Glück hatte man erst





*Von 1746 bis 1767 war die Lateinschule zusammen mit der deutschen Schule im Gebäude Eberhardstraße 27 untergebracht.*

mit Abraham Elsässer, der im Herbst 1759 Kreß ablöste und dem vom herzoglichen Stiftsmusikdirektor Baumann folgendes Zeugnis ausgestellt worden war: »Ist ein ganzer Musicus, präludiert unvergleichlich, singt und spielt einen recht guten Choral und General-Bass, singt alles ex tempore weg, welches man bei wenigen antrifft. Ist Mensur-fest, streicht eine Violin, geigt ein vollkommenes Violoncello en fin. Er ist capable, eine ganze Musique zu dirigieren.«<sup>24</sup>

Elsässer war jedoch nicht nur ein guter Musiker, sondern auch ein außerordentlich tüchtiger Lehrer, weshalb ihm das Konsistorium 1763, als Hemmer endgültig in den Ruhestand geschickt wurde<sup>25</sup>, die Kollaboratur definitiv übertrug. Er hat diese Stelle dann bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1807 – in den letzten Jahren unterstützt von seinem Sohn Wilhelm Friedrich – zur großen Zufriedenheit der Stadt wie der Visitatoren versehen.<sup>26</sup>

*Der Oberpräzeptor ist »alt, träg und verdrossen«*

Im Jahre 1762 wurde die Lateinschule von insgesamt 91 Schülern besucht, von denen 22 in der Klasse des Oberpräzeptors Benz waren und 27 in der Klasse des Präzeptors Philipp Christian Honold saßen, der 1755 als Nachfolger Senckeisens bestellt worden war.<sup>27</sup> Als Herzog Carl Eugen im Oktober 1764 die gesamte Hofhaltung samt Militär von Stuttgart nach Ludwigsburg verlegte und die Stadt für elf Jahre erneut alleinige Residenz wurde, brachte dies der Lateinschule zunächst kaum einen Zuwachs an Schülern.<sup>28</sup> Nach Ansicht des Stadtmagistrats lag dies vor allem an Oberpräzeptor Benz, der sich zwar in der Vergangenheit große Verdienste um die Schule erworben habe, jetzt aber – wie man 1766 klagte – »alt, träg und verdrossen« sei. Es sei »kein Leben mehr in ihm«, die Kinder hätten vor ihm keine Furcht mehr, so dass es an der Zucht fehle. Die meisten Honoratioren würden ihre Kinder bereits auf »fremde Schulen« schicken. Der schlechte Stand der Schule gereiche nicht nur der Einwohnerschaft zum Schaden, sondern auch einer Hauptstadt »zum Despekt«. Benz müsse möglichst schnell abgelöst werden, denn das »Publicum leidet inzwischen in Erziehung und Zubereitung künftig brauchbarer Bürger allerdings Not, besonders gegenwärtig, da so viele Kinder vornehmen und mittleren Standes von dem anwesenden herzoglichen Hoflager die Schule zu frequentieren gemüßigt und hier nicht einmal die sonst zu Stuttgart im Überfluß sich aufhaltenden Informatores domestici zu Privat-Informationen zu bekommen sind.«<sup>29</sup>

Benz wehrte sich zwar zunächst gegen die von der Stadt beantragte Pensionierung – er fühle sich, schrieb er im Mai 1766 an das Konsistorium, seinem Amt durchaus noch gewachsen und wolle kein »Gnadenbrot ohne Arbeit« genießen<sup>30</sup> –, doch letztlich fügte er sich in sein Schicksal und versuchte, für sich und seine Familie das Beste daraus zu machen. Im Oktober 1766 erklärte er sich bereit, unter bestimmten Bedingungen in den Ruhestand zu gehen. So verlangte er unter anderem ein jährliches »Gnadengehalt« von 100 Reichstalern, außerdem eine zusätzliche Rente von jährlich 100 Gulden aus der Stadtkasse sowie für sich und seine Frau lebenslang freies Wohnrecht im Schulhaus. Hinzu kam noch die Bitte, den Präzeptor Hiller in Bietigheim zu seinem Nachfolger zu bestellen, der 1764 die Witwe seines Sohnes Johann Eusebius geheiratet hatte und somit der Stiefvater von drei seiner Enkel war. Diese Forderungen ließen sich allerdings nicht durchsetzen. Benz wurde im Juni 1767 mit dem üblichen Ruhegehalt eines Präzeptors – jährlich 86 Gulden, 10 Scheffel

Dinkel und 1 Eimer Wein – pensioniert; er hat aber immerhin erreicht, dass ihm die Stadt darüber hinaus einen jährlichen Zuschuss von 75 Gulden, davon 25 Gulden für Wohnungsmiete, gewährte. An seine Stelle trat Ende Juli 1767 der 38-jährige Magister Johann Friedrich Jahn.<sup>31</sup>

### *Ein neues Schulhaus*

1767 erhielt die Lateinschule auch ein neues Zuhause. Seit 1746 war sie gemeinsam mit der deutschen Schule im ehemaligen Georgiischen Haus in der Metzgergasse (heute: Eberhardstraße 27) untergebracht, das seinerzeit der Kirchenrat erworben und Herzog Carl Eugen der Stadt als Schulhaus überlassen hatte. Nun wurde die Lateinschule, nachdem die Stadt ihr neues Rathaus in der heutigen Wilhelmstraße bezogen hatte, in die »alte Kanzlei«, das bisherige Rathaus (Obere Marktstraße 1), verlegt. Die drei Klassenzimmer wurden im 1. Stock des Gebäudes eingerichtet, ebenso die jeweils fünf Räume umfassenden Wohnungen des Oberpräzeptors und des Präzeptors.<sup>32</sup> Zur ersten Schülergeneration, die im neuen Schulhaus unterrichtet wurde, zählte unter anderem auch der junge Friedrich Schiller, der Ende 1766 mit seinen Eltern nach Ludwigsburg übersiedelt war und der die Ludwigsburger Lateinschule noch bis Januar 1773 besuchte.<sup>33</sup>

Der neue Oberpräzeptor Jahn hatte sich auf seinen bisherigen Stationen, den Lateinschulen in Neuenstadt und Lauffen, als hervorragender Lehrer ausgezeichnet.<sup>34</sup> In Ludwigsburg bescheinigte man ihm bei der Visitation von 1768 »treffliche Schulgaben und Studia, unverdrossenen Fleiß im Amt, ordentliche Schulzucht, unsträflichen Wandel und friedliche Ehe«. <sup>35</sup> Im Jahr darauf wurde er als geschickter Schulmann bezeichnet, der eine »schickliche Methode zu dozieren« habe. Es war aber auch von Differenzen mit Präzeptor Honold und Kollaborator Elsässer die Rede, und der Stadtmagistrat brachte zugleich die Klage vor, dass Jahn »mehr Fleiß auf seine Kostgänger [auswärtige Schüler, die gegen ein zusätzliches Entgelt beim Lehrer Kost und Logis hatten] als auf die anderen Schüler verwende, viel reise und in vielen Stücken einen ihm unanständigen Wandel führe«. <sup>36</sup> Während die Urteile über seinen Charakter unterschiedlich ausfallen – der Einschätzung als »kalter, rauher, murr-sinniger Polterer« steht die Aussage gegenüber, sein Umgang mit den Schülern sei durch »hohe Würde, ruhigen Ernst und Konsequenz im Unterricht« geprägt gewesen <sup>37</sup> –, bestehen über seine gute Arbeit und Erfolge als Lehrer keine Zweifel: 1768 zum Beispiel hatte er zehn Schüler im Landexamen, von denen damals bzw. in einem der beiden nächsten Jahre immerhin sechs die Prüfung bestanden.<sup>38</sup>

Über Präzeptor Honold heißt es im Visitationsbericht von 1768: »Hat zwar gute Schul-, doch bessere Predigtamtsgaben und Studia. Ist in seinem Schulumt ganz fleißig, in der Schulzucht ordentlich, im Wandel exemplarisch, in der Ehe vergnügt. Übt sich zuweilen im Predigen mit großer Approbation der Gemeinde.« <sup>39</sup> 1769 wird vom Visitor seine »liebreiche Art, mit Kindern umzugehen« hervorgehoben <sup>40</sup>, was allerdings im Widerspruch zu späteren Äußerungen ehemaliger Schüler Honolds steht, die ihn als einen »grausamen Knabenschinder« in Erinnerung hatten.<sup>41</sup> Honold versah das Präzeptorat der 2. Klasse noch bis 1778. In diesem Jahr wurde ihm sein wiederholt vorgetragener Wunsch nach »Promotion ins Ministerium ecclesiasticum« erfüllt, indem er die Pfarrstelle in Erdmannhausen erhielt, wo er am 4. Juni 1787 starb.<sup>42</sup>



*Die »Alte Kanzlei«, Obere Marktstraße 1. Erbaut 1720, bis 1767 Rathaus,  
dann Schulhaus der Lateinschule und der deutschen Schule.*

Oberpräzeptor Jahn wurde im Juni 1771 als Professor an die Militärakademie auf der Solitude berufen. Über seinen Nachfolger Philipp Heinrich Winter ist im Visitationsbericht von 1773 festgehalten: »Hat treffliche dona didactica, auch gute ministerialia, wie er sich dann auch im Predigen und Catechisieren öfters übt. Die Studia sind ebenfalls gut sowie seine Applikation im Amt und seine Schulzucht. Sein Wandel und Ehestand ohne Klage.«<sup>43</sup> Auch in den folgenden Jahren stellte man ihm ausgesprochen gute Zeugnisse aus, die durch das erfolgreiche Abschneiden seiner Schüler im Landexamen bestätigt wurden.<sup>44</sup> Lediglich 1782 gab es eine Einschränkung, als ihm Dekan Zilling »schlechte Ehe und Liebe zum Wein« vorwarf. Die Äußerungen Winters hierzu fasste der Visitor mit folgenden Worten zusammen: »Wenn er oft vom Morgen an bis in die Nacht sich müde gearbeitet, so werde ihm doch auch ein Gläsle Wein zu seiner Erquickung zu gönnen sein. Wann ihm aber seine Ehegattin hernach schlecht koche, so werde er verdrossen und da könne es sein, daß er mit ihr lauter als sonst rede. Das etwa hören die Hausleute, dann heißt es, er trinke zuviel.« Dies erklärt vermutlich auch, weshalb Winter damals seinen Kollegen Johann David Burccard, der 1778 für Honold an die Schule gekommen war, gegenüber dem Visitor als einen »heimlichen Adversarius und Delator« bezeichnet hat.<sup>45</sup>

Im November 1778 wandten sich Winter, Burccard und Elsässer mit der Bitte an den Herzog, ihnen eine Addition zu ihrer Besoldung zu gewähren. Zur Begründung führten sie an, dass in Ludwigsburg seit mehreren Jahren »alle Tagleichen außer Gebrauch gekommen« seien. Dies bedeute für sie ein erheblicher Ausfall an Nebeneinkünften, sei ihnen doch früher für das »Hinaussingen« jedes Mal bis zu zwei Gulden gegeben worden. Den Präzeptoren des Stuttgarter Gymnasiums habe man vor kurzem aus dem gleichen Grund eine Zulage von 25 Gulden, 9 Scheffel Getreide, 1 Eimer Wein und 1 Meß Holz bewilligt.<sup>46</sup> Für die Ludwigsburger Lehrer sei eine solche

»Schadloshaltung« umso dringender, »da ja bekanntlich der hiesige Nahrungsstand seit einigen Jahren von Tag zu Tag immer mehr abnimmt und daher die Anzahl der lateinischen Schüler nicht nur immer geringer wird, sondern auch überdies noch manche darunter sind, welche Unvermögens halber nicht einmal das ordinaire Classgeld bezahlen können«. Der herzogliche Kirchenrat stimmte dem Antrag grundsätzlich zu, lehnte aber eine Entschädigung in gleicher Höhe wie für die Stuttgarter Präzeptoren ab, woraufhin im Juni 1779 auf Vorschlag des Kirchenrats und des Konsistoriums jedem der drei Ludwigsburger Lateinlehrer eine Zulage von jährlich insgesamt 20 Gulden – 10 Gulden in bar, 4 Simri Roggen, 1 Scheffel Dinkel, 4 Imi Wein und 1 Meß Holz – genehmigt wurde.<sup>47</sup>

### *Anstieg und Rückgang der Schülerzahlen*

Hinsichtlich der Entwicklung der Schülerzahlen lässt sich feststellen, dass die drei Klassen der Lateinschule im Jahre 1773 von 95 Schülern besucht wurden. 1775 waren es 135, im Jahr darauf 110 Schüler. 1778 zählte man 133 und drei Jahre später 125 Schüler, wobei in jeder Klasse ungefähr gleich viel Kinder saßen.<sup>48</sup> Diese Zahlen machen zum einen deutlich, dass die Schule bis Mitte der 1770er Jahre eine starke Zunahme verzeichnete und sie somit unmittelbar von dem durch die Anwesenheit des herzoglichen Hofes bedingten raschen Bevölkerungswachstum der Stadt profitierte. Zum anderen zeigen sie aber auch, dass es für die Lateinschule – anders als 1733/34 – zunächst ohne gravierende Folgen blieb, als Herzog Carl Eugen im Herbst 1775 mit seinem Hofstaat wieder nach Stuttgart zurückkehrte und Ludwigsburg erneut innerhalb eines Jahres die Hälfte seiner Einwohner verlor.<sup>49</sup> Der große Rückschlag kam erst ein Jahrzehnt später: Bei der Visitation 1784 wurden noch 99 Lateinschüler gezählt, 1786 waren es dann nur noch 67 Schüler.<sup>50</sup>

Ein Rückgang der Schülerzahl bedeutete gleichzeitig geringere Einnahmen an Schulgeldern und somit für die Lehrer finanzielle Verluste. Bei Oberpräzeptor Winter und Präzeptor Burccard verstärkte dies den Wunsch, den Schuldienst verlassen zu können. 1786 baten beide um »Promotion ins Predigtamt«, und sie stießen damit beim Konsistorium auf Verständnis. Burccard erhielt im Oktober 1787 die Pfarrstelle in Mühlhausen am Neckar, Winter neun Monate später die Pfarrei Hohenacker. An ihre Stelle traten Gottlob Stephan Bähr als Präzeptor und David Ferdinand Enslin als Oberpräzeptor.<sup>51</sup>

Im Visitationsbericht von 1789 ist über Enslin zu lesen: »Zeigt sich als ein artiger Mann. Hat die erforderlichen Schulgaben und Studia, deren bescheinigte treue Anwendung noch mehr in der Zukunft verspricht, wenn es ihm gelingen wird, auch das Vertrauen der Auswärtigen zu gewinnen und seine Klasse dadurch zu vermehren.« Doch Enslin enttäuschte die Erwartungen. 1791 hieß es, es fehle ihm zwar nicht an Fähigkeiten und Kenntnissen, aber er kümmere sich »zu sehr ums Predigen« und vernachlässige dabei die Schule. So war es kein Wunder, dass Enslin keine Kostgänger bekam und Schüler, die sich auf das Landexamen vorbereiten sollten, aus seinem Unterricht genommen wurden. 1792 wünschte man daher »ihm als einen guten Prediger eine gute Pfarr und der Stadt einen geschickten Oberpräzeptor«, und 1793 notierte der Visitator, dass Enslins »Kredit als Lehrer verloren« und er »weit besser auf der Kanzel zu gebrauchen« sei. 1789 hatte Enslin 26 Schüler in seiner Klasse, sechs Jahre später waren es gerade noch ein Dutzend.<sup>52</sup>



### *Tüchtige Lehrer und neuer Aufschwung*

Auf Enslin, der im Juni 1795 auf die Pfarrei Freudenstein versetzt wurde, folgte Johann Friedrich Breitschwerdt, bisher Präzeptor in Brackenheim. Bei der Visitation im Herbst 1795 versprach der neue Oberpräzeptor, die »zerfallene Schule bald in Ordnung zu bringen«. <sup>53</sup> Breitschwerdt hat sein Versprechen gehalten: 1798 saßen in seiner Klasse 32 Schüler, darunter auch fünf Landexaminanden. Der Visitator bescheinigte ihm damals »vorzügliche Schulgaben, schöne philologische Kenntnisse und eine vortrefflich gute Lehrart« und fügte noch hinzu: »Ist sanft und ernsthaft in der Behandlung seiner Scholaren, deren gute Erziehung und Bildung, besonders auch in Absicht auf Christentum, gute Sitten, Ordnung und Reinlichkeit ihm angelegen ist.« <sup>54</sup>

Überaus zufrieden war man auch mit Präzeptor Bähr, über den es in einem um 1800 ausgestellten Synodalzeugnis heißt: »Ist ein geschickter, fleißiger, beliebter Lehrer, der seine guten Gaben zum Nutzen seiner Klasse treulich anwendet, neben den ordentlichen Pensis auch das Rechnen und die Naturgeschichte seinen Scholaren beizubringen sucht, eine vernünftige Schulzucht, wohlgeordneten Wandel und friedliche Ehe führt, auch zuweilen im Predigen und Catechisieren sich übt.« <sup>55</sup> Bei der Visitation von 1802 bat Bähr um eine Stelle im Kirchendienst, »da die sitzende Lebensart eines Schullehrers seit einiger Zeit seiner Gesundheit sehr nachteilig zu werden« beginne. Im Sommer 1804 erhielt er vom Konsistorium die Pfarrei Stammheim übertragen. <sup>56</sup>

In der zweiten Hälfte der 1790er Jahre nahmen die Schülerzahlen, die seit dem Rückgang von 1784/86 stagnierten, wieder deutlich zu: von 66 im Jahre 1795 auf 99 Schüler im Jahre 1799. <sup>57</sup> Die Ludwigsburger Lateinschule wies somit am Ende des 18. Jahrhunderts einen beachtlichen Stand auf. Sie zählte zu den größten und – dank der guten Arbeit ihrer drei Lehrer Breitschwerdt, Bähr und Elsässer – renommiertesten Schulen im Land. Dennoch stand sie gerade zu jener Zeit vor einschneidenden Veränderungen. Diese Veränderungen ergaben sich einerseits aus der allgemeinen Schulreform, die von Herzog Carl Eugen noch kurz vor seinem Tod 1793 angeordnet worden war <sup>58</sup>, resultierten zum anderen aber auch zumindest indirekt daraus, dass sich eine Ludwigsburger Besonderheit, die für gewöhnlich als 4. Klasse bezeichnete »Professoratsklasse«, nicht bewährt hatte.

### *Die »Professoratsklasse« erweist sich als Fehlschlag*

Diese 4. Klasse bestand seit 1768. Sie war damals gewissermaßen als »Ersatzlösung« eingerichtet worden, nachdem sich das zunächst verfolgte Vorhaben, die Lateinschule der Residenzstadt Ludwigsburg nach Stuttgarter Vorbild zu einem Gymnasium auszubauen, aus Kostengründen nicht hatte realisieren lassen. Die 4. Klasse bildete eigentlich keinen Bestandteil der Lateinschule, sondern war von dieser völlig unabhängig organisiert und sollte, wie es in einem Reskript vom 13. Mai 1768 heißt, »mit den drei anderen Classen zu Ludwigsburg ganz keine Connexion haben«. Anders als die Lateinschule unterstand sie auch nicht der Aufsicht des örtlichen Scholarchats, also des Dekans und des Stadtmagistrats, sondern allein der Aufsicht des Konsistoriums bzw. des Pädagogarchen, des Rektors des Stuttgarter Gymnasiums. Ein weiterer Unterschied ist ebenfalls hervorzuheben: Während ansonsten die körperliche

Züchtigung zur Disziplinierung der Schüler ganz selbstverständlich war und zu den »bewährten« pädagogischen Mitteln zählte, hatte man aus der 4. Klasse die Prügelstrafe ausdrücklich verbannt. Die Schüler, so die Begründung in der im Mai 1768 formulierten Instruktion für den Lehrer, seien alt genug, um »durch Worte, nicht Strafen vom Unrecht ihres Tuns überzeugt zu werden«. Ruten und Stecken seien für das Alter der Schüler »unschickliche Besserungsmittel und veranlassen junge Leute mehr zur Niederträchtigkeit und knechtischem Betragen als zu einer wohlgesitteten Befassung ihres Gemüts«. Allerdings sei sorgfältig darauf zu achten, dass »sub praetextu jener liberalioris disciplinae kein Libertinismus entsteht«. <sup>59</sup>

Der Lehrer der 4. Klasse trug den Titel eines Professors und sollte in erster Linie studierwillige Jugendliche, die bereits konfirmiert, also mindestens 14 Jahre alt waren und sich »nicht praecise dem studio Theologico, sondern andern Disciplinen widmen« wollten, mit Unterricht in Sprachen, Mathematik, Logik, Rhetorik, Geographie und Geschichte auf die Universität vorbereiten. Angehende Theologiestudenten hatten folglich, zumindest dem Grundsatz nach, in der 4. Klasse nichts zu suchen. Der Weg in die Klosterschulen und ins Tübinger Stift sollte auch für die Ludwigsburger Schüler weiterhin ausschließlich über die 3. Klasse der Lateinschule und das Landexamen führen. <sup>60</sup>

Der Kreis möglicher Schüler war somit sehr stark eingengt, und dies erwies sich von Anfang an als das große Manko der neuen Einrichtung. Johann Ulrich Schwindrazheim, der im Juli 1768 die Stelle des Professors an der 4. Klasse antrat, hatte im ersten Schuljahr lediglich vier Schüler. Bei dieser kümmerlichen Frequenz erteilte er den Unterricht in seiner Privatwohnung, wodurch die Stadtkasse die Kosten für ein Schulzimmer einsparen konnte. Im November 1770 waren es acht Schüler, darunter zwei durchgefallene Landexaminanden, im Sommer 1772 noch fünf Schüler, im Juli 1773 nur vier, von denen drei nach Tübingen abgingen. Das Konsistorium, das schon im August 1772 von einer »fehlgeschlagenen Probe« gesprochen hatte, machte daher

Schema Lectionum						
Wochentag	Montag.	Dienstag.	Mittw.	Donnerst.	Freitag.	Samst.
Non 7 u. bis 8.	Hist. Univ.	Math. Pur.	Logica.	Rhetor.	Tag. Comp.	Grac.
- 8 - 9.	idem.	idem.	idem.	idem.	idem.	idem.
9 - 10.	Ovid. Trist.	Geogr.	Geogr.	Cic. Ep.	Templum	Ovid. Metam.
Dienstag						
2 - 3.	Math. Pur.	Hist. Part.	feria	Math. App.	Hebr.	feria.
3 - 4.	Extempor.	Curt.		Hebdom.	idem.	

Unterrichtsplan der 4. Klasse.

im Oktober 1773 den Vorschlag, die 4. Klasse wieder aufzulösen. Doch dagegen erhob der Stadtmagistrat Protest. Er sprach sich dafür aus, die vierte Schulstelle unter allen Umständen beizubehalten, sie aber »in nähere Verbindlichkeit« zur Lateinschule zu bringen. Nach den Vorstellungen der Stadt sollten künftig die tüchtigsten Schüler der 3. Klasse, auch und gerade die Landexaminanden, bei der alljährlichen Schulvisitation in die 4. Klasse versetzt werden. Dadurch wäre die 4. Klasse zu einer echten Oberklasse der Lateinschule geworden. Das Konsistorium lehnte dies allerdings kategorisch ab, weshalb man sich schließlich einigte, es »dermalen noch in Status quo zu belassen«. <sup>61</sup>

Im Prinzip war es aber beschlossene Sache, die Professorenstelle über kurz oder lang zu streichen. Eine günstige Gelegenheit hierzu schien sich zu bieten, als Schwindrazheim – nachdem ihm der Stadtmagistrat vorgeworfen hatte, er würde die 4. Klasse mit Absicht zugrunde richten – um Versetzung auf eine Pfarstelle bat und daraufhin Anfang März 1775 die Pfarrei Gomaringen übertragen erhielt. Das Konsistorium konnte jedoch mit seinem Antrag, die 4. Klasse nunmehr abzuschaffen, erneut nicht durchdringen. Durch Dekret vom 25. März 1775 übertrug Herzog Carl Eugen das »in Erledigung gekommene Professorat« dem ehemaligen Ludwigsburger Oberpräzeptor Jahn. <sup>62</sup>

Wie die Akten zeigen, gab es für diese Entscheidung keinerlei fachliche Begründung. Anfang März 1775 hatte die 4. Klasse lediglich fünf Schüler und bei den zuständigen Behörden hielt man sie nach wie vor für überflüssig. Ausschlaggebend war offensichtlich allein die Tatsache, dass damals für Jahn, der Ende 1774 als Professor an der Militärakademie auf der Solitude entlassen worden war <sup>63</sup>, dringend eine seinem bisherigen Rang entsprechende neue Verwendung gesucht wurde.

Jahn bekleidete das Professorat 25 Jahre lang. Zur Geschichte der 4. Klasse während dieser Zeit finden sich leider nur sehr wenige Nachrichten. So zum Beispiel, dass Jahn 1780 zwölf Schüler hatte und diese in Latein, Französisch, Geschichte, Geographie, Arithmetik und Geometrie unterrichtete. <sup>64</sup> 1791 wurde berichtet, dass alle Ludwigsburger Landexaminanden aus der 3. Klasse der Lateinschule in Jahns Klasse gewechselt seien. <sup>65</sup> Obwohl dies den unverändert gültigen Bestimmungen von 1768 widersprach, erhob das Konsistorium keinen Einspruch dagegen, da damals der 3. Klasse der »nachlässige« Oberpräzeptor Enslin vorstand und man es daher wohl für besser hielt, dass Jahn die Schüler auf das Examen vorbereitete. Anders hingegen nach dem Weggang Enslins: Als 1796 der Pädagogarch Schmidlin in seinem Visitationsbericht erwähnte, dass von den Schülern Jahns einer »zur Theologie bestimmt« sei, forderte das Konsistorium Jahn sofort auf, den Vater dieses Schülers darauf hinzuweisen, dass sein Sohn von der 4. Klasse aus weder in eine der Klosterschulen noch viel weniger ins Tübinger Stift gelangen könne und er sich deshalb dem Landexamen »unterwerfen und aus der 3. Klasse der Promotion in eines der niederen Klöster in der geziemenden Ordnung sich gewärtigen soll«. <sup>66</sup>

Von den neun Schülern, die Jahn im August 1796 hatte, waren fünf jünger als 14 Jahre, der jüngste gerade zehn Jahre alt. Zwar widersprach auch dies den Bestimmungen von 1768, doch das Konsistorium nahm es stillschweigend hin. Über Jahn selbst sagte der Pädagogarch, dass er trotz seiner 68 Jahre noch »mit viel Munterkeit« unterrichtete, und im Visitationsbericht von 1797 kommentierte Schmidlin die Situation Jahns und seiner Klasse mit folgender Bemerkung: Von den neun Schülern »ist keiner über die Trivialschule hinaus, und die meisten, wo nicht alle, würden besser tun, wenn sie sich des Unterrichts des Oberpräzeptors Breitschwerdt oder des

Präzeptors Bähr in der 3. oder 2. Klasse bedienten, welche aber dem alten Mann die Freude, sich neben ihnen besonders mit jungen Leuten zu beschäftigen, und den Eltern ihr Vorurteil, als ob ihre Söhne bei dem Professor Jahn besser als bei ihnen beraten wären, sowie den Vorstehern der Stadt ihren Stolz auf eine, wie sie dafür halten, dem Gymnasium zu Stuttgart ähnliche, obgleich ganz un Zweckmäßigkeit eingerichtete Lehranstalt gerne lassen, also daß deswegen gegenwärtig nirgends eine Klage obwaltet.«<sup>67</sup>

Vier Wochen nach dem Tod Jahns, der am 22. August 1800 an der Wassersucht starb<sup>68</sup>, wandte sich die Stadt mit der Bitte an das Konsistorium, das Professorat wieder zu besetzen. Der neue Professor sollte allerdings, so der Wunsch der Stadt, auch »in den lebenden Sprachen einen gründlichen Unterricht« geben können. Denn der größte Teil der Ludwigsburger Honoratiorensöhne sei nicht zu einem Studium, sondern zum Beruf des Schreibers, Kaufmanns oder »Fabrikanten« bestimmt und für diese Schüler sei ein Unterricht in Französisch, Englisch und Italienisch »notwendiger als das Latein«. Der herzogliche Kirchenrat war zwar der Auffassung, dass aufgrund der seit 1768 gemachten Erfahrungen und zumal in »gegenwärtiger Zeitperiode, wo man jede mögliche Ersparnis aufzusuchen genötigt« sei, das durch den Tod Jahns erledigte Professorat »füglich eingehen könnte«. Er erklärte sich aber bereit, einen Teil der bisherigen Besoldung Jahns zur Finanzierung einer neuen Lehrerstelle ausschließlich für den Unterricht »in den lebenden Sprachen und in Real-Kenntnissen« zur Verfügung zu stellen. Auch der Regierungsrat sprach sich dafür aus, das »zwecklose Professorat« abzuschaffen und »statt der bisherigen 4. Classe eine sogenannte Realclass« einzurichten. Dies würde den »gegenwärtigen Bedürfnissen der Stadt Ludwigsburg« bei weitem besser entsprechen.<sup>69</sup>

#### *Kombinierte Latein-Real-Schule*

Die Stadt konnte mit den Erklärungen der Stuttgarter Behörden nicht zufrieden sein. Sie wollte das Professorat in modifizierter Gestalt beibehalten und verwies dabei auf die im Jahre 1796 von Herzog Friedrich Eugen erteilte Bestätigung der Stadtprivilegien, in der auch ausdrücklich der Fortbestand der 4. Klasse garantiert worden war.<sup>70</sup> Dieser Klasse werde es »nie an Nachwuchs fehlen, sowohl durch diejenigen, die von Zeit zu Zeit konfirmiert werden, als auch bei der Rückkehr des Hofes und Militärs, besonders wenn bei dieser Klasse nicht nur der gelehrte Unterricht, sondern auch andere nützliche Wissenschaften und Kenntnisse getrieben werden und auch Schreiber, Kaufleute und Künstler Anteil daran erfahren dürfen«. Doch die Stadt konnte sich damit nicht durchsetzen. Durch herzogliches Dekret vom 4. April 1802 wurde die 4. Klasse aufgehoben und die Lateinschule um eine Realklasse erweitert, also zu einer kombinierten Latein-Real-Schule gemacht.<sup>71</sup>

Die Schüler der 3. Klasse hatten fortan zwei Lehrer. Oberpräzeptor Breitschwerdt, der jetzt den Titel eines Professors und darüber hinaus eine gute Aufbesserung seiner Besoldung erhielt, erteilte den Unterricht in den »gelehrten Sprachen« (Latein, Griechisch, Hebräisch), Religion, Moral, Logik, Geographie und Geschichte, während der neue Reallehrer Johann Gottlieb Biber, ein ehemaliger Karlsschüler<sup>72</sup>, die »lebenden Sprachen, Anfangsgründe der Mathematik, Naturlehre, Naturgeschichte und Technologie« unterrichtete. Hinzu kam noch der »Zeichenmeister« Christian Jakob Höflinger, den die Stadt im Mai 1802 auf ihre Kosten angestellt hatte und der

sowohl an der 3. Klasse der Lateinschule als auch an der deutschen Schule »geometrisches Zeichnen und freies Handzeichnen« lehrte.<sup>73</sup> Der traditionelle Fächerkanon der Lateinschule, der sich in der Hauptsache im Unterricht der alten Sprachen erschöpft hatte, war also entscheidend abgeändert worden; jetzt hatten auch die so genannten »Realien« ihren festen Platz im Stundenplan.

Breitschwerdt und Biber hatten sich während der Verhandlungen, die dem Dekret vom 4. April 1802 vorausgingen, mit eigenen Stellungnahmen an der Diskussion über die künftige Organisation der Lateinschule beteiligt und dabei durchaus unterschiedliche Meinungen hinsichtlich der Frage formuliert, wieviel Wochenstunden den Realien eingeräumt werden sollen. Biber empfahl für die erste Abteilung der dritten Klasse, also die 12- bis 13-jährigen Schüler, folgende Verteilung: 22 Wochenstunden gemeinsamer Unterricht, und zwar sechs Stunden Französisch, je drei Stunden Deutsch, Naturgeschichte, Geographie und Geschichte, zwei Stunden Religion sowie je eine Stunde Algebra und Geometrie; für die Lateinschüler außerdem 15 Stunden Latein und eine Stunde Rechnen, für die Realschüler sechs Stunden Latein, fünf Stunden Zeichnen, drei Stunden Rechnen und zwei Stunden Technologie. Für die zweite Abteilung, die 13- bis 14-jährigen Schüler, sah er 19 Wochenstunden gemeinsamen Unterricht vor: in Deutsch, Geographie und Geschichte je drei Stunden, in Algebra, Geometrie, Religion, Naturgeschichte und Naturlehre je zwei Stunden; für die Lateinschüler dann zwölf Stunden Latein, fünf Stunden Französisch, zwei Stunden Technologie und »freiwillig an den Vakanztagen« Zeichnen, für die Realschüler aber sieben Stunden Französisch, zwei Stunden Technologie sowie je fünf Stunden Latein und Zeichnen. Englisch und Italienisch verwies er in den Privatunterricht, da diese Sprachen »im ganzen genommen mehr zur Empfehlung und zum Vergnügen dienen, als daß sie Bedürfnis wären«. Zur Lehrmethode bemerkte Biber, dass der Unterricht in einer »populären, der Fassungskraft des Alters [der Schüler] angemessenen Sprache« gehalten und dabei »durch Vorzeigung der Gegenstände oder durch gute Abbildungen und Modelle so anschaulich als möglich« gemacht werden soll. Statt eines »ununterbrochenen Vortrags« des Lehrers sei das »beständige Gespräch« zwischen Lehrer und Schülern zu bevorzugen. Auch soll »im ganzen wenig geschrieben werden«, doch sei darauf zu achten, dass der Schüler »in seinem Hefte von allem, was vorgetragen worden, eine gedrängte Übersicht zur Beihilfe seines Gedächtnisses und zum Leitfaden bei den öfters anzustellenden Repetitionen hat«.<sup>74</sup>

In der Ablehnung des sturen Paukens war sich Breitschwerdt mit Biber einig. Auch teilte er uneingeschränkt dessen Meinung, dass »zur allgemeinen Bildung junger Menschen mehr gehöre als bloßer Unterricht in toten Sprachen« und verwies in diesem Zusammenhang darauf, dass er schon seit einigen Jahren von den 36 Wochenstunden in seiner Klasse 19 Stunden für Latein und 17 Stunden für Religion, Geschichte, Geographie, Arithmetik, Naturgeschichte, Technologie und deutsche Rechtschreibung verwende, also beinahe die Hälfte der Stunden jenen »wissenschaftlichen Gegenständen« widme, die er für jeden jungen Menschen »für unentbehrlich halte, er mag zum Gelehrten, Künstler, Kaufmann oder Handwerksmann bestimmt sein«. Breitschwerdt warnte allerdings ausdrücklich vor einer zu starken Betonung der Realien und modernen Fremdsprachen zu Lasten des Lateins. Denn: »Nach eines jeden kompetenten Richters Urteil sollen alle jungen Leute neben ihrer Muttersprache, die besser gelegentlich gelehrt wird, irgendeine Sprache, sei es nun Lateinisch, Griechisch, Französisch oder Italienisch, grammatikalisch lernen, nicht hauptsächlich um die Sprache, sondern die allgemeinen Gesetze zu lernen, die jeder



gebildeten Sprache zugrunde liegen. Da nun aber die lateinische und griechische Sprache nicht nur die besten Schriftsteller, sondern auch die bestmtesten, unwandelbaren Gesetze haben, so verdienen diese vor allen neueren Sprachen den Vorzug zum allgemeinen grammatikalischen Sprachunterricht. Dieser Vorzug nun ist der lateinischen Sprache hauptsächlich deswegen gegeben worden, weil sie die Mutter vieler neueren ist, so daß derjenige, der gute Fortschritte in ihrer Erlernung gemacht hat, nicht nur allgemein grammatikalische, auf jede Sprache anwendbare Kenntnisse hat, sondern auch in dem Zeitraum eines Jahres bei Erlernung der französischen, italienischen usw. Sprache, wie die Erfahrung lehrt, alle diejenigen, die von Jugend auf nur eine neuere gelernt haben, oft hinter sich läßt, oft wenigstens erreicht.« Breitschwerdt empfahl daher, es für die Lateinschüler bei 19 Stunden Latein zu belassen und die Realschüler mindestens zwölf Wochenstunden in Latein zu unterrichten. Auch die von Biber empfohlene Einführung besonderer Deutschstunden hielt er für überflüssig, da der Lateinunterricht »ganz mit der deutschen Sprache verflochten ist und bei dem Exponieren und Componieren die Fehler wider die deutsche Sprache ebenso gerügt und verbessert werden«. <sup>75</sup>

Wie der Stundenplan letztlich tatsächlich aussah, ob die Empfehlungen des »Humanisten« Breitschwerdt oder die Vorschläge des »Realisten« Biber übernommen wurden, lässt sich leider nicht mehr genau feststellen. Das Konsistorium scheint aber eher auf der Seite Breitschwerdts gestanden zu haben, dessen Standpunkt weit mehr als die Vorstellungen Bibers den Intentionen der allgemeinen Schulreform von 1793 entsprach. <sup>76</sup>

Die kombinierte Latein-Real-Schule, deren Oberklasse nur ausnahmsweise von Schülern besucht werden durfte, die über 14 Jahre alt waren, bestand bis 1827. Im April 1827 wurde eine selbstständige Realschule eingerichtet, acht Monate später die Lateinschule zu einem fünfklassigen Lyzeum mit dem Auftrag erweitert, »konfirmierte Schüler bis zum 16. oder 17. Jahr zur Aufnahme in ein Obergymnasium vorzubereiten«. <sup>77</sup> 1897 wurde das inzwischen neunklassige Lyzeum zum Vollgymnasium erhoben, das dann 1937 in Erinnerung an den berühmtesten Schüler der alten Ludwigsburger Lateinschule den Namen »Friedrich-Schiller-Oberschule« erhielt.

#### Anmerkungen

- 1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 284/57 Bü 148; Christian Belschner: Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, 3. Auflage, Ludwigsburg 1969, S. 99; Albert Stollsteimer: 250 Jahre Friedrich-Schiller-Gymnasium Ludwigsburg, in: Hie gut Württemberg 22 (1971) S. 25-30.
- 2 HStAS A 284/57 Bü 148.
- 3 Ebd.
- 4 Landeskirchliches Archiv Stuttgart (LKA) A 12 Nr. 41, Kompetenzbuch von 1722.
- 5 LKA A 1. – Der Hinweis auf Schoders »leichtsinnige« Lebensweise bezog sich nicht zuletzt darauf, dass er entgegen dem Rat der Ludwigsburger Geistlichen eine Angehörige der reformierten Kirche geheiratet hatte, wodurch »ein und andere Verdrießlichkeiten« entstanden seien. 1726 heißt es, die Ehe sei unglücklich und Schoder bereue es jetzt, dass er bei seiner Heirat nicht auf die Warnungen seiner Vorgesetzten gehört habe; HStAS A 281 Bü 776.
- 6 HStAS A 281 Bü 776. – In der einschlägigen Literatur, zum Beispiel bei Belschner (wie Anm. 1, S. 99) oder bei Stollsteimer (wie Anm. 1, S. 26), findet sich gelegentlich der Hinweis, dass der erste Ludwigsburger Schüler, der das Landexamen bestanden hat, Johann Friedrich Flattich

- aus Beihingen gewesen sei. Dies kann jedoch nicht stimmen, da Flattich erst 1729 in die Klosterschule Denkendorf aufgenommen wurde; vgl. Walter Hagen: Johann Friedrich Flattich, Pfarrer und Erzieher, 1713 bis 1797, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 10 (1966) S. 61 ff.
- 7 Zum Landexamen vgl. Thomas Schulz: Die ehemaligen Lateinschulen im Kreis Ludwigsburg, Ludwigsburg 1995, S. 59 ff.
  - 8 LKA A 1.
  - 9 HStAS A 280 Bü 94, A 284/57 Bü 152.
  - 10 HStAS A 284/57 Bü 153; Hermann Stroebel: Ludwigsburg. Die Stadt Eberhard Ludwigs. Ein Beitrag zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700, Ludwigsburg 1918, S. 55.
  - 11 LKA A 1.
  - 12 HStAS A 281 Bü 776.
  - 13 HStAS A 280 Bü 94.
  - 14 HStAS A 281 Bü 776.
  - 15 LKA A 1.
  - 16 HStAS A 280 Bü 94.
  - 17 HStAS A 281 Bü 776.
  - 18 Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg, Bd. 3/1, Stuttgart 1927, S. 331 f.
  - 19 Ebd. S. 228.
  - 20 HStAS A 280 Bü 72. – Als Beispiele seien genannt: Israel Gottlieb Conz, Sohn des Pfarrers in Möglingen (wurde 1748 Pfarrer in Frommern, 1759 Stadtpfarrer in Haiterbach); Johann Ludwig Dannenberger, Sohn des Kaufmanns Johann Jakob Dannenberger in Ludwigsburg (wurde 1747 Pfarrer in Musberg); Johann Michael Kraus, Sohn des Pfarrers in Pflugfelden (wurde 1750 Pfarrer in Mundelheim, 1755 Pfarrer in Oberstenfeld); Christian Ludwig Neuffer, Sohn des Diakons Neuffer in Ludwigsburg (wurde 1753 Diakon in Brackenheim, 1762 Dekan in Pfullingen, 1775 Dekan in Tuttlingen); Johannes Schmid, Sohn des Pfarrers in Eglshausen (wurde 1746 Pfarrer in Michelbach); Johann Eberhard Schoder, Sohn des Präzeptors Schoder (wurde 1745 Pfarrer in Ittlingen); Friedrich Wilhelm Schöndörffer, Sohn des Hofapothekers in Ludwigsburg (wurde 1753 Pfarrer in Unterjettingen); Balthasar Sprenger, Sohn des Vikars in Neckargröningen (wurde 1753 Diakon in Göppingen, 1757 Professor und Prediger in Maulbronn, 1781 Prälat und Generalsuperintendent von Adelberg); Jakob Friedrich Stahlecker, Sohn des Dekans in Ludwigsburg (wurde 1755 Diakon in Freudenstadt); Georg Sebastian Zilling, Sohn des Bäckermeisters Johann Jakob Zilling in Ludwigsburg (wurde 1755 Stadtpfarrer in Zavelstein, 1763 in Lauffen, 1765 Dekan in Ludwigsburg).
  - 21 LKA A 1; HStAS A 280 Bü 72.
  - 22 Benz trug den Ehrentitel »poeta laureatus«; vgl. Geschichte des humanistischen Schulwesens (wie Anm. 18) S. 336.
  - 23 LKA A 1, Protokolle 1740 bis 1754.
  - 24 HStAS A 280 Bü 94.
  - 25 Hemmer bezog allerdings noch bis 1776 die ordentliche Besoldung des Kollaborators, d. h. sein Nachfolger Elsässer, der übrigens eine Tochter Hemmers geheiratet hatte, erhielt 13 Jahre lang von der Besoldung nur das, was ihm Hemmer »aus gutem freien Willen« abgab. Um seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können, musste Elsässer daher lange Zeit zusätzlich Privatunterricht erteilen. In den uneingeschränkten Genuss der Besoldung kam er erst, als 1776 seinem Schwiegervater eine Pension ausgesetzt wurde; HStAS A 280 Bü 95. – Hemmer starb 1786 im Alter von 82 Jahren. Im Visitationsbericht von 1784 ist über ihn festgehalten, er habe noch so gute Kräfte und Zähne, dass er »die härteste Nuß aufbringen kann«; HStAS A 281 Bü 776.
  - 26 LKA A 1; HStAS A 281 Bü 776. Im Visitationsbericht von 1768 heißt es über Elsässer: »Bei diesem Schulmann findet man alles, was man an Fleiß, Geschicklichkeit, moderater Zucht und gutem Wandel fördern kann.« 1796 gab man ihm folgendes Zeugnis: »Zeigt auch bei seinem steigenden Alter viel Fleiß und Applikation. Weiß mit seinen kleinen Scholaren recht gut umzugehen und das Lernen ihnen angenehm zu machen. Bringt ihnen zur abwechselnden Unterhaltung auch etwas Geographie, Kenntnis des Gelds und was sonst im Leben nötig ist bei. Gute Handschrift.«
  - 27 LKA A 1. In den 1750er Jahren waren es durchschnittlich 65 Schüler.

- 28 1764 zählte man 96 Schüler, 1768 waren es 100 und zwei Jahre später 98 Schüler; LKA A 1.
- 29 HStAS A 280 Bü 95 und A 281 Bü 776.
- 30 HStAS A 280 Bü 95.
- 31 Ebd.
- 32 HStAS A 284/57 Bü 153 und A 288 Bü 3656.
- 33 Rudolf Krauß: Friedrich Schiller in der Ludwigsburger Lateinschule, in: Marbacher Schillerbuch 1 (1905) S. 189-200, hier S. 192 ff.
- 34 Otfried Kies: Fünf Jahrhunderte Lateinschule und Gymnasium Lauffen am Neckar, Brackenheim 1975, S. 62 f.; 500 Jahre Mörike-Progymnasium Neuenstadt, Neuenstadt am Kocher 1989, S. 98.
- 35 HStAS A 281 Bü 776.
- 36 LKA A 1.
- 37 Krauß (wie Anm. 33) S. 198.
- 38 HStAS A 280 Bü 72. – Die erfolgreichen Landexaminanden waren: Friedrich Ferdinand Drück, Sohn des verstorbenen Apothekers Dr. Drück (wurde 1779 Lehrer an der Karlsschule); Johann Peter Henninger, Sohn des Gerichtsschreibers in Unteröwisheim (wurde 1782 Garnisonspfarer auf dem Hohenasperg); Gottlob Friedrich König, Sohn des Vogtes in Löwenstein (wurde 1787 Diakon in Markgröningen); August Friedrich Pauly, Sohn eines Kammerlakaien (wurde 1791 Pfarrer in Benningen); Friedrich Karl Reichenbach, Sohn eines Regimentsfeldschers (wurde 1790 Pfarrer in Leonbronn, 1808 in Erdmannhausen); Victor Friedrich Winter, Sohn des Pfarrers in Ilsfeld (wurde 1787 Pfarrer in Höpfigheim).
- 39 HStAS A 281 Bü 776.
- 40 LKA A 1.
- 41 Krauß (wie Anm. 33) S. 193.
- 42 Willi Müller: Erdmannhausen. Topographie, Geschichte und Volksleben, Erdmannhausen 1975, S. 217.
- 43 HStAS A 281 Bü 776.
- 44 HStAS A 280 Bü 72. In den Jahren 1780 bis 1785 zum Beispiel haben insgesamt 17 Schüler Winters das Landexamen bestanden.
- 45 LKA A 1.
- 46 Vgl. Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg, Bd. 3/2, Stuttgart 1928, S. 256.
- 47 HStAS A 280 Bü 97.
- 48 HStAS A 281 Bü 776; LKA A 1.
- 49 Belschner (wie Anm. 1) S. 243.
- 50 HStAS A 281 Bü 776.
- 51 HStAS A 281 Bü 776 und 802.
- 52 HStAS A 281 Bü 776.
- 53 Ebd.
- 54 LKA A 1.
- 55 LKA A 26 Nr. 1143.
- 56 HStAS A 281 Bü 776.
- 57 LKA A 1.
- 58 Zur Schulreform von 1793 vgl. Schulz (wie Anm. 7) S. 65 ff.
- 59 HStAS A 280 Bü 95.
- 60 Ebd.
- 61 Ebd.; Festschrift des Friedrich-Schiller-Gymnasiums, Ludwigsburg 1971, S. 32.
- 62 HStAS A 280 Bü 95.
- 63 Robert Uhland: Geschichte der Hohen Karlsschule in Stuttgart, Stuttgart 1953, S. 119.
- 64 HStAS A 280 Bü 52.
- 65 HStAS A 281 Bü 776.
- 66 HStAS A 280 Bü 95.
- 67 Ebd.
- 68 Krauß (wie Anm. 33) S. 197.
- 69 HStAS A 280 Bü 96.
- 70 Stadtarchiv Ludwigsburg L 1 Bü 75.

- 71 HStAS A 280 Bü 96.
- 72 Biber, 1770 in Ludwigsburg geboren, hatte auf der Hohen Karlsschule Kameralwissenschaft studiert, anschließend verschiedene Hofmeisterstellen bekleidet und dann in seiner Vaterstadt »als Lehrer der lebenden Sprachen privatisiert«; HStAS A 281 Bü 776, Visitationsbericht von 1802.
- 73 HStAS A 280 Bü 96 und A 281 Bü 776.
- 74 HStAS A 280 Bü 96.
- 75 Ebd.
- 76 Ebd.
- 77 HStAS E 200 Bü 85.

# Pflugfelden und Poppenweiler im Spiegel der ersten Ludwigsburger Jahre

von Albrecht Gühring

In Württemberg regierte seit 1677 (bis 1693 unter Vormundschaft) Herzog Eberhard Ludwig. Der absolutistische Herrscher legte 1704 den Grundstein des Ludwigsburger Schlosses, dem ab 1718 der planmäßige Ausbau der gleichnamigen Stadt folgte. Diese vom Herzog begünstigte Ansiedlung sollte in den Folgejahren zu einem großen Hindernis für die Entwicklung vieler umliegender Orte und zu einer finanziellen Belastung für die angrenzenden Ämter werden.

Am 3. September 1718 wurde Ludwigsburg zur Stadt erhoben und erhielt die Markgröninger Reichssturmfahne als Stadtwappen. 1719 wurde die Stadt neben Stuttgart und Tübingen dritte Hauptstadt des Landes und erhielt ein eigenes Amt: das ganze Amt Markgröningen, dazu Asperg, Hoheneck, Neckarweihingen, Kornwestheim, Zuffenhausen, der Fuchs- und Schafhof sowie die bereits württembergischen Teile bzw. später gekauften reichsritterschaftlichen Ortsteile von Stammheim, Zazenhausen, Heutingsheim, Geisingen, Beihingen und der Hof Harteneck. Cannstatt protestierte heftig, aber erfolglos gegen die Abtrennung von Zuffenhausen und Kornwestheim. Die beiden Orte hatten im Vergleich zu den Neckarorten ein ausgedehntes Ackerfeld und zahlten ein Siebtel der Steuern in Stadt und Amt Cannstatt. Marbachs Wiederaufbau nach der völligen Zerstörung 1693 geriet ins Stocken. Die Amtstadt musste fast ihr gesamtes südwestliches Amtsgebiet abtreten. Als Trost für Markgröningen sollten zwei Vögte walten: der Ludwigsburger Stadtvogt für Ludwigsburg, Asperg, Hoheneck, Neckarweihingen, Kornwestheim und die genannten zum Teil noch adeligen Orte und der in Markgröningen residierende Amtsvogt des Unteramtes für die alten Amtsflecken Bissingen, Eglosheim, Möglingen, Münchingen mit Hof Mauer, Oßweil, Pflugfelden, Schwieberdingen und Tamm. Aufgrund der zahllosen Bittgesuche Markgrönings wurde jedoch 1722 das alte Amt mit Ausnahme der Orte Eglosheim, Pflugfelden und Oßweil, die bei Ludwigsburg verblieben, wiederhergestellt. In Bezug auf Markgröningen siegte »das Recht des Stärkeren«. Dass Markgröningen, so schreibt Schübelin 1913, »dadurch zur Landstadt herabgedrückt und in seiner Entwicklung gehemmt wurde, musste dort ein begriffliches Gefühl der Zurücksetzung auslösen, das heute noch nicht ganz geschwunden ist«. Die junge Stadt Ludwigsburg hingegen erhielt zahlreiche Privilegien, so beispielsweise eine 20-jährige Abgabefreiheit. Hatte Ludwigsburg 1718 rund 600 Einwohner, waren es 1726 schon viermal so viele und 1733 sogar über 5500.<sup>1</sup>

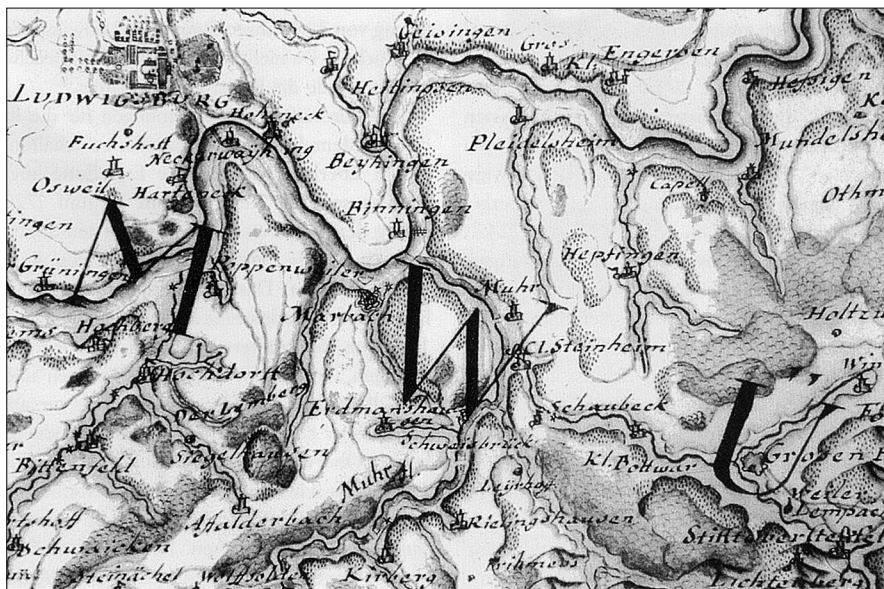
Nach dem Tode Herzog Eberhard Ludwigs 1733 erhoffte sich Markgröningen eine Wiederherstellung des alten Amtes und Dekanats und zahlte 1736 4000 Gulden Schmiergelder an die herzogliche Kasse, worauf der nunmehrige Landesherr Herzog Carl Alexander nachgab. Ludwigsburg erhielt dafür vom Amt Marbach Benningen und Poppenweiler sowie vom Amt Waiblingen Neckargröningen. Diese Ämter be-



eilten sich darauf ebenfalls mit Geldzahlungen, und auch Markgröningen schickte vor- sichtlich dem zur Kur in Wildbad weilenden einflussreichen herzoglichen Günst- ling Joseph gen. Jud Süß Oppenheimer 400 Gulden. Doch Carl Alexander starb schon 1737 und Herzogadministrator Carl Friedrich, bis 1744 Vormund des minderjährigen Carl Eugen, verfügte 1739 »auf der Ludwigsburger impertinentes und beständiges An- laufen und Sollicitieren« erneut die Umgliederung von Eglosheim, Pflugfelden und Oßweil in den Ludwigsburger Amtsbezirk. Markgröningen erhielt dafür nur Unter- riexingen. Nun war über 20 Jahre Ruhe. Das Amt Cannstatt erhielt als Ausgleich Feuerbach vom Amt Stuttgart, Weilimdorf vom Amt Leonberg und Schmiden vom Amt Waiblingen. Feuerbach kam 1736 wieder an Stuttgart und Cannstatt erhielt 1737 Beutelsbach vom Schorndorfer Amt, musste das Dorf aber schon 1739 wieder zurück- geben. Dafür wurde Zuffenhausen 1739 wieder dem Cannstatter Amt angegliedert, ebenso 1754 der durch Württemberg neu erworbene katholische Ort Hofen.<sup>2</sup>

Mit Gründung von Stadt und Amt Ludwigsburg 1718/19 sollte die neue dritte Hauptstadt des Landes auch ein eigenes Dekanat erhalten. 1719 verfügte im Zuge der Formierung des Oberamts Ludwigsburg ein fürstlicher Befehl die Vereinigung der Diözese Markgröningen mit dem neu geschaffenen Ludwigsburger Dekanatsbezirk. Der seitherige Markgröninger Dekan Johann Martin Mörleth wurde zum Ludwigs- burger Dekan mit Wohnsitz in Markgröningen ernannt, starb jedoch schon im Mai 1719. Erst unter Herzog Carl Alexander wurde Markgröningen 1736 wieder eine eigene Diözese und blieb es bis 1812.<sup>3</sup>

1726 gehörten zur umfangreichen Ludwigsburger Diözese die Orte Zuffenhausen, Kornwestheim, Asperg, Garnison Hohenasperg, Hoheneck, Neckarweiingen, Mark- gröningen, Tamm, Eglosheim, Oßweil, Möglingen, Münchingen, Schwieberdingen,



Ausschnitt aus der Karte »Theatrum Belli Rhenani« von Cyriak Blödner, um 1715 (oben ist Westen). Von Ludwigsburg erkennt man das Schloss und die ersten Gebäude der Stadt.

Pflugfelden, Stammheim, Beihingen, Heutingsheim und Unterriexingen.<sup>4</sup> Benningen und Poppenweiler wurden erst durch ein herzogliches Reskript vom 27. August 1762 mit fünf weiteren Ortschaften dem Dekanat Ludwigsburg zugeschlagen.<sup>5</sup> Dieses Dekanat bestand somit 1763 aus den Ortschaften Aldingen, Asperg, Benningen, Eglosheim, Kornwestheim, Neckargröningen, Neckarrems, Neckarweiningen, Oßweil, Pflugfelden, Poppenweiler, Tamm und Zuffenhausen. Beim alten Dekanat Markgröningen verblieben nur Beihingen, Bissingen, Ditzingen, Heutingsheim, Münchingen, Oberriexingen, Schwieberdingen, Stammheim und Unterriexingen.<sup>6</sup>

Im Folgenden sollen anhand der Dörfer Pflugfelden und Poppenweiler die unterschiedlichen Auswirkungen der Gründung Ludwigsburgs untersucht werden. Pflugfelden, im Südwesten von Ludwigsburg gelegen, war am Ende des Dreißigjährigen Krieges menschenleer und musste mühsam wieder aufgebaut und besiedelt werden. Nur wenige Neubürger siedelten sich an. Die Einwohnerzahl stieg von 35 im Jahr 1654 auf 140 im Jahr 1730 und erreichte 1759 164 Einwohner.<sup>7</sup>

Bereits 1708 und 1709 mussten die Pflugfelder rund 35 Gulden als sog. Ludwigsburger »Schantzgelde«, eigentlich Steuern zum Erhalt und zur Ausbesserung von Festungen, mehrmals aufbringen.<sup>8</sup> In der Bürgermeisterrechnung von Georgii 1711 bis Georgii 1712 werden unter den Pflugfelder Ausgaben auch Ludwigsburger Gartenbaukosten, darunter die Stellung von Wagen und Pferden, für insgesamt acht Gulden abgerechnet. Auch wurde erneut mehrfach – elf Mal – Schanzgeld eingefordert. Diesmal ergab sich die für die kleine Gemeinde wohl schwer verkraftbare Summe von rund 165 Gulden.<sup>9</sup>

Die Bürgermeisterrechnung 1719/20 enthält sogar eine eigene Rechnungsrubrik für die »herrschaftlichen Posten«, also die Postdienste, die man für Ludwigsburg leisten musste. Die Pflugfelder Bauernschaft listete alle elf Postritte zwischen 1717 und 1719 auf und übergab das Verzeichnis dem damals noch zuständigen Oberamt Markgröningen mit der Bemerkung, dass man für keinen einzigen Ritt Bargeld erhalten hatte. Das Oberamt ersetzte jedoch nur einen Teil des Schadens.<sup>10</sup> Daher versuchte man es in Ludwigsburg selbst und schickte ein Jahr später Jakob Steudle auf Verlangen der ganzen Bürgerschaft zum dortigen Forstmeister. Steudle sollte versuchen, Jagdaufgaben von der Gemeinde abzuwenden mit der Begründung, dass Pflugfelden mehr als andere Orte mit Aufwartungen und Botengängen belastet sei.<sup>11</sup>

Nach einem Befehl von 1721 mussten meist mehrere Ämter Württembergs gemeinsam je ein Gebäude in der neuen Residenzstadt errichten. Das Amt Markgröningen hatte 1726 gemeinsam mit den Ämtern Blaubeuren, Ludwigsburg, Cannstatt und Nürtingen ein Gebäude fertig gestellt und dafür rund 1350 Gulden bezahlt.<sup>12</sup>

Ludwigsburg wurde sehr schnell zum wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Mittelpunkt der Umgebung. Ein äußeres Zeichen für Pflugfelden war die schnurgerade Straße, die von der neuen Stadt heraus angelegt wurde.<sup>13</sup>

Wirtschaftliche Vorteile konnte Pflugfelden durch die Nähe zu Ludwigsburg nicht erlangen. Um 1730 gab es im Ort keinerlei Wein- oder Viehhandel, auch keine Gastwirtschaft. Unter den damals 22 Bürgern und sechs Witwen fanden sich an Handwerkern nur ein Schmied und ein Leineweber. Die geringen Steuerzahlungen wurden Pflugfelden damals erlassen, da über sieben Morgen der Markung für eine herzogliche Fasanenremise weggenommen worden waren.<sup>14</sup>

Schon um 1700 hatte der Herzog das Gebiet, auf dem bald Schloss Ludwigsburg entstehen sollte, zu seinem Leibgehege erklärt und ließ es vermarken. Die Umgrenzung ging entlang der Straße von Cannstatt nach Zuffenhausen, am Zuffenhäuser



*Pflugfelden um 1680.  
Ansicht aus dem Leonberger Forstlagerbuch von Andreas Kieser.*

Bach hinauf nach Stammheim und an den Waldgrenzen vorbei nach Münchingen, das aber außerhalb lag. Die Grenze führte weiter Richtung Markgröningen, von dort den Leudelsbach hinab zur Enz, diesen Fluss entlang an Bietigheim vorbei bis zu seiner Einmündung in den Neckar und dann neckaraufwärts bis zum Ausgangspunkt bei Cannstatt. So genannte Remisen für Feldhühner und Fasanen wurden auf Kornwestheimer, Pflugfelder, Oßweiler, Möglinger und Markgröninger Markung angelegt. Es waren dornige, undurchdringliche Gestrüppe von ein bis drei Morgen Größe.<sup>15</sup> Auf Möglinger Markung lagen 1725 fünf Remisen, die eine Fläche von nicht ganz drei Morgen belegten.<sup>16</sup> Im Vergleich dazu war die Pflugfelder Remise mit sieben Morgen für die kleinere Gemarkung des Ortes doch sehr groß.

1760 ließ Herzog Carl Eugen in einer Denkschrift Möglichkeiten erörtern, wie Ludwigsburg vergrößert und weiter ausgebaut werden könnte. Darin wurde unter anderem vorgeschlagen, Pflugfelden, Oßweil, Eglosheim und den Schafhof einzugemeinden und die Bewohner zu Ludwigsburger Bürgern zu machen.<sup>17</sup> Das Gemeindeleben scheint hingegen von der neuen Residenz nicht sehr beeinflusst worden zu sein. Lediglich das vermehrte Auftreten von Soldaten, die hin und wieder Unfug trieben, war bemerkbar. Um 1750 wurde nahe Pflugfelden, wohl beim Osterholz, längere Zeit ein »Campement«, also ein Feldlager errichtet. Während dieser Zeit wurden mehrere Soldaten, darunter ein Hauptmann, in Ludwigsburg begraben.<sup>18</sup>

Anders war die Situation bei dem östlich von Ludwigsburg und jenseits des Neckars gelegenen Dorf Poppenweiler, das an Einwohnerzahl und Wirtschaftskraft das kleine Pflugfelden um ein Vielfaches übertraf. 1695 hatte Poppenweiler 283 Einwohner und lag damit im Mittelfeld der Einwohnerzahlen des Oberamts Marbach.<sup>19</sup> Die

Steuerrevision von 1726 bis 1728 ergab bezüglich der Weinberge, dass in Stadt und Amt Marbach die Amtsstadt mit über 392 Morgen Weinbergen an der Spitze lag. Es folgten Murr (rund 294 Morgen), Kirchberg (rund 273 Morgen) und Poppenweiler (rund 178 Morgen). Die Handwerker in Stadt und Amt wurden damals mit insgesamt 27 540 Gulden eingeschätzt. Davon entfielen 7580 Gulden auf die Handwerker der Stadt Marbach. Die nächst höheren Summen erbrachten Pleidelsheim mit 4790 Gulden, Kirchberg mit 3400 Gulden und Poppenweiler mit 3220 Gulden. Alle anderen Amtsorte lagen unter 2000 Gulden. Die Gastwirtschaften waren jedoch in Poppenweiler mit 600 Gulden höher bewertet als in Marbach, wo nur 550 Gulden geschätzt wurden. »Gremplereyen« gab es nur in Erdmannhausen, Kirchberg und Poppenweiler.<sup>20</sup> Zum Vergleich. Die beiden Pflugfelder Handwerker waren zusammen mit gerade einmal 30 Gulden taxiert worden.

Anders als Pflugfeldern kam Poppenweiler nicht schon 1719 zum Amt Ludwigsburg. Das Marbacher Amt musste zunächst nur Hoheneck mit Neckarweihingen sowie Beihingen an das neue Nachbaramt abgeben. Am 14. Januar 1736 verfügte dann allerdings Herzog Carl Alexander per Dekret, dass vom Amt Marbach Benningen und Poppenweiler sowie von Waiblingen Neckargröningen an das Ludwigsburger Amt kommen sollten. Schon zwei Tage später baten die Marbacher, man möge sie durch die Wegnahme der beiden Orte nicht schwächen, sondern stattdessen zur Vergrößerung des Amtes Ludwigsburg noch Neckarrems vom Waiblinger Amt nehmen. Am 26. Januar 1736 baten Vogt, Bürgermeister und Gericht zu Marbach sowie sämtliche Schultheißen der Amtsflecken den Herzog, Poppenweiler und Benningen beim Amt Marbach zu belassen, da sie fast ein Viertel desselben ausmachten und die besten Weinorte seien. Die Wirtschaft der Stadt Marbach selbst war sowieso geschwächt, da Mühle und Schiffsgasse durch die Schiffbarmachung des Neckars wochenlang stillgelegt waren. Außerdem hatten, »sobald Ludwigsburg aufgerichtet worden, sich die Wochenmärkte in der Statt Marbach fast gar verlohren«. Wenn der Hofstaat in Ludwigsburg sei, würden alle »Victualien« dahin getragen, so dass in Marbach nichts oder nur Teures zu haben sei. Ein Alternativvorschlag sah jetzt vor, Poppenweiler abzutreten und dafür Hoheneck mit Neckarweihingen sowie Bittenfeld und Mundelsheim zu erhalten. Zusätzlich wollten Stadt und Amt noch 1500 Gulden zahlen. Poppenweiler wurde daraufhin an Marbach zurückgegeben. Die Benninger aber behaupteten, sie seien von jeher Marbacher Vorstadt gewesen, da sie von der Amtsstadt nur der Neckar trenne; hingegen habe man nach Ludwigsburg lange Behördenwege. Aber auch die Marbacher setzten sich im Mai 1736 vergeblich für den Verbleib Benningens im Amt ein. Hierbei führten sie an, dass man noch »in possession« von Benningen sei, da dem Ort die »Zoll- und Acciszaichen« nur zugestellt, aber von diesem nicht angenommen worden seien. So herrschte zunächst eine unklare Zuständigkeit.<sup>21</sup>

Eigentlicher Strippenzieher war der 1738 hingerichtete Geheime Finanzrat Joseph gen. Jud Süß Oppenheimer, der Finanzsachverständige Herzog Carl Alexanders. Er führte neue Behörden und indirekte Steuern ein und umging damit die für direkte Steuern zuständige Landschaft. So diente das Gratialamt, das offiziell Dankgeschenke für den Herzog entgegennahm, der Geldbeschaffung durch den Verkauf öffentlicher Ämter. Als nach dem Tod Carl Alexanders die Akten geprüft wurden, kam heraus, dass die Kommissare »Ämter und Posten verkauft hatten, die vom Aufseher des städtischen Badehauses in Marbach (120 Gulden) bis zum Bürgermeisterposten in Stuttgart (7750 Gulden) reichten«. <sup>22</sup> Oppenheimer hatte von mehreren Ämtern Geld bekommen, so von Marbach 500 Gulden, damit keine Gebietsabtretungen erfolgen sollten.<sup>23</sup>





*Poppenweiler um 1685.  
Ansicht aus dem Reichenberger Forstlagerbuch von Andreas Kieser.*

Doch diese Mühe war umsonst, denn durch den plötzlichen Tod Carl Alexanders im März 1737 ergab sich eine neue Situation. Der Streit um Benningen und Poppenweiler ging jedoch weiter. Im Mai 1737 berichtete der Marbacher Vogt, ihm sei bekannt, dass der Befehl vom 31. Januar 1737 durch »den Jud Süßen erpracticirt worden«, der aufgrund der Schmiergelder einen vom verstorbenen Herzog unterschriebenen Vertrag zur Belassung der Orte bei Marbach aushändigen wollte. Daraufhin hatte sich Baumeister Retti bei Oppenheimer beschwert »und mit vollem Haß geschrien, man sollte mich [den Marbacher Vogt] um 1000 Gulden und meinen condeputatum um 500 Gulden straffen, daß wir Ludwigsburg verderben wollen und er wolle vor Ludwigsburg 2000 Gulden schießen, daß Marbach zur Abtretung angehalten werden solle, womit er auch bei dem Juden so viehl zu wegen gebracht, daß uns jene fürstliche Resolution zurück gehalten worden«. Inzwischen hatte auch Ludwigsburg 1000 Gulden »schatuliert« sowie an Oppenheimer etliche hundert Gulden bezahlt. Damit stand die Waage wieder auf Seiten Ludwigsburgs, so dass Stadt und Amt Marbach im November erneut bitten mussten, das vor einigen Jahren »durch des Jud Süßen bekante Intrigen« zerrissene Amt wieder zu ergänzen. Auch die Zahlung von je 1500 Gulden an die Vögte von Marbach und Winnenden bewegte diese nicht zur Abgabe ihrer Orte, wie das Protokoll der landschaftlichen Gravamina vom September 1738 vermerkt.<sup>24</sup> Das Hin und Her ergab »Verehrungen« von insgesamt 826 Gulden, davon 500 an die herzogliche Privatschatulle und 300 an den Oppenheimer. So blieben Benningen und Poppenweiler weitere 25 Jahre beim Amt Marbach.<sup>25</sup>

1744 übernahm Herzog Carl Eugen die Regierung. Der Herzog hielt sich öfters in Marbach auf, so beispielsweise 1752 mindestens zweimal.<sup>26</sup> Leider gab Carl Eugen



am 12. Juli 1762 den Befehl, der entgegen aller vorherigen Abmachungen und Zahlungen Benningen und Poppenweiler endgültig dem Ludwigsburger Amt zuwies. Zugleich wurden Neckarrems und Neckargröningen vom Amt Waiblingen, Möglingen und Tamm vom Oberamt Markgröningen und Zuffenhausen von Cannstatt an Ludwigsburg abgegeben. Auch der Kammerort Aldingen kam an das Ludwigsburger Amt. Kleinere Gebietsverluste mussten die Ämter Vaihingen und Leonberg leiden. Mit Ausnahme des Marbacher Amtes erhielten alle anderen Ämter eine Entschädigung, meist wieder in Form von Gebiets Erweiterungen.<sup>27</sup> Als Dank musste das Amt Ludwigsburg jedoch vorher »zu unterthänigsten Ehren ein Stück Geldes von wenigstens 2000 Gulden« bezahlen.<sup>28</sup>

Die Entschädigung des Markgröninger Amtes mit Oberriexingen und Ditzingen währte nur bis 1770, dann wurden diese Orte wieder ihren früheren Ämtern angegliedert. Während das Markgröninger Amt 1770 nur noch aus der Amtstadt, Bissingen, Münchingen, halb Schwieberdingen und Unterriexingen bestand, gehörten zu Ludwigsburg inzwischen Aldingen, Asperg, Benningen, Eglosheim, Hoheneck, Kornwestheim, Möglingen, Neckargröningen, Neckarrems, Neckarweihsingen, Oßweil, Pflugfelden, Poppenweiler, Tamm und Zuffenhausen. Neckargröningen und Neckarrems kamen 1771 wieder an Waiblingen. Auch ein erneuter Protest der Markgröninger und seitenlange Begründungen für die Wiederherstellung des alten Amtes blieben 1771 ohne Erfolg. Nur Tamm konnte Markgröningen zurückgewinnen, aber 1807 kam mit der vollständigen Eingliederung in das Ludwigsburger Amt das endgültige Aus für das Amt Markgröningen.<sup>29</sup> Dem Marbacher Amt erging es besser als Markgröningen, denn bis 1812 wurden ihm die Ämter Beilstein und Bottwar angegliedert.

1771 lebten im Ludwigsburger Amt 12 803 Einwohner, davon 4092 in der Amtstadt. An der Spitze der Amtsorte stand zufälligerweise Poppenweiler mit 840 und am Ende Pflugfelden mit 192 Einwohnern.<sup>30</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Eugen Schübelin: Die staatliche Entwicklung des Oberamtsbezirks Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 7 (1913) S. 14-35; Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, Stuttgart 1859, S. 83 f.; Ludwig Friedrich Heyd: Geschichte der vormaligen Oberamts-Stadt Markgröningen, Stuttgart 1829, S. 124-133; Hermann Römer: Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte 1550-1750, Ludwigsburg 1930 (= Ludwigsburger Geschichtsblätter 11), S. 112 u. 127; Oskar Paret (Hrsg.): Ludwigsburg und das Land um den Asperg, Ludwigsburg 1934, S. 157 u. 161; Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 249 Bü 1430, A 202 Bü 921.
- 2 Wie Anm. 1; Beschreibung des Oberamts Cannstatt, Tübingen 1832, S. 10.
- 3 Schübelin (wie Anm. 1); Heyd (wie Anm. 1) S. 199 f.; Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg (wie Anm. 1) S. 86.
- 4 HStAS A 281 Bü 778.
- 5 Pfarrarchiv Möglingen, Reskriptenbuch 1758-1796.
- 6 Landeskirchliches Archiv Stuttgart (LKA) A 1 Bd. 95.
- 7 Pflugfelden. 75 Jahre Stadtteil von Ludwigsburg 1903-1978, Ludwigsburg 1978, S. 12.
- 8 Stadtarchiv Ludwigsburg (StadtALB) Pf 2 Bd. 5 (Bürgermeisterrechnung 1708/09).
- 9 Ebd. Bd. 7 (Bürgermeisterrechnung 1711/12).
- 10 Ebd. Bd. 15 (Bürgermeisterrechnung 1719/20).
- 11 Ebd. Bd. 14 (Bürgermeisterrechnung 1718/19).
- 12 HStAS A 249 Bü 1434.

- 13 Pflugfelden. Vom Bauerndorf zum Stadtteil von Ludwigsburg, Pflugfelden 1991, S. 38.  
14 StadtALB Pf 2 Bd. 509.
- 15 Bietigheim 789-1989. Beiträge zur Geschichte von Siedlung, Dorf und Stadt, Bietigheim-Bisingen 1989, S. 395; Paul Sauer: Tamm. Geschichte einer Gemeinde, Ulm 1980, S. 172; Römer (wie Anm. 1) S. 119 u. 121; Paret (wie Anm. 1) S. 161.
- 16 HStAS A 261 Bü 1003 u. 1180.
- 17 Pflugfelden (wie Anm. 7) S. 10.
- 18 Wie Anm. 13.
- 19 HStAS A 281 Bü 823; LKA A 1 Bd. 34; Albrecht Gühring: So ist die wehrte Statt ein öder Aschen-Hauffen. Der Marbacher Stadtbrand im Jahr 1693, Marbach 1993, S. 46 f.
- 20 HStAS A 261 Bü 1191, 1194 u. 1215.
- 21 HStAS A 6 Bü 145, A 206 Bü 3394; Karl Förstner: Heimatbuch des Oberamtsbezirks Marbach, Marbach 1923, S. 240; Schübelin (wie Anm. 1); Eugen Munz: Marbach und Ludwigsburg im Streit um Benningen, in: Hie gut Württemberg 14 (1963) S. 38, 45-47; Theodor Bolay: Chronik von Poppenweiler, Bietigheim 1974, S. 82 ff.
- 22 James Allen Vann: Württemberg auf dem Weg zum modernen Staat 1593-1793, Stuttgart 1986, S. 207 ff. – Allerdings gab es damals keine Badhausaufseher in Marbach, da das Mineralbad nach 1693 nicht mehr benutzt wurde. Vann gibt als Quelle an: HStAS A 53 Bü 4, 6 u. 11. Dieser Bestand heißt inzwischen A 48 F.
- 23 HStAS A 48 F Bü 11 S. 55.
- 24 Wie Anm. 21.
- 25 Paul Sauer: Affalterbach 972-1997. Weg und Schicksal einer Gemeinde in 1025 Jahren, Affalterbach 1997, S. 202.
- 26 Carl Seilacher: Ein denkwürdiger Abschnitt in der Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, in: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte NF 20 (1911) S. 113-125.
- 27 HStAS A 302 Bd. 7835, A 372 Bü 8, L 6 Bü 565; Albrecht Gühring: Möglingen. Pforte zum Strohgäu, Möglingen 2000, S. 201.
- 28 HStAS A 302 Bd. 2766, A 306 Bd. 156 S. 47b u. 162 ff.
- 29 Schübelin (wie Anm. 1); Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg (wie Anm. 1) S. 84; HStAS A 202 Bü 974, A 372 Bü 8.
- 30 HStAS A 243a Bü 9.

# Von Hexen und Heiligen

## Schiller und seine Frauen\*

von Brigitte v. Egloffstein

Von Hexen und Heiligen soll die Rede sein – von Frauen, die in Schillers Leben und Werk von großer Bedeutung sind. Sein ideales Frauenbild entspricht dem des 18. Jahrhunderts, so, wie er es in der »Glocke« anschaulich schildert. Man könnte sich vorstellen, dass heute noch so mancher Herr der Schöpfung diesen Frauentyp wieder zurückwünscht.

Ganz entscheidend für die Erziehung und Entwicklung des von Geburt an sensiblen und kränklichen Knaben ist seine Mutter, eine rechtschaffene, fromme Frau, von früh bis spät auf den Beinen, nimmermüde. Ihr sind der Haushalt und die Erziehung der Kinder anvertraut, da der Vater aus beruflichen Gründen meistens abwesend ist. Sie hat im Hause das Sagen, ihre Arbeit ist die einer Dienerin.

Als dann die Familie gemeinsam mit dem Vater nach Ludwigsburg, der damals nach Stuttgart und Tübingen drittgrößten Stadt Württembergs, übersiedelt, ist der kleine Friedrich sieben Jahre alt. Als Angehöriger eines Hofbeamten hat er Zugang zum Hoftheater. Dort bekommt er das Rüstzeug für seinen späteren Beruf spielerisch vermittelt. Gleichzeitig lernt er auch das Leben und die Frauen bei Hofe kennen. Hausfrauen sind diese eleganten Damen nicht, und züchtig sind sie schon gar nicht.

Der Widerspruch zwischen den ärmlichen Verhältnissen in seiner Familie und dem Prunk und der Verschwendung im Schloss muss den Knaben erschrecken, womöglich verängstigen. Alles, was er bei seinem Mütterlein gelernt hat, gilt bei Hofe nicht. Um eine Orientierung für sich zu schaffen, teilt er die Frauen in gut und böse, schwarz und weiß, Hexen und Heilige hier so genannt, um die Polarisierung der Charaktere zu verdeutlichen. Die Guten, wie er sie in Gestalt seiner Mutter kennen gelernt hat, überhöht er, stellt sie auf ein Podest und verehrt sie wie Heilige. In seinem Gedicht »Würde der Frauen« schreibt er:

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben  
Himmliche Rosen ins irdische Leben,  
Flechten der Liebe beglückendes Band,  
Und in der Grazie züchtigem Schleier  
Nähren sie wachsam das ewige Feuer  
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Von August Wilhelm Schlegel stammt eine parodierende Umdichtung:

Ehret die Frauen! Sie stricken die Strümpfe,  
Wollig und warm, zu durchwaten die Sümpfe,  
Flicken zerrissene Pantalons aus;

\* Vortrag bei der Matinee des Historischen Vereins und der Hermann-Haake-Stiftung am 20. September 2009 im Schlosstheater Ludwigsburg.

Kochen dem Manne die kräftigen Suppen,  
Putzen den Kindern die niedlichen Puppen,  
Halten mit mäßigem Wochengeld Haus.

Wahrscheinlich sind die frühen Erfahrungen Schillers der Grund für die oft unrealistisch, wenig kontrastreich geratenen Frauengestalten in seinen Werken. In »Kabale und Liebe« legt der Dichter Ferdinand, dem Verlobten der Luise Millerin, die Worte in den Mund: »Du bist blass, Luise«. Man meint, er habe die Schwäche seiner guten Frauengestalten erkannt. Oftmals scheitern sie, sie können es mit den Bösen einfach nicht aufnehmen.

Als Beispiel sollen hier nur – pars pro toto – die gegensätzlichen Frauentypen in zwei Werken gegenübergestellt werden, in »Die Verschwörung des Fiesco zu Genua« und in »Don Carlos«. In beiden Dramen versuchen die Hexen ihre »heiligen« Rivallinnen auf sehr unfeine Weise aus dem Wege zu räumen. Julia Imperiali, die Geliebte des Fiesco, will mit einem ungesunden Pülverchen die ehrbare Ehefrau des Fiesco, Leonore, ins Jenseits befördern, während es die Eboli im »Don Carlos« mit übler Nachrede versucht. Wir würden das heute Mobbing nennen. Aber: aliquid semper haeret, es bleibt immer etwas hängen, auch an der tugendhaften Königin Elisabeth von Spanien. Allerdings sind wohl die hinterhältigen Ränke der Eboli Schiller selbst so unerträglich und zuwider, dass die Eboli von einem Augenblick zum andern von der Hexe zur Heiligen mutiert, gerührt von der Güte der edlen Königin.

Und trotzdem: Schillers Werke sind auch heute noch lebendig, können uns heute noch berühren. Vielleicht, weil er sie mit Herzblut geschrieben, sich jedes einzelne Wort abgerungen hat.

Im Alter von 14 Jahren wird der heranwachsende Fritz von Herzog Karl Eugen in die Hohe Karlsschule gezwungen. Dort wird ihm nicht nur die Freiheit, sondern auch der natürliche Umgang mit Frauen vorenthalten. Die einzige Frau, die diese reine Männergesellschaft besuchen darf, ist Franziska von Hohenheim, die Maitresse des Herzogs. Die wichtigen Jahre der Mannbarwerdung verbringt Schiller, ohne Erfahrung mit Frauen im täglichen Leben machen zu können. Als er aus der Karlsschule entlassen wird, ist ihm das schöne Geschlecht unbekannt.

Kein Wunder, dass der junge Dichter – kaum der Karlsschule entronnen – sich Hals über Kopf in die erste Frau verliebt, mit der er näher in Kontakt kommt: in seine Zimmerwirtin, die Hauptmannswitwe Dorothea Vischer, von seinen Freunden »die Mumie« genannt. Er ist 22 Jahre alt, sie ist acht Jahre älter, also 30. Den beiden wird eine Affäre nachgesagt, die Schiller bestreitet. Aber Laura, wie er die Hauptmannswitwe poetisch nennt, muss besungen werden. Ihr widmet er seine »Laura-Gedichte«, von denen zwei Verse zitiert werden sollen:

Meine Muse fühlt die Schäferstunde,  
Wenn von Deinem wollustheißen Munde  
Silbertöne ungern fliehn ...  
Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,  
Könnten Leben durch den Marmor fächeln.

Mund an Mund gewurzelt brennt.  
Wollustfunken aus den Augen regnen,  
Seelen wie entbunden sich begegnen  
In des Atems Flammenwind ...



*Friedrich Schiller, Porträt von Ludovice Simanowicz 1793/94.*



Frauen spielen auch in Schillers Leben eine große Rolle. Er verliebt sich oft, fast in jede Frau, mit der er bekannt wird, er ist ständig auf Brautschau.

Nach der triumphalen Aufführung der »Räuber« erlebt der junge Dichter bei seinem zweiten Besuch in Mannheim mit dem »Fiesco« ein Fiasko. Als er die erhoffte Anstellung am Hoftheater nicht erhält, steht er mittellos da, hat Schulden, aber die Rettung naht in Gestalt seiner Gönnerin, Frau v. Wolzogen. Sie ist die Mutter von Schillers Karlsschulfreund Wilhelm. Sie lädt Schiller auf ihren Thüringer Besitz Bauerbach ein. Diese Einladung enthebt ihn vorerst seiner finanziellen Nöte. In Bauerbach verliebt er sich unsterblich in die Tochter des Hauses, Charlotte, die erste von drei Frauen des gleichen Namens. Schiller darf als Bürgerlicher Charlotte nicht heiraten, er ist außer sich, er leidet entsetzlich. Die Situation eskaliert, eine Trennung von den Wolzogens wird wünschenswert. Der junge Mann geht wiederum nach Mannheim. Da wartet bereits die zweite Charlotte auf ihn, Charlotte v. Kalb. Mit ihr verbindet ihn eine Seelenfreundschaft. Dabei stört es Schiller nicht, dass Charlotte bereits verheiratet ist. Ihm schwebt wohl eine Menage à trois vor (1784).

Ein Jahr später (1785) rettet ihn eine Einladung von Christian Gottfried Körner, mit dem Schiller eine lebenslange Freundschaft verbindet, vor dem finanziellen Ruin. Christian Gottfried ist der Vater des berühmten Theodor Körner. Endlich keine neuen Schulden! Die Freundschaft hält auch nach Körners Heirat mit Minna Stock. Die jungen Eheleute und die Schwester von Minna, Dora Stock, sorgen für das leibliche und seelische Wohlergehen des Dichters. Er liebt sie alle drei, sie führen ein Leben in Harmonie. Wie die Idylle der Freunde im Gartenhäuschen bei Dresden ausgesehen hat, beschreibt ein launiges Gedicht, das Schiller während seiner Arbeit am »Don Carlos« verfasst. Er fühlt sich durch die lärmende Hausarbeit in seinen Gedanken gestört.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,  
Die Tabaksdose ledig,  
Mein Magen leer – der Himmel sei  
Dem Trauerspiele gnädig.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,  
Es scharrt die Küchenzofe  
Und mich – mich ruft das Flügelthier  
Nach König Philipps Hofe.

In dem »Lied an die Freude« setzt Schiller seinen Freunden und ihrer Freundschaft ein ganz besonderes Denkmal:

Wem der große Wurf gelungen,  
Eines Freundes Freund zu sein,  
Wer ein holdes Weib errungen,  
Mische seinen Jubel ein!  
Ja – wer auch nur eine Seele  
Sein nennt auf dem Erdenrund,  
Und wer's nie gekonnt, der stehle  
Weinend sich aus diesem Bund!

Während des Aufenthalts bei den Körners hat Schiller verschiedene flüchtige Frauen-Freundschaften, aber die Leidenschaft zu der damals »Schönsten der Schönen« Dresdens, Henriette v. Arnim, schafft Verstimmung im Hause Körner. Die Verliebtheit bleibt den Freunden nicht verborgen, sie kommentieren: »Schillers Augen brannten, wenn er sie sahe und man sahe ihn in dieser Zeit oft in einer Begeisterung, die man vorher nicht an ihm bemerkte.«

Schiller wäre nicht Schiller, wenn er nicht auch Henriette andichtete. Zwei Verse eines Gedichts seien hier zitiert:

Ein treffend Bild von diesem Leben,  
Ein Maskenball hat Dich zur Freundin mir gegeben.  
Mein erster Anblick war – Betrug.  
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,  
Bestätigte die Sympathie der Herzen,  
Ein Blick war uns genug.

Und durch die Larve, die ich trug,  
Las dieser Blick in meinem Herzen,  
Das warm in meinem Busen schlug!  
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur – Schein!  
Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.

Charlotte v. Kalb ist es dann, die Schiller nach Weimar holt. Beide sehen sich fast täglich. Er wird von ihr in die gute Gesellschaft eingeführt, wird von ihr mit einflussreichen Persönlichkeiten bekannt gemacht und er bekommt von ihr gute Manieren beigebracht. Sie sonnt sich in seinem Dichterglanz. In dieser Zeit schreibt Schiller ein Gedicht an Laura, die Hauptmannswitwe, zu der er seit langem keinen Kontakt mehr hat. Wahrscheinlich ist es aber Charlotte v. Kalb zugeeignet und nur aus Diskretion, um Charlotte nicht zu kompromittieren, an Laura gerichtet. Ich zitiere nur die erste und die letzte Strophe:

Jetzt schlug sie laut, die heißerflehte Schäferstunde,  
Jetzt dämmerte mein Glück –  
Erhörung zitterte auf Deinem brennenden Munde,  
Erhörung schwamm in Deinem feuchten Blick.

O zittere nicht – Du hast als Sünderin geschworen,  
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.  
Das Herz war mein, das Du vor dem Altar verloren,  
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

In Weimar hält sich Goethe anfangs bedeckt. Er geht Schiller aus dem Wege, denn Weimar ist für zwei Genien zu eng. Goethe fürchtet Schillers Jugend, seine Begabung und seinen Enthusiasmus. Er lobt den Schwaben weg von Weimar nach Jena, fort aus dem direkten Umfeld des Herzogs. Beide sind sich unsympathisch, das schreibt Schiller sehr deutlich an seinen Freund Körner: »Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, er erinnert mich so oft, dass das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie



*Charlotte Schiller (1766–1826), Porträt von Ludovice Simanowiz 1794.*

muss ich bis auf die Minute noch kämpfen! Einholen lässt sich das Verlorene für mich nun nicht mehr.«

Eine Reise nach Meiningen führt Schiller zu seiner Schwester Christophine Reinwald. Von dort aus besucht er zusammen mit seinem Karlsschulfreund Wilhelm Verwandte der Wolzogens, die Lengefelds. Diesmal verliebt er sich gleich in alle beide Töchter, Caroline und Charlotte. Eigentlich ist es Caroline, die es dem Dichter angetan hat, aber sie ist bereits unglücklich mit Freiherrn v. Beulwitz verheiratet. Schiller und Caroline sind leidenschaftlich ineinander verliebt. Caroline forciert eine Ehe zwischen dem Freund und ihrer Schwester Charlotte, um quasi als Mitgift in die Ehe eingebracht zu werden. Sie plant, eine gemeinsame Wohnung mit den jungen Eheleuten zu nehmen, was sie auch in folgendem Brief bestätigt: »Unsere Pläne für die Zukunft deuteten auf ein oft vereintes Leben. Eine bestimmte Absicht auf meine Schwester wagte Schiller nicht auszusprechen, da noch keine feste Lebensaussicht für ihn vorhanden war.«

Bislang ist der Dichter immer noch ohne festes Einkommen. Schiller ist jetzt 30 Jahre alt. Endlich geruht Herzog Karl August, Schiller ein Fixum von 200 Gulden jährlich zuzugestehen. Das ist sehr wenig, aber damit ist endlich die wirtschaftliche Basis für die Gründung einer Familie gelegt. Endlich kann Schiller heiraten: Charlotte, Charlotte Nummer drei. Auch Caroline ist glücklich. Sie lässt sich von Herrn v. Beulwitz scheiden und heiratet Schillers Freund Wilhelm v. Wolzogen.

Ob Charlotte über die Brautbriefe ihres Verlobten immer sehr glücklich ist, wird nicht überliefert. Die Briefe sind oft an beide Schwestern gleichzeitig geschrieben, oder aber er schwärmt in dem Brief an die eine Schwester freimütig von der anderen. Hier sei folgendes Beispiel zitiert: »Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte – aber ich wünschte nicht um alles, dass dieses anders wäre, dass Du anders wärest, als Du bist. Was Caroline Dir voraus hat, musst Du von mir empfangen; Deine Seele muss sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf musst Du sein. Deine Blüte muss in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir diese schöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen.«

Mit Charlotte hat Schiller seine Heilige. Er ist mit ihr zufrieden, was er auch in einem Brief an Wilhelm v. Humboldt berichtet: »Ihr liebes Wesen und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe, gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre.«

Im 46. Lebensjahr gehen Schillers Kräfte zu Ende, er ist ausgebrannt von Krankheit und Aufputzmitteln. Wie sein schwacher Körper das Arbeitspensum von bis zu 14 Stunden täglich und zusätzlich die gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verpflichtungen so lange Zeit durchhalten konnte, ist kaum zu verstehen.

Die letzten Stunden seines Lebens werden von zwei Frauen begleitet: Von Ehefrau Charlotte und Schwägerin Caroline, die den Verlauf des Sterbens genau beschreibt. Mit dem Bericht Carolines sollen unsere Betrachtungen beendet werden:

»Am 9. Mai 1805 trat Bewusstlosigkeit ein, er sprach nur unzusammenhängende Worte, meistens Latein. Ein ihm verordnetes Bad schien er nur ungern zu nehmen; doch war er in allem, was zu seiner Wartung geschehen musste, ergeben und geduldig. Der Arzt hatte nötig gefunden, dass er ein Glas Champagner trinke, um die mehr und mehr sinkenden Kräfte zu heben. Es war sein letzter Trunk. Seine Brustbeklemmungen

schiene nicht sehr schmerzlich. Wenn er, davon ergriffen, auf sein Lager zurückfiel, sah er sich um, schien uns aber nicht zu kennen. Gegen 3 Uhr trat vollkommene Schwäche ein, der Atem fing an zu stocken. Meine Schwester kniete an seinem Bette und sagte, dass er ihr noch die Hand gedrückt. Ich stand mit dem Arzte am Fuße des Lagers und legte gewärmte Kissen auf seine erkaltenden Füße. Es fuhr wie ein elektrischer Schlag über seine Züge; dann sank sein Haupt zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz. Seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.«



# Berichte und Notizen

## Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2008/2009

### I. Die Vorträge im Winterhalbjahr 2008/2009 im Staatsarchiv Ludwigsburg und im Schloss Ludwigsburg

**1. Donnerstag, 9. Oktober 2008:** Den ersten Vortrag im Winterhalbjahr hielt Kreisarchivar Dr. Thomas Schulz »Zur Rolle und Bedeutung der Lateinschulen im frühneuzeitlichen Bildungswesen. Das Beispiel Württemberg«.

Seit dem 16. Jahrhundert vom Staat systematisch gefördert, um den Nachwuchs für Staat und Kirche zu sichern, existierten zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Württemberg noch 63 solcher Lehranstalten. Normalerweise bestanden diese Schulen aus zwei Klassen mit zwei Lehrern. Lateinschulen reichten nur bis zur Konfirmation, hatten also weder die Mittlere Reife noch das Abitur zum Ziel. Innerhalb des Lehrplans dominierte das Unterrichtsfach Latein. Die vorrangige Aufgabe der Lateinschulen galt der Vorbereitung auf die Klosterschulen, in denen vor allem die künftigen Pfarrer des Landes auf ihr Studium vorbereitet wurden. Von dort führte der Weg in das Tübinger Stift, das heißt zu einem Studium auf Kosten des Staates. Vor der Aufnahme in eine Klosterschule stand freilich eine strenge Prüfung: das einmal im Jahr in Stuttgart abgehaltene Landexamen. Daraus ergab sich, dass die Anforderungen des Landexamens – die Kandidaten wurden in lateinischer Grammatik, Dialektik, Rhetorik, ab 1740 auch in Hebräisch geprüft – der Praxis den Maßstab für die Leistungen und das Ziel des Unterrichts setzten. Da seit Mitte des 16. Jahrhunderts das Schulgeld für die Lateinschüler weggefallen war, konnten auch Kinder unbemittelter Leute auf diesem Wege in höhere Ämter des Kirchen- und Staatsdienstes gelangen. Aber nur ein kleiner Teil der Lateinschulabsolventen schaffte den Übergang zur Klosterschule und an die Universität. So kam es, dass es in Württemberg schon verhältnismäßig früh eine relativ breite Schicht von Handwerkern und auch Bauern gab, die zumindest einen gewissen Grad an höherer Bildung aufwiesen. Dies ist in seiner historischen, insbesondere auch kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Bedeutung kaum zu unterschätzen und stellt wohl eine der wichtigsten Leistungen der altwürttembergischen Lateinschulen dar. *ev*

**2. Donnerstag, 13. November 2008:** Die Vortragsreihe zum 300-Jahr-Jubiläum Ludwigsburgs wurde mit einer Sonderveranstaltung des Historischen Vereins in Zusammenarbeit mit der Buchhandlung Aigner und der Schlossverwaltung Ludwigsburg im Schloss Ludwigsburg eröffnet: Landeshistoriker Professor Dr. Paul Sauer stellte im Rahmen eines Vortrags sein neuestes Buch »Musen, Machtspiel und Mätressen. Eberhard Ludwig. Württembergischer Herzog und Gründer Ludwigsburgs« vor. Dieser Vortrag ist in einer erweiterten Fassung im vorliegenden Heft abgedruckt.

**3. Donnerstag, 11. Dezember 2008:** Der Marbacher Stadtarchivar Albrecht Gühring sprach zum Thema »Medizinische Verhältnisse im Oberamt Marbach in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zum 100-jährigen Jubiläum des Marbacher Krankenhauses«.

Wie fast jede Stadt besaß auch Marbach schon im Mittelalter Einrichtungen zur Versorgung der Armen und Kranken. Das Marbacher Spital wird 1470 genannt. In

Spitälern und Siechenhäusern wurden die Kranken noch bis weit ins 16. Jahrhundert hauptsächlich von sog. Chirurgen, Badern oder Barbieren betreut. Sie erlernten ihren Beruf wie ein Handwerk bei einem Meister und behandelten hauptsächlich Erkrankungen wie Brüche, Verrenkungen und einfachere Wunden. Der berühmteste Marbacher Chirurg ist Johann Kaspar Schiller. Später übernahm die professionelle Versorgung der Kranken in Stadt und Amt Marbach ein Physikus als studierter und beamteter Arzt.

Erst das 19. Jahrhundert brachte mit Krankenhäusern, wie wir sie heute kennen, einen neuen Standard in die Gesundheitsversorgung. Im ersten, 1846 eingerichteten Krankenhaus gab es eine medizinische Betreuung nur, wenn ein Arzt ausdrücklich gerufen wurde. Ein Hausvater vereinigte in sich zwei Funktionen: Er war Krankenpfleger und Hausmeister. Sein Ruf war nicht immer der beste. Oberamtsarzt Dr. Föhr berichtete: »Der Hausvater war ein alter Schnapser und Schnupfer, dem meist ein braunes Tröpfchen an der Nasenspitze hing, die Hausmutter war kränklich, die Hausmagd und Köchin dumm, schmutzig und schlampig, hatte überdies immer offene Füße. Die Kost war derart, dass die Patienten möglichst bald wieder fortzukommen suchten.« Zeitweise gab es so wenige Patienten, dass das Krankenhaus fast ein Jahr lang geschlossen war.

Um den Standort des Neubaus konkurrierten Großbottwar und Marbach. Der Stromanschluss und die Lage nahe der Bahnlinie gaben den Ausschlag für die Schillerstadt. Am 15. Dezember 1908 wurde das neue Krankenhaus vom württembergischen Königspaar eingeweiht. Die Hausordnung war streng: »Den Anordnungen des Arztes, des Krankenhausverwalters sowie der Krankenschwestern haben sich die Kranken unweigerlich zu fügen.« Oder: »Der Tadel über ärztliche Behandlung ist verboten.«

Das heutige Krankenhaus ist ein richtiger Flickenteppich, denn es hat viele große und kleinere Erweiterungen erfahren. Nach Auflösung des Oberamts Marbach wurde es an das Kreiskrankenhaus Ludwigsburg angegliedert. Mit Max Schmeling gab es 1939 einen prominenten Patienten. Es wurde aber »die Einwohnerschaft von Marbach gebeten, den deutschen Meister aller Klassen nicht zu besuchen. Es wird niemand vorgelassen werden. Vor allem ergeht an die Jugend die Bitte, sich nicht vor dem Krankenhaus einzufinden und dort Lärm zu machen.« In der Nachkriegszeit war der Fortbestand des Marbacher Krankenhauses mehrfach gefährdet. Erst seit wenigen Jahren entwickelte sich das »Sorgenkind« zum »Erfolgsmodell«. *ev*

**4. Donnerstag, 8. Januar 2009:** Den ersten Vortrag im Jubiläumsjahr hielt der Archäologe Dr. Christian Bollacher. Sein Thema lautete: »Lange bevor der Herzog herzog. Ur- und Frühgeschichte im Landkreis Ludwigsburg.«

Dass der Raum Ludwigsburg auch schon in der Steinzeit beliebtes Siedlungsgebiet war, belegte der Referent, der nicht nur mit einem fundierten Wissen überzeugte, sondern der es auch verstand, Zusammenhänge anschaulich, kurzweilig und spannend zu vermitteln. Die Kernfrage lautete dabei: Wann differenzierte sich die Gesellschaft und wie kam es zur Bildung von Herrscherdynastien? Als Quantensprung bezeichnete Bollacher den Umstieg auf die bäuerliche und sesshafte Lebensweise in der Jungsteinzeit um 5600 bis 2200 vor Christus. Der Mensch habe begonnen, Ackerbau und Viehzucht zu betreiben, er habe Erntegeräte hergestellt, Häuser gebaut sowie ein Bestattungswesen entwickelt. Doch mit dem Abschied vom Nomadentum seien auch soziale Konflikte und Territorialansprüche entstanden. Die frühen Bauern kamen dem Archäologen zufolge aus Vorderasien, und ob Bissingen, Gerlingen, Marbach oder Vaihingen/Enz, im Landkreis gebe es zahlreiche Siedlungsspuren. Das in Talheim im Kreis Heilbronn entdeckte Massengrab widerlege dabei die These von der friedlichen bäuerlichen Kultur. Gegen Ende der Jungsteinzeit

seien schon erste Metallwerkzeuge verwendet worden, wie Funde im Schlösslesfeld und am Hohenecker Hungerberg zeigen würden.

Mit der Bronzezeit habe das Metallhandwerk weiter an Bedeutung gewonnen, Bergbau und Handel seien betrieben worden. Für Bollacher eine wichtige Entwicklung, die erstmals zu gesellschaftlichen Unterschieden führte. Und in der vorrömischen Eisenzeit ab 750 vor Christus habe sich die keltische Kultur im Landkreis etabliert. Das Hochdorfer Fürstengrab sei dafür berühmtestes Beispiel. Laut Bollacher wird der Hohenasperg als keltischer Fürstensitz vermutet. Möglicherweise habe hier eine Dynastie gelebt. Doch diese frühe Kultur sei kollabiert, die keltischen Wanderungen hätten begonnen und schließlich seien die Römer vorgedrungen. Der Referent stellte bedeutende archäologische Funde aus dieser Zeit wie die römischen Kastelle in Walheim und Benningen, die Villa rustica, ein leistungsfähiger Gutshof in Hoheneck oder Bietigheim sowie das Mithras-Heiligtum bei Mundelsheim vor. Mit dem Ende der römischen Epoche und der Ansiedlung der Alamannen und Franken endete der Exkurs in die Ur- und Frühgeschichte. *ab*

**5. Donnerstag, 12. Februar 2009:** Die ehemalige Leiterin des Städtischen Museums Ludwigsburg, Dr. Andrea Fix, sprach über »Einzüge, Auszüge, Umzüge in Ludwigsburg«. Der Vortrag ist im vorliegenden Heft abgedruckt.

**6. Donnerstag, 12. März 2009:** Der letzte Vortragsabend im Winterhalbjahr begann mit der Mitgliederversammlung. In ihrem Tätigkeitsbericht gab die Vorsitzende Elfriede Krüger zunächst einen Überblick über die Vereinsaktivitäten im Berichtsjahr. Danach trug Dr. Wolfgang Bollacher ein launiges Gedicht über die Ganztagesfahrt des Historischen Vereins nach Aalen und Fachsenfeld am 19. Juli 2008 vor. Es folgte der Bericht der Kassenverwalterin Susanne Fröhlich, der von der Mitgliederversammlung einstimmig Entlastung erteilt wurde.

Dr. Bollacher leitete dann die Neuwahlen. Der engere Vorstand (Vorsitzende, stellv. Vorsitzender, Kassenverwalterin, Schriftführerin) wurde einstimmig gewählt (bei Enthaltung der Betroffenen). Nachfolgerin des seitherigen Schriftführers Wolfgang Läßle, der dieses Amt länger als 20 Jahre innehatte und nicht mehr zur Wahl antrat, wurde Frau Birgit Strobel. Der erweiterte Vorstand, zu dem nun auch der seitherige Schriftführer gehört, wurde von der Mitgliederversammlung bestätigt. Abschließend informierte die Vorsitzende über die weiteren Veranstaltungen des Historischen Vereins im Jubiläumsjahr.

Nach der Mitgliederversammlung referierte Rolf Bidlingmaier, Stadtarchivar in Metzingen, über »Kaufleute, Soldaten, Handwerker und Künstler. Die soziale und geographische Herkunft der ersten Ludwigsburger Einwohner«. Der Vortrag ist im vorliegenden Heft abgedruckt.

## II. Die Sommerfahrten 2009

**1. Samstag, 27. Juni 2009:** Halbtagesführung »Auf dem Planetenweg der Sonne entgegen«.

Dr. Eberhard Bertsch führte die Teilnehmer auf dem sechs Kilometer langen Planetenweg. »Den Himmel auf die Erde holen und mit Lichtgeschwindigkeit die gewaltigen Dimensionen unseres Sonnensystems begreifbar machen, das gelingt uns mit Hilfe des Planetenwegs!« Mit dieser Idee von Schülerinnen und Schülern des Goethe-Gymnasiums Ludwigsburg wurde das Projekt Planetenweg ins Leben gerufen.

Der Planetenweg ist eine verkleinerte Nachbildung unseres Sonnensystems, bei dem die Größen und Abstände der Sonne und ihrer Planeten im Maßstab 1:1 Milliarde dargestellt sind (ein Millimeter des Planetenwegs im Gelände entspricht 1000 Kilometer im All!). An der Umsetzung dieses außergewöhnlichen Projekts beteiligten sich ebenfalls Jugendliche. Studierende der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg gestalteten künstlerische Stelen, Schüler der Berufsschule Bietigheim-Bissingen fertigten Gestelle für die Informationstafeln.

Der Planetenweg beginnt mit dem Sonnenstandort in Ludwigsburg-Eglosheim ca. 200 m nördlich des Favoriteparks in der Seeschlossallee. Weiter verläuft der Weg in Richtung Norden über das Schloss Monrepos zum Wilhelmshof, durch den Brandholz-Wald bis an den südlichen Rand des Bietigheimer Forstes. Am Anfangs- und Endpunkt des Wegs sowie am Rondell vor dem Schloss Monrepos befindet sich jeweils eine zusätzliche allgemeine Informationstafel zum Planetenweg selbst und zu seinem Verlauf. Die Realisierung dieses grenzübergreifenden Projekts übernahmen die sechs Kommunen der »Grünen Nachbarschaft«: Bietigheim-Bissingen, Freiberg, Ingersheim, Ludwigsburg, Remseck und Tamm. Der bildhauerische Teil des Planetenwegs bezieht sich mit seinen Stelen auf die Mythen und Sagen der Antike, die von den jeweiligen Göttern berichten. *gn*

## 2. Samstag, 26. September 2009: Halbtagesfahrt nach Marbach am Neckar.

Unter der Führung des Marbacher Stadtarchivars Albrecht Gühring, gewandet als Schiller, bekamen die Mitreisenden viele neue Einblicke in die Schillerstadt des 18. Jahrhunderts. Nach Besichtigung der spätgotischen Alexanderkirche führte der Weg in die Altstadt, vorbei am Geburtshaus von Schillers Mutter Elisabetha Dorothea Kodweiß, noch heute Gastwirtschaft zum Goldenen Löwen. Schillers Geburtshaus mit seiner neu gestalteten Ausstellung war die nächste Station, bevor es am Wilder-Mann-Brunnen vorbei in die Untere Holdergasse zur ehemaligen Lateinschule ging. An der frisch sanierten Stadtmauer und den Mauergärten entlang gelangte die Gruppe schließlich zum ehemaligen Gefängnis im Haspelturm, wo eine Innenbesichtigung beeindruckte. Die Mittlere Holdergasse wurde als schönste Marbacher Gasse empfunden, und dies nicht nur, weil ein kleiner Likörzwischenstopp erfreute.

An der Stadtkirche, auch Taufkirche Schillers, und am Schatzhaus (dort wurde 1986 ein Goldschatz in der Kellerdecke entdeckt) vorbei führte der Weg zum Rathaus, vor dem der Marktbrunnen steht. Die Strohgasse mit ihren ehemals herzoglichen Gebäuden, einschließlich der ehemaligen Vogtei als Geburtshaus des Juristen Karl Georg von Wächter, endet auf dem Burgplatz, wo der Obere Torturm einen schönen Rundblick bietet. Die ganz aus Stein erbaute Wendelinskapelle hat als ältestes Marbacher Gebäude (1433) den großen Stadtbrand von 1693 überstanden. Gleich daneben steht das Geburtshaus von Schillers Großvater Georg Friedrich Kodweiß. Die steile Torgasse hinunter ging es dann an Tobias Mayers Geburtshaus (Astronom, Mathematiker, Kartograph und Erfinder, 1723-1762) vorbei Richtung Gasthaus Ochsen, wo ein gemütlicher Abschluss stattfand, dessen Höhepunkt ein wie immer sehr gelungenes Gedicht von Dr. Bollacher war. *ag*

Der vorliegende Jahresbericht fußt auf den (Zeitungs-)Berichten von Angelika Baumeister (*ab*), Albrecht Gühring (*ag*) und Dr. Erich Viehöfer (*ev*) sowie auf dem Informationsfaltblatt »Planetenweg« der »Grünen Nachbarschaft« (*gn*; auszugsweise Wiedergabe mit freundlicher Genehmigung des FB 67 der Stadt Ludwigsburg).

Wolfgang Läßle

## Rückblick auf das Jahr 2008

### Januar

27. Bei der Bürgermeisterwahl in Besigheim wird Amtsinhaber Steffen Bühler mit fast 96 Prozent der Stimmen für weitere acht Jahre gewählt.
28. In Bietigheim-Bissingen wird das neue Kinderhaus »Mikado« eingeweiht. Die Stadt hat rund zwei Millionen Euro in die neue Ganztagesbetreuung investiert.

### Februar

21. Nach zehnmonatigen Bauarbeiten kann die Ortsdurchfahrt von Steinheim wieder für den Verkehr freigegeben werden.

### März

1. Das Ludwigsburger Stadtgebiet zwischen Neckar und Autobahn gehört zu den acht Umweltzonen in Baden-Württemberg. Zur Reduzierung der Feinstaubbelastung dürfen hier nur noch Fahrzeuge fahren, die durch eine besondere Plakette als schadstoffarm gekennzeichnet sind. Am 1. Juli kommt als weitere Umweltzone im Landkreis Pleidelsheim hinzu.
2. Mit einem großen Fest wird das neue Sport- und Kulturzentrum in Eglosheim eingeweiht. Ein Neubau und die Sanierung der bestehenden Mehrzweckhalle haben rund 5,6 Millionen Euro gekostet.
14. Die Evangelische Fachhochschule Reutlingen-Ludwigsburg weiht ihren Neubau auf der Karlshöhe ein. In dem rund 5,3 Millionen Euro teuren Gebäude sind unter anderem die Zentralbibliothek und Seminarräume untergebracht.
15. Bei einem Brand im Fachklassenbau des Mörikegymnasiums in Ludwigsburg entsteht erheblicher Sachschaden. Glück im Unglück: Nur wenige Stunden vor Ausbruch des Feuers war ein gut besuchter Tag der offenen Tür in der Schule zu Ende gegangen.
16. Mit knapp 54 Prozent der Stimmen wird Dirk Schaible zum neuen Bürgermeister von Freiberg gewählt. Der persönliche Referent des Ludwigsburger Oberbürgermeisters setzt sich nach einem teilweise sehr heftig geführten Wahlkampf gegen den bisherigen Amtsinhaber Ralf Maier-Geißer durch, der nach acht Jahren den Chefessel im Freiburger Rathaus wieder räumen muss.
17. Das Friedrich-Schiller-Gymnasium in Marbach führt als erste Schule im Land Chinesisch als zweite Fremdsprache ein. Die Wahlmöglichkeit besteht ab dem Schuljahr 2008/2009 für die Schüler der sechsten Klasse.
21. Die Menschen freuen sich auf den Frühlingsanfang. Doch an Ostern gibt es Schnee und Minustemperaturen.
22. Beim Brand eines Hauses in Murr kommt eine 67-jährige Bewohnerin ums Leben.



## April

13. Bei der Bürgermeisterwahl in Freudental erhält bei einer hohen Wahlbeteiligung von 75,3 Prozent Amtsinhaberin Dorothea Bachmann 61,9 Prozent der Stimmen. Sie setzt sich nach einem teilweise scharfen Wahlkampf, bei dem die Zukunft des Schlosses zentrales Thema war, gegen den Mitbewerber Lothar Breitenbach durch, für den 37,7 Prozent der Wähler stimmen.
16. Die Firma Porsche nimmt die erste Halle ihres neuen zentralen Ersatzteillagers im interkommunalen Gewerbepark Eichwald zwischen Großsachsenheim und Sersheim in Betrieb. Der Autobauer investiert hier in den nächsten Jahren rund 100 Millionen Euro.

## Mai

23. Das Land Baden-Württemberg und die Stadt Ludwigsburg erinnern mit einem Festakt an das 250-jährige Bestehen des Ludwigsburger Schlosstheaters.
30. Ein schweres Hagelunwetter richtet in den Weinbergen und Obstanlagen im Bottwartal schwere Schäden an. In Wolfsölden verwüstet eine Geröll- und Schlammlawine Teile des Dorfes.
31. Das Deutsch-Französische Institut in Ludwigsburg feiert mit einem Festakt im Forum sein 60-jähriges Bestehen. Bundespräsident Horst Köhler ist der prominenteste Gratulant.

## Juni

2. Ein schweres Unwetter mit Starkregen führt in weiten Teilen des Kreisgebiets zu Überschwemmungen und vollgelaufene Keller. Im Bönningheimer Stadtteil Hofen setzt ein Blitz ein Haus in Brand.
12. Die Porzellan-Manufaktur Ludwigsburg feiert mit einem Festakt ihre Gründung vor 250 Jahren. Das Traditionsunternehmen befindet sich in seinem Jubiläumsjahr in einer äußerst schwierigen wirtschaftlichen Situation und muss Ende August Insolvenz anmelden. Die drohende Schließung kann Mitte Dezember abgewendet werden, als das Land und die Stadt Ludwigsburg für insgesamt 150 000 Euro die Markenrechte kaufen und sich ein neuer Investor findet.
15. Bei der Bürgermeisterwahl in Affalterbach wird Amtsinhaber Steffen Döttinger mit 93,5 Prozent der Stimmen für weitere acht Jahre gewählt.

## Juli

1. Die Firma Salamander verlegt ihre Verwaltung nach Offenbach zum Stammsitz des Mutterkonzerns Egana-Goldpfeil und verlässt somit endgültig Kornwestheim, wo schon vor etlichen Jahren die Schuhproduktion eingestellt worden war.

15. Das neue Dienstgebäude des Polizeireviers Ludwigsburg wird offiziell eingeweiht. Das historische Cotta-Haus in der Stuttgarter Straße, in dem von 1768 bis 1773 Friedrich Schiller wohnte, wurde samt Nachbarhaus für rund fünf Millionen Euro saniert und umgebaut.
18. Der Kreistag beschließt, ab dem kommenden Jahr keine Jagdsteuer mehr zu erheben und dadurch die rund 150 Jäger im Kreis zu entlasten. Der Landkreis Ludwigsburg ist der erste Kreis in der Region, der diese seit gut 30 Jahren existierende Sondersteuer wieder abschafft.
23. Die Gemeinderäte von Ludwigsburg und Kornwestheim beschließen, die Stadtwerke der beiden Kommunen zur »Stadtwerke Ludwigsburg-Kornwestheim GmbH« zu fusionieren.
25. Bei der Bekämpfung eines Großbrands im Möglinger Industriegebiet sind bis zu 250 Feuerwehrleute aus zwanzig verschiedenen Wehren im Einsatz. Sie können jedoch nicht verhindern, dass eine Fleischfabrik fast komplett ausbrennt. Der Schaden wird auf rund fünf Millionen Euro geschätzt.

### September

5. Die Gesellschafter der Papierfabrik Gemmrigheim teilen mit, dass der Betrieb zum Jahresende eingestellt werden müsse. Das Aus für die 143 Jahre alte Fabrik wird mit steigenden Preisen für Energie und Rohstoffe und mit einem enger werdenden Markt begründet. Der Versuch der Gemeinde, mit dem Erwerb des Firmenareals den Weiterbetrieb zu sichern, bleibt erfolglos. Rund 160 Arbeitsplätze gehen verloren.
27. Auch in Ludwigsburg erinnern nun so genannte Stolpersteine, kleine Platten im Gehweg, an Bewohner der Stadt, die während des nationalsozialistischen Regimes ermordet wurden.
29. In Ludwigsburg wird mit einer Feierstunde die neue Theaterakademie eröffnet.

### Dezember

1. Die Zentrale Stelle zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen feiert mit einem Festakt im Ludwigsburger Schloss ihr 50-jähriges Bestehen. Bundespräsident Horst Köhler würdigt in einer Ansprache die Arbeit der Zentralen Stelle.
12. Nach den Gemeinderäten der Anliegerkommunen stimmt auch der Kreistag einem Konzept zur weiteren finanziellen Förderung der Strohgäubahn zu. Damit ist auch für die Zukunft der Betrieb der Bahnstrecke gesichert.
14. Mit knapp 58 Prozent der Stimmen wird Thomas Rosner zum neuen Bürgermeister von Steinheim gewählt. Der 48-jährige Versicherungsmanager und gelernter Verwaltungsfachmann setzt sich im zweiten Wahlgang gegen drei Konkurrenten durch und tritt Anfang Februar die Nachfolge von Joachim Scholz an, der nach zwölf Jahren in Steinheim im Juli zum Oberbürgermeister von Neckarsulm gewählt worden war.

19. Schock im Sersheimer Rathaus: Eine langjährige Mitarbeiterin hat fast eine halbe Million Euro aus der Gemeindekasse veruntreut.
31. Im Landkreis sind 9923 Menschen ohne Arbeitsplatz. Die Arbeitslosenquote beträgt 3,6 Prozent. Im Landesdurchschnitt sind es 4,1 Prozent, im Bundesdurchschnitt 7,4 Prozent. Die weltweite Finanz- und Wirtschaftskrise lässt jedoch auch im Kreisgebiet skeptisch auf die weitere Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt und in der Wirtschaft insgesamt blicken.

*Thomas Schulz*

## Buchbesprechungen

**Hermann Ehmer: Kleine Geschichte der Evangelischen Kirche in Württemberg.** Leinfelden-Echterdingen 2008, 192 Seiten, Abb.

Trotz der Bescheidenheit des Titels liefert das Buch einen sehr guten und umfassenden Überblick über die Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg. In dem in klarer Sprache geschriebenen und gut gegliederten Buch sind die regionalen Ereignisse stets auch in den Gesamtzusammenhang der allgemeinen Geschichte eingebunden.

Die Darstellung spannt den Bogen von der Reformation, der Geburtsstunde der späteren evangelischen Landeskirche, bis zum Mauerfall im Jahre 1989. Beschrieben werden die verschiedenen Strömungen in der evangelischen Kirche und ihre bedeutenden Persönlichkeiten genauso wie das Verhältnis der Kirche zu Gesellschaft und Staat in der jeweiligen Epoche. Besonders interessant sind dabei die Ausführungen über die Rolle der Kirche während der NS-Diktatur. Zahlreiche Abbildungen und eine Zeittafel runden das handliche Buch ab. Eine kleine Literaturzusammenstellung informiert über weiterführende Literatur.

*Wolfgang Läßle*

**Frank Huss: Eberhard Ludwig. Der schwäbische Sonnenkönig.** Gernsbach 2008, 228 S., Abb.

So ungläublich es klingen mag, aber von Herzog Eberhard Ludwig, dem Stadtgründer und Namensgeber Ludwigsburgs, gab es bis 2008, abgesehen von einigen Kurzbiografien in Sammelwerken, keine umfassende Biografie. Zum Jubiläumsjahr 2009 erschienen nun fast gleichzeitig zwei Biografien. Die eine von Paul Sauer – Besprechung weiter unten – und die andere von Frank Huss, einem gebürtigen Marbacher, der in Wien an einem Gymnasium unterrichtet.

Huss bemerkt im Vorwort, dass er trotz der politischen Verdienste des Herzogs »vorwiegend den kulturhistorischen Aspekt seiner Regierungszeit, folglich den entfalteten Prunk und die Verschwendung«, zum Schwerpunkt seiner Arbeit gemacht hat. So weist Huss in seiner Biografie mehrfach darauf hin, dass Eberhard Ludwig, dem Trend seiner Zeit entsprechend, nur drei wirkliche Freuden kannte: das Militär, die Jagd und die Frauen. Entsprechend ausführlich beschäftigt sich Huss deshalb mit der militärischen Karriere des Herzogs bis zum Reichsfeldmarschall und mit seiner aktiven Teilnahme am Pfälzischen und vor allem am Spanischen Erbfolgekrieg an der Seite des Prinzen Eugen und des badischen Markgrafen Ludwig Wilhelm, des Türkenlouis. Der Jagd als höfische Repräsentationsform sowie dem vom Herzog gestifteten Hubertus-Jagdorden ist ein weiteres umfangreiches Kapitel gewidmet. Die Beschreibung der barocken Prachtentfaltung am herzoglichen Hof vom Hofzeremoniell über die Feierlichkeiten von Geburts- und Namenstagen bis zu den Redouten und Opernaufführungen bilden einen weiteren Schwerpunkt. Der Beziehung zu Wilhelmine von Grävenitz ist natürlich auch ein Kapitel gewidmet. Eberhard Ludwig als Staatsmann oder der Bau des Schlosses Ludwigsburg wird nur am Rande gestreift.

Die Biografie ist locker geschrieben und liefert in den Hauptkapiteln viel Hinter-

grundinformationen, wobei allerdings die genealogischen Zusammenhänge und die bei den Kriegsschilderungen Schlag auf Schlag nacheinander aufgereihten historischen Ereignisse oft schwer zu durchschauen sind. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis beschließt die Biografie, besonders interessant, weil viele bisher unbekannte Quellen aus Wiener Archiven erwähnt werden. *Günther Bergan*

**Paul Sauer: Musen, Machtspiel und Mätressen. Eberhard Ludwig – württembergischer Herzog und Gründer Ludwigsburgs.** Tübingen 2008, 280 S., Abb.

Nach den Biografien von Herzog Carl Alexander, König Friedrich I., König Wilhelm I., König Karl und König Wilhelm II. hat Paul Sauer jetzt die längst überfällige Biografie von Herzog Eberhard Ludwig vorgelegt.

Eine Biografie verläuft in den seltensten Fällen geradlinig mit nur einem Handlungsstrang, in dem ein Ereignis dem anderen folgt. In der Regel setzt sich eine Biografie aus mehreren Schichten zusammen, die parallel nebeneinander verlaufen oder sich überschneiden, sich auf jeden Fall aber gegenseitig beeinflussen. An einem für Ludwigsburg aktuellen Beispiel wird dies besonders klar. 2009 feiert die Stadt den 300. Jahrestag des ersten Aufrufs zur Ansiedlung. Bekanntlich bedurfte es mehrerer solcher Aufrufe, bis 1715 der vierte endlich zum Erfolg führte. Das ablehnende und zögerliche Verhalten der Bevölkerung wird aber erst dann richtig verständlich, wenn man weiß, dass Württemberg seit 1701 in den Spanischen Erbfolgekrieg verwickelt war. Es herrschten also unsichere Zeiten, in denen niemand ein unnötiges Risiko eingehen wollte. Ruhe und Sicherheit traten erst 1714 nach dem Friedensschluss ein, das Wagnis einer Existenz-Neugründung in Ludwigsburg war deshalb überschaubar.

Paul Sauer beschreibt das Leben und Wirken, die staatsmännischen Verdienste und Schwächen von Eberhard Ludwig deshalb nicht als einen kontinuierlich fortschreitenden Vorgang, er zerlegt die Geschichte vielmehr in einzelne biografisch markante Schichten, die unabhängig voneinander beschrieben werden. Vereinzelt Wiederholungen sind dabei nicht zu vermeiden. Eine Vorgehensweise, die sehr viel zum Verständnis der spannenden, aber oft auch verwirrenden Zusammenhänge beiträgt. Eine Auswahl einzelner Themenschwerpunkte: Die ersten Regierungsjahre. Der Herzog im Spanischen Erbfolgekrieg. Die Konfrontation mit den Landständen. Der Barockfürst. Der Bau des Schlosses und die Gründung der Stadt. Wilhelmine von Grävenitz. Erbprinz Friedrich Ludwig. Änderungen in Regierung und Verwaltung. Der Tod von Eberhard Ludwig. Der Nachfolger Herzog Carl Alexander.

Das Buch beschreibt eine unruhige Zeit des Umbruchs. Die Erwähnung und Beschreibung von eher nebensächlich erscheinenden Ereignissen am Rande lockert zum einen den Inhalt auf, ermöglicht zum anderen dadurch einen ungezwungeneren Blick auf die großen Dinge der Geschichte. Die Abbildungen sind sparsam über das Buch verteilt, dafür sind die Anmerkungen und das Quellen- und Literaturverzeichnis umfangreich. Der Titel der Biografie scheint als Stabreim durchaus gelungen, im Gegensatz zum seriösen Inhalt aber doch etwas fehl am Platz. *Günther Bergan*

**Mascha Riepl-Schmidt: Mathilde Planck. Für Frieden und Frauenrechte.** Leinfelden-Echterdingen 2009, 127 S., Abb.

Mathilde Planck lebte und wirkte als vielseitig kämpferisch engagierte Frau von 1861 bis 1955. »Das Verstelltsein von Männern, das Vergessen sein in der historischen



Aufarbeitung – das war lange Zeit das Schicksal Mathilde Plancks.« Dieses Ver-säumnis hat die Frauenforscherin Mascha Riepl-Schmidt beendet. Sie erforschte und bündelte die »von Männern beschattete Geschichte« Mathilde Plancks in einer Biographie, »deren Anspruch es ist, in Wort und Bild das Lebenspuzzle der Lehrerin, der Redakteurin, der »frauenbestrebten« Netzwerkerin, der Friedensfrau und Politikerin Mathilde Planck in einem genderorientierten Zeitkolorit neu zusammenzufügen«.

Die Biografie ist in fünf Hauptkapitel gegliedert, entsprechend den entscheidenden Lebensabschnitten von Mathilde Planck. Kindheit und Jugend sind geprägt von der Verpflichtung gegenüber der Familie und vom geistigen Einfluss des Vaters, des Theologen und Philosophen Karl Christian Planck. Den Beruf der Lehrerin ergreift Mathilde Planck nicht aus Veranlagung, sondern aus Pflichterfüllung. Sie setzt sich für eine verbesserte Mädchen- und Lehrerinnenbildung ein, gründet 1890 den Verein der »Württembergischen Lehrerinnen« und ist Vorsitzende des Vereins »Frauenbildung und Frauenstudium«. Sie arbeitet als Journalistin und Redakteurin, fühlt sich als Mitglied der bürgerlichen Frauenbewegung nach wie vor traditionellen Werten verpflichtet und steht damit im Gegensatz zu der radikaleren proletarischen Frauenbewegung um Clara Zetkin. Als Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei zieht Mathilde Planck als eine der ersten Frauen 1920 in den württembergischen Landtag ein. Sie ist Mitbegründerin der GdF Wüstenrot und verantwortlich für die Erbauung eines Altenwohnheims in der Ludwigsburger Erlachhofstraße. Während des nationalsozialistischen Regimes zieht sie sich aus der Öffentlichkeit zurück und gibt die philosophischen Schriften ihres Vaters heraus. Ihre letzten fünf Lebensjahre verbringt Mathilde Planck im Ludwigsburger Gerok-Heim.

Die vorliegende Biografie ist eine frauenbewegte Biografie, in der Mathilde Plancks Engagement für die Gleichberechtigung der Frauen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts im Vordergrund steht. Die Beziehung von Mathilde Planck zu Ludwigsburg spielt dabei aber eine untergeordnete Rolle – die Gründung des Altenheims 1930 und dessen Auflösung 1936 bleibt deshalb eine auf zwei Seiten beschriebene Episode. Bedauerlich, dass die Autorin auf die Hintergründe und Auswirkungen einiger diskussionswerter Details – z. B. das konfliktgeladene Verhältnis zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Frauenbewegung oder die Einstellung von Mathilde Planck zur Berufstätigkeit von verheirateten Frauen, zur Abtreibung sowie zur Verhütung – nicht näher eingeht bzw. sie nur anreißt. Schade auch, dass die Lektorin auf die Durchsicht des Buches nicht gerade die größte Sorgfalt verwendet zu haben scheint. Bibliografische Hinweise sowie mehrere, bisher noch nicht veröffentlichte Fotografien von Mathilde Planck ergänzen die Biografie.

In Ludwigsburg erinnert der Namen der Mathilde-Planck-Schule sowie eine Büste im Lichthof der Schule an die engagierte Frau, während die Planckstraße ihrem Vater gewidmet ist.

*Günther Bergan*

**Marion Petri und Stefan Benning: »Wir sind mittlerweile schon halbe Schwaben geworden«. Die Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen in Bietigheim und Bissingen zwischen 1945 und 1960.** Schriftenreihe des Archivs der Stadt Bietigheim-Bissingen, Band 8. Bietigheim-Bissingen 2008, 222 S., Abb.

Das vorliegende Buch ist eine Dokumentation, die im Auftrag des Bietigheim-Bissingener Gemeinderats in den Jahren 2005 bis 2007 vom Stadtarchiv erstellt wurde. Nach Aussage von Stadtarchivar Stefan Benning ist die Dokumentation als Grundlagearbeit

zu verstehen, die versucht, das persönliche Erleben der Integration aus Sicht der Vertriebenen und Einheimischen in eine dauerhafte und wissenschaftlich verwertbare Form zu bringen. Dazu führte Marion Petri insgesamt 30 Gespräche mit verschiedenen Zeitzeugen. Der Inhalt dieser Gespräche, auszugsweise wiedergegeben, bildet den Mittelpunkt der einzelnen Kapitel. Die Aussagen der einzelnen Gespräche werden anhand von Dokumenten, Fotos und privaten Erinnerungsstücken kommentiert und erweitert.

Die Gliederung der Dokumentation folgt dem zeitlichen Ablauf der Geschehnisse. Nach einem einführenden Kapitel über die allgemeine Situation Bietigheims nach dem Ende des Krieges folgen Berichte über die Vertreibung. Die Schilderung der Ankunft in Bietigheim und die erste Unterbringung in Barackenlagern und Notunterkünften schließt sich an. Mit der Zuweisung in Privatunterkünfte, den Wohn- und Ernährungsverhältnissen, der notwendigen Versorgung mit Hausrat und Bekleidung sowie dem häufigen Unverständnis des Schwäbischen beschäftigt sich das nächste Kapitel. Die Eingliederung in das berufliche, kirchliche, gesellschaftliche und politische Leben sowie der kommunale bzw. private Wohnungsbau Anfang der 1950er Jahre sind entscheidende Schritte hin zur Integration, die allgemein 1960 als abgeschlossen angesehen wird.

*Günther Bergan*

**Alke Hollwedel: Ludwigsburg. Gesichter einer Stadt.** Erfurt 2009, 96 S., Abb.

Alke Hollwedel, seit gut einem Jahr Leiterin des Städtischen Museums Ludwigsburg, hat als Begleitbuch zu einer gleichnamigen Ausstellung im Museum diesen handlichen Bildband mit über 140 historischen Aufnahmen von Ludwigsburg zusammengestellt. Der Großteil der Aufnahmen stammt dabei aus dem fotografischen Sammlungsbestand des Museums. Die Auswahl beschränkt sich allerdings nur auf die Kernstadt.

Der Titel des Buches ist Programm. Die ausgewählten Aufnahmen zeigen nicht allein historische Gebäude von Ludwigsburg, vor denen einzelne Personen als kleinformatig unbedeutende Staffage fungieren. Sie zeigen in erster Linie Menschen, die in Ludwigsburg gelebt, gearbeitet und ihre Freizeit verbracht haben, in den für sie typischen Umgebungen, also vor oder in ihren Häusern bzw. Arbeitsstätten. Auf den Aufnahmen stehen die Menschen im Vordergrund, die Gebäude sind die Staffage. Entsprechend ist die Abfolge der Aufnahmen gegliedert. Auf das erste Kapitel »Alltags- und Arbeitsleben« folgen »Festtage und Ereignisse«. »Persönlichkeiten« als Portrait- und Gruppenaufnahmen zeigt das nächste Kapitel. »Lebensstationen« – Kindheit, Schule, Militär, Vereine – beschließen die Sammlung.

Die historischen Schwarz-Weiß-Aufnahmen umfassen etwa den Zeitraum von 1860 bis 1960, eine Zeit also, in der das Fotografieren noch anstrengende Arbeit war, sowohl für den Fotografen wie für den Fotografierten. Viel Zeit musste für die Erstellung einer Aufnahme verwendet werden, man sieht es den Fotos an. Sie strahlen Ruhe aus, sind sorgfältig inszeniert und komponiert, nichts ist dem Zufall überlassen. Schnappschüsse sind selten.

Ein Buch zum Blättern und Entdecken einer vergangenen Zeit. Die Autorin hat auf kommentierende Texte verzichtet. Knappe Bildunterschriften vermitteln die nötigen Informationen. Die ab und zu eingeschlichenen Fehler und Unstimmigkeiten bei den Bildunterschriften möge der geneigte Leser mit den in der Kürze der Zeit noch nicht ganz gefestigten örtlichen Geschichtskenntnissen der Autorin entschuldigen.

*Günther Bergan*

**Albrecht Gühring: Marbach am Neckar.** Erfurt 2004, 96 S., Abb.

Der Marbacher Stadtarchivar hat für die Reihe »Archivbilder« des Erfurter Sutton Verlags einen Bildband mit historischen Ansichtskarten von Marbach zusammengestellt. Die ausgewählten 160 Karten stammen fast alle aus der Sammlung des Stadtarchivs. Die älteste, eine lithographierte Karte, wurde 1885 geschrieben, die neueste, eine Ansicht des Stadtteils Hörnle, zu Beginn der 1970er Jahre.

Die abgebildeten Ansichtskarten sind nach einzelnen Stadtvierteln bzw. Themengruppen geordnet. Kommentierende Bildunterschriften liefern die zum Verständnis der Karten hilfreichen stadthistorischen Hintergrundinformationen. Der Bildband wird zu einer Begegnung mit einem längst vergangenen Marbach. Er macht deshalb neugierig und lädt zu einer Suche nach den Spuren dieses alten Marbachs in den heutigen Straßen der Stadt ein.

*Günther Bergan*

**Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz, Band 11 und Band 12.** Vaihingen 2005 bzw. 2008, 254 bzw. 288 S., Abb.

Der umfangreiche Beitrag von Manfred Scheck »Musik und Musiker in Vaihingen. Ein Beitrag zur Kultur- und Sozialgeschichte der Stadt« bildet jeweils den Schwerpunkt der beiden Bände. Für den Autor eine gewaltige Aufgabe, galt es doch insgesamt fünf Jahrhunderte städtischer Musikgeschichte, beginnend mit dem ersten bekannten Zinkenisten Ende des 15. Jahrhunderts, zu erforschen und zu dokumentieren.

Der in Band 11 abgedruckte erste Teil umfasst den Zeitraum von 1470 bis 1848, in dem die Musikpflege finanziell und organisatorisch im Verantwortungsbereich der Stadt lag. Stadtzinkenisten oder Stadtpfeifer versahen die so genannte Hochwacht und hatten das Privileg für Musikauftritte in der Stadt. Um die Pflege der Kirchenmusik sorgten sich Stadt und Dekan gemeinsam. Die Schulmeister leiteten den Chor und versahen oft das Amt des Organisten. Später wurden beide Ämter zusammengefasst und von einem Musikdirektor geleitet. In weiteren Kapiteln geht Manfred Scheck auf das Musikrepertoire, die ortsansässigen Komponisten und Instrumentenbauer ein.

Mit dem Jahr 1848 zog sich die Stadt aus der Musikpflege zurück und überließ den Bürgern und Vereinen die Ausübung und Förderung der Musik. Der in Band 12 abgedruckte zweite Teil umfasst die spannende und ausführlich dokumentierte bürgerliche Musikgeschichte bis zur Gegenwart. Die Gründung der unterschiedlichen Gesang- und Musikvereine, deren wechselvolle Entwicklung und Geschichte stehen dabei neben der Würdigung von Leben und Werk der Repräsentanten des Vaihinger Musiklebens im Vordergrund dieser Epoche.

In weiteren Beiträgen von Band 11 stellt Ernst Eberhard Schmidt Leben und Wirken des Vaihinger Bürgermeisters Philipp Friedrich Weiß (1653-1720) dar. Die Geschichte der Seemühle und die Geschichte des Hofguts Kleinglattbach sind die Themen der Aufsätze von Erich Viehöfer bzw. von Otto-Heinrich Elias. Monika Balzert und Manfred Warth geben den in Latein verfassten Forschungsbericht des Apothekers Sigel über den »Enzweihinger Marmor« in deutscher Sprache wieder. Mit dem Naturforscher Hans Krieg und seinen Reisen durch Südamerika beschäftigt sich der Aufsatz von Ernst Josef Fittkau. Paul Sauer ist mit einem Beitrag über Klöstitz, einer der ältesten deutschen Siedlungen in Bessarabien, vertreten. Ein Sprung in die Gegenwart beschließt Band 11: Oscar Gabriel präsentiert und kommentiert in seinem Beitrag »Vaihingen an der Enz – Löwenstark?« die Ergebnisse einer im Frühjahr 2002 durchgeführten Bevölkerungsbefragung zum Thema Lebensqualität in Vaihingen.

Nach einem Bericht über die Ausgrabungen eines römischen Gutshofs im Gewann Leinfelder Täle von Rüdiger Krause folgen im Band 12 zwei Aufsätze, die uns heutige zart besaitete Zeitgenossen etwas schauen lassen. Unter dem Titel »Ein göttlicher Stand« beschäftigt sich Helmut Belthle zunächst mit dem in der Mitte des 17. Jahrhunderts tatsächlich für göttlich erachteten Stand der Scharfrichter im Allgemeinen, um dann auf die Vaihinger Scharfrichter und Abdecker oder Kleemeister näher einzugehen. Gudrun Aker geht danach in ihrem Aufsatz »Ein Pfarrermord in Horrheim« dem realen Hintergrund der in einer mittelalterlichen Reimchronik beschriebenen Ermordung des Horrheimer Pfarrers nach. Band 12 schließt mit dem Beitrag »Ich habe die Halbtoten von Vaihingen gesehen« der Jenaer Studentin Franziska Reise, in der sich die Autorin mit der autobiografischen Erzählung »Nacht über dem Tal« von Wendelgard von Staden und der Bedeutung der Erzählung innerhalb der aktuellen deutschen Erinnerungskultur auseinandersetzt.

*Günther Bergan*

**Hans Ulrich Jordan: Ludwigsburger Porzellan 1919-1927.** Ludwigsburg 2009, 152 S., Abb.

In der Ausstellungsreihe »Das alte Handwerk« zeigte der Bürgerverein der Unteren Stadt 2009 im Heilbronner Torhaus eine von Hans Ulrich Jordan konzipierte Ausstellung mit Exponaten der zwischen 1919 und 1927 bestehenden zweiten Ludwigsburger Porzellanmanufaktur. Gleichzeitig zur Ausstellung erschien eine Broschüre, in der alles Wissenswerte über die nur wenig bekannte und beachtete zweite Ludwigsburger Porzellanmanufaktur zusammengetragen ist.

Im Mittelpunkt steht die kurze Geschichte der Manufaktur, deren Produktionsstätten sich im ehemaligen »Laborierbau« an der Ecke Siegesstraße/Solitudeallee, dem heutigen Getrag-Gelände, befanden. Zahlreiche historische wie auch aktuelle Fotos des umfangreichen Sortiments der Manufaktur schließen sich an. Besonders interessant sind die bisher unbekanntenen Innen- und Außenaufnahmen der Manufaktur aus dem Jahr 1922. Ein größerer Abschnitt ist dem verwirrenden Thema der so genannten Marken-Diskussion und dem Rechtsstreit mit der zur gleichen Zeit produzierenden Manufaktur in Schorndorf gewidmet.

Die vorliegende Broschüre ist als erster und deshalb wichtiger, noch ausbaufähiger Schritt zur weiteren Beschäftigung mit der zweiten Ludwigsburger Porzellanmanufaktur zu betrachten. Leider fehlt der notwendige Bildnachweis sowie das ergänzende Quellenverzeichnis.

*Günther Bergan*

**Hans Dieter Flach: Blumenmalereien von Joseph Jakob Ringler und Gottlob Friedrich Riedel auf Ludwigsburger Porzellan,** in: *Keramos* Heft 202, Oktober 2008, S. 31-38, Abb.

Ein weiterer Beitrag von Hans Dieter Flach zum Thema Ludwigsburger Porzellan in der Zeitschrift der Gesellschaft der Keramikfreunde Düsseldorf. Hinweise auf frühere Beiträge dieser Art von Hans Dieter Flach finden sich in den Ludwigsburger Geschichtsblättern Heft 56 (2002) bzw. Heft 61 (2007).

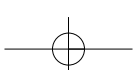
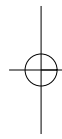
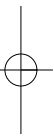
Flach stellt die auf Ludwigsburger Porzellan selten zu findenden Blumenmalereien von Ringler und Riedel vor und weist auf die stilistischen Besonderheiten und Unterscheidungsmerkmale hin.

*Günther Bergan*

## Bildnachweis

Hauptstaatsarchiv Stuttgart: S. 43, 154, 163, 174, 176  
Landeskirchliches Archiv Stuttgart: S. 131, 146  
Landesmuseum Württemberg: S. 16  
Schiller-Nationalmuseum Marbach: S. 181, 184  
Schlossverwaltung Ludwigsburg: S. 22  
Schulz, Daniel: S. 48, 49  
Schulz, Thomas: S. 63, 65  
Silberburg-Verlag Tübingen: S. 14  
Stadtarchiv Ludwigsburg: S. 56, 60, 78, 81, 84 (u.), 86, 87, 95-120, 142, 157, 160, Umschlagbild  
Stadtarchiv Marbach: S. 172  
Städtisches Museum Ludwigsburg: S. 32, 70-76, 83, 84 (o.), 85, 88, 128  
Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg: S. 133  
Württembergische Landesbibliothek Stuttgart: S. 29, 41, 45





## »Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–2009

Heft	Jahr	Seiten	Heft	Jahr	Seiten
<b>Redaktion Christian Belschner:</b>			<b>Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:</b>		
1	1900	87	33	1981	256
2	1901	100	34	1982	176
3	1903	106	35	1983	180
4	1905	186	36	1984	242
5	1909	115	37	1985	245
6	1911	88	38	1985	196
7	1913	57	39	1986	224
8	1916	48	40	1987	252
9	1923	119	41	1988	200
10	1926	107	42	1988	224
11	1930	133	43	1989	188
12	1939	46	44	1990	232
<b>Redaktion Dr. Oscar Paret:</b>			45	1991	236
13	1957	140	46	1992	232
14	1960	66	47	1993	168
<b>Redaktion Heinrich Gaese:</b>			48	1994	196
15	1963	162	49	1995	264
16	1964	203	50	1996	200
17	1965	207	51	1997	244
18	1966	192	<b>Redaktion Dr. Thomas Schulz:</b>		
19	1967	164	52	1998	240
20	1968	196	53	1999	228
<b>Redaktion Dr. Willi Müller:</b>			54	2000	220
21	1969	92	55	2001	256
22	1970	116	56	2002	204
23	1971	195	57	2003	200
24	1972	272	58	2004	296
25	1973	141	59	2005	216
26	1974	141	60	2006	224
27	1975	199	61	2007	216
28	1976	161	62	2008	220
29	1977	179	63	2009	204
<b>Redaktion Dr. Paul Sauer:</b>			Hefte 1–4, 11, 13, 26 und 28 vergiffen, alle anderen lieferbar.		
30	1978	128	Ebenfalls noch lieferbar ist der 1997 vom Historischen Verein zu seinem 100-jährigen Jubiläum herausgegebene Sammel- band »Ludwigsburg. Erinnerungen aus Stadt und Kreis 1897–1997«.		
<b>Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:</b>					
31	1979	148			
32	1980	188			

Bestellungen: Buchhandlung Aigner, Arsenalstraße 8, 71638 Ludwigsburg

